

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Astel, Becker, Däbritz, Eberle, Flacke, Hatry, Huber, Kofler, Lassahn, Rubinstein, Rupprecht, Schröpfer, Spöcker, Stössel, Timm, Troppmann, Walbert

Ja bist Du nicht Manns genug: *Antje Kunstmann, Elisabeth Meise-Ball, Dagmar Timm-Ploetz, Ingeborg Weber*
Johanna Hund: Frauenarbeitslosigkeit und Frauenarbeit
Vera Botterbusch: Adam und Eva
Gespräche zum Arbeitsgesetzbuch der DDR: *Anni Neumann, Ruth Gebhardt / Elsa Schlösser, Irmtraud Morgner*

Ursula Püschel: Exilierte und Verlorene – Ingeborg Bachmann
Hiltrud Gnüg: Gibt es eine weibliche Ästhetik?
Berichte, Interviews: *Gisela Elsner, Leonie Ossowski – Monika Sperr*: Karin Struck, *Elvira Högemann-Ledwohn*: Günter Herburger, *Manfred Bosch*: August Kühn, *Oskar Neumann*: Rolf Hochhuth, *Michael Springer*: Franz Kafka

**EMANZIPATION
IN DER KRISE**

Menschen - Städte und Natur Bildbände über Portugal - Italien - Ägypten



Thomas Billhardt

Noch steht der Schiefe Turm...

Streifzüge durch die rote Toskana

Eine geschichtsträchtige Region, die rote Toskana. Wo Michelangelo seine unvergleichlichen Skulpturen schuf und Galilei dem mittelalterlichen Glauben seine wissenschaftlichen Erkenntnisse entgegengesetzte, wo im Jahre 1921 die Italienische Kommunistische Partei gegründet wurde und im Zweiten Weltkrieg eines der Zentren des antifaschistischen Widerstandskampfes lag, spürte der Fotograf den Menschen des Italien von heute nach.

Thomas Billhardt
Noch steht der schiefe Turm ...

200 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—



Günter Karau Jochen Moll

Ihre Eindrücke und Erkenntnisse im Portugal des April 1974 legen zwei bekannte Journalisten in Reportagen und Fotos in diesem Band vor. Sie versuchen, die wesentlichen Bedingungen für den Sturz des Caetano-Regimes darzulegen, sie schildern die Vorgänge am 24. und 25. April 1974 und sie zeigen einige der sich daraus ergebenden Probleme.

Günter Karau/Jochen Moll
Grandola

160 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—



Ein kritischer Bildband über Ägypten
Episoden, Lustiges, Ärgerliches, Politisches über Studenten, Händler, Künstler, Lehrer, Architekten, Scheichs, Zuhälter und Mönche.

Dietmar Dierenberg/Jochen Moll
Gelächter an den Pyramiden

208 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—

Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt beim
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144 · 8000 München 40

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

EMANZIPATION IN DER KRISE

Zu diesem Heft

<i>Landfried Schröpfer: Allein unter Frauen</i>	3
<i>Helmut Walbert: Sechs Damen am Abend</i>	7
<i>Jürgen Peter Stössel: Ein Mannequin will Medizin studieren</i>	9
<i>Artur Troppmann: Die Lurer - Die Büglerin</i>	14
<i>Knut Becker: Sie sind einer unserer Besten</i>	17
<i>Michael Hatry: Cuba</i>	20
<i>Arnfrid Astel: Ein Schlipス etwa</i>	22
<i>Uwe Timm: Hosianna</i>	23
<i>Uschi Flacke, Christl Spöcker, Imme Rupprecht, Bernd Eberle, Heinz G. Huber: Neue Gedichte</i>	24
<i>Hilde Rubinsteiп: Hier konnten Familien Kaffee kochen</i>	40
<i>Erika Däbritz: Einen Namen hat sie nicht</i>	45
<i>Bernhard Lassahn: Wer war Michelangelo?</i>	53
	59
 Ja bist Du nicht Manns genug ... – <i>Antje Kunstmann, Elisabeth Meise-Ball, Dagmar Timm-Ploetz, Ingeborg Weber im Gespräch mit Elvira Högemann-Ledwohn</i>	
<i>Johanna Hund: Frauenarbeitslosigkeit und Frauenarbeit</i>	60
<i>Vera Botterbusch: Adam und Eva</i>	72
<i>Drei Gespräche zum Arbeitsgesetzbuch der DDR – Anni Neumann: So entstehen bei uns Gesetze</i>	78
<i>Ruth Gebhardt und Elsa Schlosser: Unsere Antwort heißt neue Ideen</i>	85
<i>Irmtraud Morgner: Weltpitze sein und sich wundern, was noch nicht ist</i>	89
<i>Raoul Hoffmann: Karneval in Rio</i>	95
	100
 <i>Gerhard Kofler: Ingeborg Bachmann / Nachtrag zu Paul Celan</i>	105
<i>Ursula Piischel: „Exilierte und Verlorene“ – Ingeborg Bachmann</i>	107
<i>Gisela Elsner: Vereinfacher haben es nicht leicht</i>	123
<i>Leonie Ossowski: Keine Lesung für Martel Hoffmann</i>	126
<i>Hiltrud Gnüg: Gibt es eine weibliche Ästhetik?</i>	131
<i>Monika Sperr: Das Leben als Beigeschmack des Todes</i>	141
<i>Elvira Högemann-Ledwohn: Der Aufschwung zum Handeln</i>	146
<i>Manfred Bosch: Ein Held auf der Flucht vor sich selbst</i>	153
<i>Oskar Neumann: Gegen die nächste Hinrichtung</i>	159
<i>Michael Springer: Beim Lesen alter Bücher</i>	163
 Anmerkungen	176

Zu diesem Heft

Der Vorsitzende des Schriftstellerverbands, Bernt Engelmann, sprach auf der Frankfurter Buchmesse 1977 von „Brunnenvergiftung“ und „Hexenjagd“ gegen Intellektuelle. Luise Rinser stellte aufgrund persönlicher Erfahrung „parallele Symptome“ zu der Zeit fest, als der Nationalsozialismus hochkam. Macht es unter solchen Umständen noch einen Sinn, von Emanzipation zu reden, auch von *Emanzipation in der Krise*? Wir meinen, gerade jetzt muß man darüber reden (und nicht nur reden), um gemeinsam herauszukommen aus der Krise, hin zur Emanzipation. Luise Rinser sagte weiter: „... noch haben wir eine gute Verfassung, die, wenn der Staat danach handeln würde, ausreichen würde, uns in einem guten Zustand relativen Friedens zu halten.“ Wie relativ dieser „gute Zustand“ zu nehmen ist, eben weil unsere Verfassungswirklichkeit sich so wenig deckt mit dem Verfassungstext, läßt sich nachlesen zum Beispiel in dem autobiographischen Bericht von Peter O. Chotjewitz, „Der dreißigjährige Friede“: bei allem, was über die Verhältnisse kritisch zu sagen ist, also immerhin *F r i e d e* und nicht, wie der *Bayernkurier* meinen machen will, *B ü r g e r k r i e g*, oder mindestens die letzte Stufe davor. Diese Hysterie zielt auf Panik in der Bevölkerung und soll testen, wie weit der psychologische Krieg nach innen an die Mobilmachung für „Volksgemeinschaft“ heranführen kann. Die Angstmacherei reflektiert aber auch Bewußtsein der Herrschenden: Ihre Krise, in der heutigen Weltlage erst recht verbunden mit einer Einschränkung imperialistischer Spiel- und Aggressionsräume, läßt sie vor der Zukunft bangen. Nun wollen sie uns mit Schreckenstaten und Drohgebäuden so viel Furcht einjagen, daß wir das Ducken als kleineres Übel ansehen gegenüber dem vermeintlich größeren Risiko, durch Kritik, Protest und Widerstand aufzufallen und auf die schwarzen Listen gesetzt zu werden. Wie der Grafiker Klaus Staeck, dem eine Ausstellung nach der anderen abgesagt wird. Wie der „Baggerführer Willibald“, der in Freiburg im Musikunterricht der Schule nicht mehr vorkommen darf. Wie „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“, die der Würzburger Intendant vom Spielplan abgesetzt hat. Wie „Notizen aus der Provinz“ und alle die anderen Beiträge, die derzeit aus den Rundfunk- und Fernsehprogrammen fliegen, sobald man im Dunstkreis des Franz Josef Strauß die Stirne runzelt. Wie im Fall Ernst Volland, der – wegen einer zeitlich zurückliegenden Fotomontage mit Schleyer-Porträt von *Bild* als Sympathisant des Terrorismus diffamiert – ebenso wie seine Eltern, Frau und Mitarbeiter über Telefon Morddrohungen erhält und seine Lehrtätigkeit in Bielefeld gefährdet sieht. Wie der Verlagsleiter der Julius Beltz KG in Weinheim, dem nahegelegt wurde, redaktionelle Mitarbeiter „auf ihr Verhältnis zu den Mörtern zu überprüfen ... eventuell durch Einschalten der Staatsschutzorgane.“ Eine Dokumentation allein der jüngsten Repressalien würde Bände füllen. Eben, wie damals, vor 1933?

Ohne Zweifel ist die bundesdeutsche Wirklichkeit dabei, die Vorwarnung von Alfred Andersch in „Artikel 3 (3)“ einzuhören: *die gesellschaft ist wieder geteilt in wächter und bewachte – wie gehabt*. Das heißt indes nicht – und so wollte auch Andersch nicht verstanden sein –, daß die BRD ein NS- oder SS-Staat ist oder daß wir nun vor der Etablierung eines neuen, vielleicht auch etwas variierten, Faschismus stehen. Die Herrschenden können noch anders, und sie können nicht mehr so wie gehabt. Das internationale Kräfteverhältnis hat sich gegen sie, zuungunsten des Imperialismus verändert, die Weltlage steht gegen eine Faschisierung und auch ihr eigenes Interesse spricht insoweit dagegen, als damit ihre Globalstrategie des „Aufweichens“ in der Auseinandersetzung mit dem Sozialismus ebenso in sich zusammenfiele wie die Rolle, die sie mit ihrem „Modell BRD“ in Westeuropa spielen wollen. Indes, sie sind in der Klemme: Die Gewerkschaften, die marxistische Arbeiterpartei, die Frauenbewegung, die Jugend und die Studenten, die Schriftsteller der demokratischen und

sozialistischen Literaturströmung haben sich in den letzten zehn Jahren – die Gegenstöße der Reaktion mit DKP-Verdikten, Berufsverboten, Zensurmaßnahmen allemal eingerechnet – zunehmend mehr Spielraum, mehr Öffentlichkeit, mehr Resonanz für ihre Vorstellungen von notwendiger Veränderung verschafft; schon die Reformansprüche übersteigen, was das von seinen Krisen geschüttelte System derzeit noch zu leisten imstande ist. Das gilt heute schon und erst recht in Zukunft, wenn noch mehr Arbeitslose nach ihrem ersten Menschenrecht fragen, wenn die junge Generation endlich wissen will, was nun werden soll, wenn immer mehr Frauen gleichberechtigt sein und menschlich leben möchten.

Da keine dieser Fragen ohne gesellschaftliche Alternative zu beantworten ist, ja schon kein Schritt vorwärts zu mehr sozialen und demokratischen Rechten machbar wird ohne mit dem Gesetz des höchsten Profits für das größte Kapital in Widerspruch zu geraten, geht der Kurs der Herrschenden dahin, schon die Wünsche zu verteufeln und zu unterdrücken: die DGB-Aktion „Stop Jugendarbeitslosigkeit“ und den Anspruch der Frauen auf Gleichberechtigung, die gewerkschaftlichen Forderungen nach verkürzter Arbeitszeit und qualifizierter Mitbestimmung, das Eintreten des Schriftstellerverbands für verbindliche Tarife und die literarische Ermutigung der unter gegen die Angst- und Gesetzmacherei derer, die noch oben sind. Dazu sollen Recht der Versammlung, der Demonstration und des Streiks, das Recht des Beschuldigten und seines Verteidigers, die Freiheit der Wissenschaft, der Lehre und der Kunst. Den Weg zur Kirchhofsrufe soll der Rechtsdruck ebnen, und das Instrument ihrer Perfektionierung soll schließlich der zunehmend autoritäre Staat sein. Die Demokraten erleben jetzt in ihrer Gesamtheit, wie das „irrationale Feindbild“ vom „Linken“, vom „Kommunisten“, auf dessen gefährliche Wirksamkeit in der traduierten Mentalität des Bundesbürgers Luise Rinser hinweist, sie alle trifft. Zu entschärfen ist diese Gefahr nicht durch Distanzierung, sondern nur durch Solidarisierung. Daß Solidarität vor allem auch zwischen Gewerkschaften und Intellektuellen auf der Tagesordnung steht, dafür waren die Worte von Bernt Engelmann an die Adresse der Kollegen im DGB, „sich nicht von den professionellen Panikmachern und Brunnenvergiftern davon abbringen zu lassen, mit uns die Republik zu verteidigen“, ebenso beweiskräftig wie die darauf folgende Resonanz auf dem Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier, in den Reden der Kollegen Mahlein und Hensche, in den Beschlüssen der Delegierten. Gleiches gilt von der Weigerung der IG Metall, ihre sozialen Forderungen hinter den Lebensanspruch der Arbeiterschaft zurückzuschrauben, und vom entschiedenen Festhalten des Verbandstags der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft am Konzept einer demokratischen Bildungsreform.

Das alles ist nicht etwa weit ab von Emanzipation, es ist das Thema, wie übrigens auch das Gespräch bestätigt, das fünf Frauen unterschiedlicher Berufe und Anschaungen über ihre Probleme der Emanzipation – schon klar in vielen Fragen des Betriebs, noch tastend in denen nach der Zukunft der Familie – in diesem Heft führen. Wie auch immer Frauenproblematik angegangen wird, niemand kann heute die zunehmende, und wie Johanna Hund darstellt, begründete Angst um den Arbeitsplatz und die wachsende Sorge um die Kinder übersehen oder für geschlechtspezifisch halten. Wenn es sich aber um gesellschaftliche Fragen, durchaus mit besonderer Belastung der Frau handelt, dann kann diese eine Besserung und Lösung nur mit Männern an der Seite, nur in und mit ihrer Gewerkschaft, in und mit ihrer Partei erwarten und anstreben, die diese Bereiche als Feld ihrer Aktivität um so eher erschließen werden, je mehr Frauen sich dort engagieren. Anders ist soziales und

demokratisches Interesse der arbeitenden Menschen heute nicht mehr wahrzunehmen, anders auch nicht „den Nutznießern des Terrors die Suppe zu versalzen“ (Bernt Engelmann).

In der politischen Manifestation stellt sich das neue Verständnis, daß es um die Existenzbedingungen von humanistischem Denken, Schreiben und Handeln gegen das Trommelfeuer der vereinigten Rechten geht, bereits her. So heißt es in der Erklärung „Für die Verteidigung der Grundrechte und für die Freiheit des Denkens“, gegen den Rechtsdruck und gegen das Einschwenken der Regierung auf Rechtskurs, unterzeichnet unter anderem von den Autoren Alfred Andersch, Peter O. Chotjewitz, Ingeborg Drewitz, Bernt Engelmann, Josef Reding und Luise Rinser: „... allenthalben entwickelt sich demokratischer Widerstand. Er manifestiert sich in den Gewerkschaften, den Parteien, den Kirchen – in der ganzen Öffentlichkeit. Erwendet sich gegen den Versuch, die Ideen des demokratischen und sozialen Fortschritts zu verunglimpfen. Er richtet sich gegen die Absicht, das Recht auf Veränderungen und Reformen als einen Anschlag auf das vorgebliche Gemeinwohl zu kriminalisieren. Bestürzend ist angesichts dieser Lage die Neigung in Regierungskreisen, sich diesem Druck der Reaktion zu beugen und namens der Bekämpfung des Terrorismus die Grundlagen unserer Verfassung zu demonstrieren. Die schon beschlossenen und angekündigten gesetzlichen Maßnahmen, die auf eine Außerkraftsetzung rechtsstaatlicher Grundsätze hinauslaufen, sind nicht geeignet, dem Terror Einhalt zu gebieten, wohl aber durch Zerstörung der verfassungsmäßigen Voraussetzungen von Demokratie und Freiheit diese abzuschaffen... Aus diesem Grunde rufen wir jetzt und hier alle Demokraten auf, nicht zu schweigen und unter Zurückstellung nachrangiger Meinungsverschiedenheiten für den Schutz der demokratischen Grundrechte und Freiheiten in der Bundesrepublik zusammenzuarbeiten.“

Ausgehend von ihren Erfahrungen werden immer mehr Autoren eine solche Sicht auf den Gang der gesellschaftlichen Prozesse gewinnen, daß dabei der Kapitalismus, von Thomas Wolfe vor bald einem halben Jahrhundert schon als „dumm und verschwenderisch“ erkannt, heute als raffiniert und zerstörerisch durchschaut wird. Daß dabei für den Schriftsteller, der nun einmal zu tun hat mit ästhetischer Erfassung von Wirklichkeit, der ästhetische Bruch mit der alten Welt, oft sogar vorrangig mit ihren alten literarischen Formen, zuerst kommt und erst danach auch der politische Bruch – das darf uns nicht wundern. Und umgekehrt: auch der politische Bruch kann zuerst kommen, und es kann dabei zunächst vieles offen bleiben an ästhetischer Konsequenz. Mit dieser großen Problematik – im letzten und in diesem Heft erörtert an Paul Celan und Ingeborg Bachmann – werden wir uns künftig verstärkt zu beschäftigen haben: von der kritischen Aneignung des einzelnen Werks bis hin zu den Fragen, wo zum einen Kunst aufhört, der Selbstbefreiung der vergesellschafteten Individuen zu dienen, und wo zum andern neue Entwicklungen, etwa in der Moderne, eine Erweiterung des Volksfrontkonzepts der dreißiger Jahre, auch mit neuen ästhetischen Überlegungen, möglich und notwendig machen. Dabei verstehen wir die Entwicklung des Realismus, des ästhetischen Prinzips in der demokratischen und sozialistischen Kulturströmung, als ein Fortschreiten mit Aufschwüngen und Rückschlägen, aber nie zu reduzieren auf eine unter vielen einander ablösenden Modewellen. Was bei denen obenauf schwimmt, bestimmt das internationale Konzernkapital mit dem Entschluß, gerade da, wo es ihm ökonomisch und ideologisch ins Geschäft paßt, die Summen aus Werbeetat und Steuermitteln – siehe die Kunstreispolitik – einzusetzen, womit der Bestseller gemacht wird. Ein Musterbeispiel dafür war auf der Frankfurter Buchmesse 1977 in Gestalt des „Butt“ zu besichtigen. Unter dem Vorwand, in der Geschichte Aufschluß zu suchen

für zukünftiges Verhalten, steigt Günter Grass „treppab“ zu den Anfängen der Menschheit. Er findet im „Butt“, dem fischigen Berater der „Männerache“, ein mythologisches Prinzip, das ursächlich für die Geschehnisse zur Rechenschaft gezogen werden kann und wird – womit die realen Entwicklungsprinzipien fraglos untergehen. Tatsächliche Bedürfnisse und Interessen haben mit dem Ablauf der Geschichte in diesem Buch nichts zu tun, sie spielen sich, ewig und im Prinzip unveränderlich, auf rein privater Ebene ab und werden so auch durch alle Geschichtsepochen hindurch in der gleichen Weise befriedigt oder eben nicht befriedigt. Im Kaleidoskop seiner Realitätssplitter geht sogar die erklärte Absicht des Autors unter, eine historische Rechtfertigung des „demokratischen Sozialismus“ zu schreiben. Günter Grass scheitert innerhalb seiner eigenen politischen und künstlerischen Absicht. Kaum überspitzt könnte man sagen, er fasst das Problem einer neuen Humanität in der Geschlechterbeziehung analog dem Partner-Verhältnis zwischen SPD und CDU/CSU: als eine Frage des „Machtwechsels“ auf engstem pragmatischem Spielraum – womit die Funktion dieses Bestsellers ja nun in der Tat als Orientierung aufs Systeminteresse evident wird.

Wir sind nicht fatalistisch und nicht zur Resignation gestimmt. Gegen die Behauptung, es gebe keine Alternative, sprechen ein weiteres Mal die Begegnungen und Gespräche mit Frauen, die wir zum neuen Arbeitsgesetzbuch der DDR und auch dazu befragt haben, was darüber hinaus zu tun ist, um die Emanzipation des „schönen Geschlechts“ nun wirklich zum Maß der Emanzipation der Gesellschaft zu machen. Gegen die andere Vorstellung, in Richtung auf den Fortschritt sei hier in der Bundesrepublik noch nicht einmal schrittweise voranzukommen, sprechen ebenfalls eigene jüngste Erfahrungen, nicht zuletzt die große Resonanz, die wir auf unsere Erklärung an die *kürbiskern*-Leser und -Autoren (Beilage in Heft 4/77) erlebt haben. Unserer Aufforderung „Helfen Sie uns, die Freiheit in unserem Land zu verteidigen“ und unserer Bitte, sich dem Appell der IG Druck und Papier, des Schriftstellerverbandes und der Deutschen Journalistenumunion, Landesbezirk Bayern, anzuschließen, folgten viele Hunderte Freunde und Kollegen. Autoren brachten von Lesereisen Texte vollbeschrieben mit Dutzenden von Unterschriften zurück. Asten und Fachbereiche forderten den Sonderdruck an, um damit in ihrer Universität zu arbeiten. Auch unser Messestand in Frankfurt war immer wieder ein Platz vielfältiger internationaler Solidaritätsbeweise. Das ermutigt uns, verbunden mit dem Dank an unsere Leser und Autoren, noch einmal für den neuen Jahrgang des *kürbiskern* zu bekraftigen, was wir gesagt haben: „Unsere Zeitschrift ist und bleibt ein Forum für alle demokratischen Autoren, also auch für sozialistische und kommunistische Schriftsteller des In- und Auslandes.“

Redaktion *kürbiskern*

I.
Hin und her
zwischen beiden
ich fiebere
küsse sie beide
das gibt was zu dritt.

Ruhig bleiben sie
sitzen.
Ich ziehe mich aus.

Sie lassen mich
sie lassen mich stehn
wie ein armes
übriggebliebenes
Bismarckdenkmal.

II.
Von vorn tönt es
in unsrer getippe
„Tippen ist viel
leichter als
ihr glaubt“.
Oh mann was
versprichst du uns da für
eine zukunft voll
weicher teppichböden
in den chefetagen.

Wir müssen uns nur
geschwind
zwischen die finger
kriegen. Da winkt sie
uns schon die
tippehlerfreiheit.

Tempo!
Da kommen wir richtig
in fahrt gleich
tragen uns fahrstühle
hoch hinauf gleich
tippen wir heimlich

am hellen bürotag
auf firmenpapier
schön und rein
unsre liebesbriefe.

Dann zieht der lehrer
einen witz ab. Ihr
lacht so befreit auf
ich glaube er hat
euch schon ganz
auf seiner seite.

Im zehnfingersystem.
Wir tasten uns voran
bald richtig schnell.
Ja ich gehöre zu euch
chef möchte ich
nicht werden nein
auch keine
blindschreibende
schreibmaschine ja
ich hab glück.

III.
Frauen sind zu uns
gekommen nicht zu besuch
zu einer versammlung
in unserem zimmer.
Mir bleibt
nur die küche.

Ich könnte euch
tee kochen.
Mögt ihr ihn
mit jasminblüten oder
mandelaroma?
Ach dich
brauchen wir nicht
sagst du und machst
für die runde
starken frühstückstee.

Dann habt ihr
die tür zugemacht
aus euren problemen
geheimnisse gemacht
nach denen schnappe ich
hinter der tür.

Seid ihr denn nicht wie
jasminblüten?

Habt ihr etwa nicht
mandelaugen?
Und will ich nicht
euer bestes?

Da habt ihr ganz recht
mich in der küche
zu lassen wie

eine hausfrau wenn
männer geschäftliches
bereden.

Wie eine hausfrau?
Wie eine hausfrau?
Da habt ihr ganz recht
mich in der küche
zu lassen wie
einen mann der
glaubt alles besser
zu wissen.

Aber jetzt ixt frau
läßt mich herein.
Macht doch auf und
hört mir zu.

Die Damen schlürften Schildkrötensuppe mit Löffeln, die für ihre Münder viel zu groß waren. Man konnte das Schlürfen der Damen fast im ganzen Lokal hören. Es war ein sehr vornehmes Lokal. Besetzt bis auf den letzten Platz, und alle starrten die Damen an. An einem Tisch in der entgegengesetzten Ecke des Lokals saß ein Mann, der eine silberbestickte Krawatte trug, die beinahe so breit und halb so lang wie ein Fußballplatz war. Man sah es nicht so gerne, wenn normale Gäste sich darin verstiegen, es den Damen gleichzutun, auch nicht an dem besonderen Tag. Aber vornehm wie man nun einmal war, drückte man bei wohlhabenden Gästen oder bei Stammkunden ein Auge zu, auch zwei, wenn nötig. Ganz in der Nähe von dem Herrn mit der Superkrawatte saßen zwei Freunde, die sich mit allerlei Witzen unterhielten. Aus dem Munde des einen glänzte ein vollkommen pures goldenes Gebiß. Er lachte und mußte dabei öfter sein Gebiß zurechtschieben. Es war ein sehr vornehmes Lokal. Die Kellner schienen zu schweben, so vornehm war alles. Oben, wo andere Damen eine Brust haben, trug die Dame, die mit den anderen Damen Schildkrötensuppe schlürfte, eine fein geklöppelte Spitz, die von ihrer Großmutter stammte. Auch das Kleid, das die Dame trug, hatte einmal der Großmutter gehört. Das Kleid war kürzer gemacht worden, so daß es ihr gerade bis auf die Schuhe fiel, wenn sie stand. Die Dame hieß Amalie, war die Tochter des Besitzers des vornehmen Lokals und feierte gerade, das war der festliche Anlaß, mit ihren Freundinnen Geburtstag, den siebten, wenn ich richtig gezählt habe, weil sie nämlich sieben Jahre alt war.

Die Dame neben Amalie hieß Anni und war noch nicht ganz sieben. Anni trug auch ein langes Kleid, jedenfalls sollte das, was sie trug, ein langes Kleid darstellen. Es hatte sehr schöne Fransen, die hin und her wibbelten oder schwangen, wenn sie sich bewegte. Aber auf der Tischdecke, denn aus einer Tischdecke war das Kleid offenbar gebunden, mußte einmal vor nicht allzulanger Zeit Kakao umgestoßen worden sein, denn ein breiter, brauner Fleck war genau da, wo Anni saß. Anni trug eine Brille, die ihr besonders gut stand, wenn sie lachte. Und sie machte sich überhaupt nichts aus dem Fleck. Amalie war die Angelegenheit schon eher peinlich, aber sie hätte sich eher die Zunge abgebissen, als darüber zu sprechen. Anni hatte ihr Liebchen dabei, eine kleine, weiße, süße Maus. Annis Liebchen stand, wie immer bei feierlichen Anlässen, auf dem Tisch, in einem Vogelkäfig, neben dem Brot. Was aber niemanden störte, auch das Liebchen nicht, weil das Liebchen gewöhnliches Brot nicht sonderlich schätzte.

Neben Anni saß Annelie, die so dick war wie Anni und Amalie zusammen, sehr lustige Grübchen in den Backen hatte, acht Jahre alt war und mit den Fingern schnacken konnte, daß jeder dabei denken mußte, Mensch, jetzt hat sie sich einen Knochen gebrochen. Annelie trug eine schwarze Hose aus sehr feinem Tuch, ein breites steifes Hemd mit Fliege, eine graue Seidenweste. Das schwarze Jackett, obwohl es riesig zu sein schien, war hinten eingerissen, weil Annelie sich wie ein Trampel drehte, wenn sie sich bewegte und die Schultern spannte, wenn sie wieder mal vor Kraft nicht laufen konnte, so jedenfalls sah Amalie die Angelegenheit und war nicht sicher, ob Annelie sich ihren blöden dicken Rücken nicht absichtlich auf-

geschlitzt hatte, nur um sie zu ärgern. Aber, wie gesagt, Amalie war viel zu vornehm, um darüber auch nur ein Wörtlein zu verlieren. Einer der Ober kam und trug die Teller weg, in denen die Schildkrötenuppe geschwommen war. Anita, die neben Annelie saß, lachte, weil ihr Verlobter sie gekitzelt hatte. Anita war eine Kesse, die kaum jemals mit ihrem kleinen Mäulchen eine spitze Bemerkung zurückhalten konnte. Sie war sieben Jahre alt und konnte auch heißeste Suppe mit einer Geschwindigkeit löffeln, daß man denken mußte, sie hat eine feuerfeste Zunge.

– Nein, laß das,

sagte Anita zu ihrem Verlobten, der ihr an einem kleinen silbernen Kettchen am Hals hing. Der Verlobte von Anita sah aus wie ein Maikäfer, nur ein bißchen größer, und hing ihr jetzt am silbernen Kettchen draußen auf der Bluse. Vielleicht würde er gleich wieder verschwinden, um Anita zu kitzeln. Das war besonders seltsam, wenn Anita aufschrie vor Lachen, weil man ihren kitzelnden Verlobten dabei ja nicht sehen konnte, verdeckt von der Bluse. Anita hatte Sommerprossen, aber sonst keine Schminke im Gesicht, während Annemarie, die neben Anita saß, wunderbar blaue und grüne und rote und goldglänzende und matt silbern schimmernde Schminke nicht nur im Gesicht hatte. Annemarie war die wunderschönste von allen. Sie konnte stundenlang dasitzen und wie ein ganz tolles Foto aussehen. Naja, vielleicht ist das übertrieben, daß sie stundenlang so sitzen und so aussehen konnte. Ihr Mund war das lieblichste und verrückteste Stück geschminkten Fleisches, das man sich vorstellen konnte. Sie öffnete ihren lieblichen Mund nur höchst selten, um etwas Nahrung aufzunehmen, und noch seltener, um etwas zu bemerken. Wenn sie aber etwas bemerkte, dann war das nicht so ohne. So wie gerade eben jetzt in dem Moment, in dem Annemarie sagt:

– Weißt du Amalie, auch wenn dein Vater das Lokal hier gehört, finde ich es ausgesprochen albern, daß du dir nur Freundinnen aussuchst, auch wenn das vielleicht so vornehm ist wie das ganze Lokal hier, die alle so ähnlich heißen wie du, Amalie. Man kann, selbst wenn man die Tochter von einem Vater ist, dem Vornehmheit bereits auf der Nase glänzt, auch weniger verrückt sein, was meinst du? Annemarie sah Anni, Anita, Annelie und dann erst Amalie an. Außer Amalie, die dasaß, als hätte sie einen Stock verschluckt, und Aeme, kicherten alle. Zwar kam diese Bemerkung jedes Jahr ungefähr zur gleichen Zeit aufs Tapet, aber immerhin, es war lustig. Annemarie war schon etwas über neun, weshalb sie sich verpflichtet fühlte, in dieser Runde von Küken mal einen etwas anderen Ton anzuschlagen. Die Damen bekannten den Salat jetzt, das war die besondere südliche Note des Lokals. Anita freute sich oder kicherte nur, wobei sie ihren Verlobten fütterte, sorgfältig darauf achtend, daß auch gar kein Öl und kein Essig mehr an den Salatblättern klebte. Hingebungsvoll lutschte sie die Blätter ab, wedelte sie, um sie zu kühlen, denn ihr Verlobter mochte keinen mundwarmen Salat. Annemarie hatte sich ihren Salat ohne Essig und Öl reichen lassen. Sie lächelte verführerisch bis spitz zu Anita und Annelie hinüber.

Lamimfromm und von übertriebener Ängstlichkeit, wenn Amalie in der Nähe war, saß die kleine süße Aeme da und versuchte möglichst unauffällig, es sich schmecken zu lassen, wobei sie aber, vor lauter Angst, sich falsch zu benehmen, die Augen nicht von Amalie ließ. Aeme paßte noch weniger als Anni und Annelie in diese vornehme

Umgebung. Aemes Eltern waren ausgesprochen arm. Von dem Geld, das das Menü der Damen hier verschlang, hätten Aemes Eltern eine ganze Weile auf ihre sparsame Art leben können. Aber Amalie liebte ihre Busenfreundin Aeme zuweilen abgöttisch. Es gab Augenblicke, wie sie sagte, da hätte sie Aeme auffressen können. Und sie konnte dabei ins Schwärmen geraten, wobei es vorkam, daß sie besonders eingeweihten Freundinnen ihre Geschichte erzählte, die eigentlich ein Traum war, wie Amalie nämlich, bevor sie Aeme kennenlernte, in eine Katze verwandelt worden war. Und als Katze hatte Amalie Aeme in der Milch schwimmen sehen, süß und lieblich und ganz weiß. Lange hatte Amalie als Katze in der Milch herumgeschleckt, bis schließlich keine Milch mehr da war. Da hatte sie Aeme gefressen und dabei eine wunderbare zauberhafte Verwandlung gespürt. Amalie glaubte fest daran, daß sie nur weiterhin ein Mensch sein konnte, weil Aeme ihre Freundin war, die sie liebte. Aeme hieß übrigens nicht Aeme, Amalie hatte ihr den Namen gegeben.

Der Ober brachte den Rehbraten. Und als der festlich und toll dekoriert auf dem Tisch stand, erschien Amalies Vater, der Besitzer des Lokals höchstselbst, machte seine Aufwartung und fragte die Damen, ob sie zufrieden seien, oder ob er vielleicht noch bei einem kleinen Wunsch dienen könne. Anita kicherte und drehte sich dabei, daß ihr Glas mit Rotwein beinahe umgefallen wär, weil ihr Verlobter sie so kitzelte, daß sie es kaum aushalten konnte, weiterhin auf dem Stuhl sitzen zu bleiben. Der Vater von Amalie küßte seiner Tochter die Hand und erzählte dabei, wie man das Reh mit Pfeil und Bogen erschossen habe, damit die Damen nicht durch den Geschmack von Pulver irritiert würden.

– Mm, sagte Annelie und konnte es gar nicht erwarten, ließ sich Rehbraten auflegen und strich Preiselbeercompott neben das saftige Stück Fleisch. Und alle konnten sehen, wie ihr das Wasser aus dem Mund lief, so sehr freute sie sich, für drei essen zu können.

– Nein, sagte Anni und hielt ihre Hände so, daß Anita die weiße Maus nicht füttern konnte.

– Sie verträgt das nicht. Und ich mag nicht, wenn sie dicker wird. Ich mag keine kleinen fetten weißen Mäuse, sagte sie.

Und die anderen fanden auch, daß es einer weißen Maus nicht steht, wenn sie zu fett ist. Sie muß ihre schlanke Taille behalten. Darin waren sich die Damen einig, obwohl es noch einiges Hin und Her gab bei diesem Gespräch, während alle sich gütlich taten an Spätzle und Rehbraten.

Als der Herr mit dem goldenen Gebiß den Herrn mit der silberbestickten Krawatte blau und grün im Gesicht anlaufen sah, hielt er das zunächst für einen gelungenen Witz und lachte so, daß ihm sein Gebiß in die Schale fiel, aus der er gerade Birne Hélène löffelte, eine vorzügliche Nachspeise, aber dann merkte er doch, daß er sich durch eine falsche Bewegung mit seinem Stuhl auf die Krawatte gesetzt hatte und nun mit dem Fuß, indem er sich immer weiter vortastete, dem armen Krawattenheini die Luft abschnürte. Das war ihm ausgesprochen peinlich. Und er entschuldigte sich, zahnlos, weil ja das Gebiß noch in der Birne Hélène hing, wobei das ganze Lokal nur mühsam ein Lachen unterdrücken konnte. Die Geschäftsleitung sah es nicht sonderlich gerne, wenn die Gäste, die nicht am besonderen Damentisch saßen, von sich aus mit irgend einer Darbietung lustige Aufmerksamkeit erzwingen wollten, die

allein den Damen am besonderen Tisch einmal im Jahr, bei eben dem besonderen Fest, der Attraktion der Saison, zustand.

— Schau mal, sagte Anni,
— der Herr ist ja ganz nackt.

Annemarie prustete los, wobei sie sich große Mühe gab, ihr Essen im Mund zu behalten. Der Herr, auf den Anni anspielte, war keineswegs nackt, obwohl er in einem durch Wasser unsichtbar gewordenen Anzug dasaß in Unterhemd und Unterhose, mit Krawatte und klitschnaßem Hemd. Das war wieder mal so ein Späßchen gewesen. Die Geschäftsleitung überlegte wahrscheinlich fieberhaft, ob man nicht doch in dem Fall einschreiten sollte, aber der Herr, der den Wassertrick mit unsichtbarem Anzug abgezogen hatte, befand sich in Begleitung einer hochgeschätzten und sehr vermögenden Persönlichkeit. Die Damen konnten sich nicht sattsehen an dem Anblick. Anita verschluckte sich.

Weil das Annelie beim Essen gestört hatte, diese blöde Angelegenheit, deshalb fragte sie bissig:

— Was sagt denn dein Mann dazu, wenn du sowas siehst? Annelie hatte davon gut reden, weil sie ihren kleinen Freund in der Tasche hatte. Aber Anni wurde ziemlich rot. Und danach auch sehr traurig. Sie hätte am liebsten Annelie ihren kleinen Freund aus der Tasche gerissen, und sie mußte sehr an sich halten, um nicht aufzuspringen und es zu tun. Der kleine Freund von Annelie konnte sehr interessante Geschichten erzählen, jedenfalls behauptet Annelie das, sehr natürlich war es jedenfalls nicht, daß er das konnte, denn der kleine Freund von Annelie war ein Stein, den sie immer bei sich trug und nachts auf ihr Kissen legte, wobei der Stein Annelie dann Geschichten erzählen sollte, was der Ehemann von Anni nicht konnte, denn er war als Hamster schon vor einiger Zeit gestorben. Anni hatte ihn zwar, weil sie ihn so liebte, weich und kuschelig ausstopfen lassen, aber trotzdem konnte er keine Geschichten erzählen, was Anni auch gar nicht wollte. Dennoch wußten alle, daß er sehr eifersüchtig war auf alles, und vor allem, wenn Anni lachte, und er nicht mitlachen konnte. Als Annelie merkte, was sie angerichtet hatte, sprang sie schnell auf ein anderes Thema.

— Die Kinder früher hatten es besser, sagte Annelie und schluckte ein großes Stück Fleisch, das sie gekaut hatte, gemischt mit Preiselbeeren herunter.

— Aber nein, die sollen sogar geprügelt worden sein, sagte Amalie und ließ sich von einem Kellner die Spätzle reichen.

— Aber dafür hatten die Kinder auch keine Sorge mit Ehemännern und Kindern, sagte Anita und versuchte, ihren Verlobten aus der Bluse herauszufummeln, weil der sie jetzt kratzte, was sie nicht leiden konnte.

— Ach ja, seufzte Anni,

— es ist schon schlimm. Als mein Mann noch lebte, konnte er nie richtig fernsehen, was seine große Leidenschaft war, weil unsere kleine Tochter ihn dabei regelmäßig durch Schreien störte. Dabei war es ein so teures Kind. Wir haben hundertneunzehn Mark dafür bezahlt.

Anita lächelte und machte ein spitzes Mäulchen, weil ihr Verlobter wieder sehr nett zu ihr war. Sie ließ ihn sanft unter der Bluse krabbeln.

— Ihr hättest eben kein Kind nehmen sollen, das richtig Mama schreien kann, sagte sie

und lehnte sich genüßlich zurück. Der Kellner goß ihr etwas Rotwein nach. Auch die anderen Damen tranken einen kleinen Schluck von dem vorzüglichen, etwas pelzig schmeckenden französischen Rotwein.

Annelie schielte am meisten auf den Nachtisch, zu dem auf der kleinen Anrichte gerade vor den Augen der Damen schwungvoll die Sahnecreme mit einem Schuß Rum gerührt wurde. Der Pflaumenkuchen, der gerade frisch aus dem Ofen kam, duftete, daß auch noch andere Gäste einfach nicht aufhören wollten mit Essen. Mm, es schmeckte vorzüglich. Man sah es den Damen an. Annelie, die am meisten von der Sahne genommen hatte, kaute und schob Sahne nach und schmatzte, und konnte es merkwürdigerweise heute überhaupt nicht lassen, so eine Art Plaudertasche abzugeben.

— Konntet ihr denn nicht, sagte sie und schluckte,
— bei eurem Kind, wenn es so schrie und alle damit störte, die Sprechanlage herausnehmen, dann sind sie doch süß, nicht wahr?

sagte sie. Und Amalie unterstützte sie, was das nun wieder zu bedeuten hatte? Die vornehme Amalie ließ sich herab zu bemerken, daß die kleinen Kinder, die man jetzt machte, besonders lieb und besonders süß seien, besonders seit die Ärmchen aus so wunderbar weichem Material gemacht würden, daß man jedes andere, früher mal vorhandene echte Kind, dagegen wegschmeißen könnte. Dann sagte sie:

— Hundertneunzehn Mark ist ja auch kein Geld. Wenn man etwas von einem Kind haben will, muß man schon mehr anlegen.

Amalie leckte etwas Sahne auf ihre Zunge und sah alle an. Ihr Blick blieb auf Aeme hängen, die verstoßen ihren Bauch angefaßt hatte, weil der schon so voll war, aber der Pflaumenkuchen schmeckte zu gut mit der Sahne. Amalie lächelte liebevoll, als Aeme zu ihr aufsah.

— Ich hätte nie heiraten wollen, wenn ich alles vorher gewußt hätte, sagte Anni.

— Und doch haben wir es besser als die Kinder früher, obwohl wir heiraten müssen und all sowsas,

sagte Amalie. Annelie nickte, weil sie sich diesmal nicht weiter stören lassen wollte, das dritte Stück Pflaumenkuchen auch noch zu verputzen, bevor das letzte Stück ihr weggeschnappt wurde.

Zum Abschluß gab es noch schwarzen Kaffee in kleinen Tassen.

— Für mich nicht, dann mach ich wieder die ganze Nacht kein Auge zu, sagte Anita und streichelte ihren Verlobten, der jetzt ganz schlaftrig auf der Bluse hing. Die anderen tranken Kaffee, weil sie sich sagten, so ein Geburtstag ist nur einmal im Jahr. Morgen würde wieder alles hart und normal zugehen. Aus der schönen Traum, da war es schon besser, den Kaffee auch noch zu schlucken.

Jürgen Peter Stössel
Ein Mannequin will Medizin studieren oder
das Märchen von der Chancengleichheit

1
Schön wohnst du hier
sag ich
schau vom Balkon
auf Gärten in denen Flieder
Burgen baut

Laß das Theater
sagt Ingeborg
ohne etwas sagen zu müssen
Ihr Gesicht
zeigt ungeschminkt
die Sonne

Ich leg die Hände
auf den alten Gartentisch
von dem (natürlich grün) die Farbe
blättert

2
Bloß weil Ingeborg
in einer Gegend wohnt
die unsreiner bürgerlich nennt
brauch ich ja wirklich nicht
den Märchenprinz zu spielen

Aber daß sie dort
ein Nest gebaut hat
unterm Dach
das einer schwerhörigen Witwe gehört
(oder ist sie nur geschieden?)
ein Nest
in dem ich fliegen lernen möchte
und singen
das muß man doch noch sagen dürfen
ohne daß einem gleich
ein Vogel gezeigt wird

(Das Leben
sagt ihr
Aber solange ich lebe
will ich meine Geschichten
selber schreiben

Gewiß: Ich hab sie nicht erfunden
Doch was ich mache
aus dem Stoff
aus dem nicht nur die Träume sind
ist meine Sache)

3
Schön wohnst du hier
fang ich von neuem an
erzähl von meiner Reise
nach Jena Weimar Dresden
wo alte Farbe
von Fassaden blättert
(Sie verbergen nicht
daß hinter ihnen Menschen wohnen
die wissen daß die Zeit
vergeht
doch nichts von selber kommt)

Während der Hund der Hausbesitzerin
eine Amsel aus dem Flieder scheucht
erzähl ich von der Albrechtsburg
in Meißen wo eine Frau
die Ingeborgs Schwester sein könnte
(promoviert in Kunstgeschichte)
mir vor Augen führt daß die Macht
der hohen Herrn
wie ihre buntbemalte Pracht
zerbrechlich ist

Ingeborg schaut mich an
als wolle sie sagen:
Kannst du nicht deutsch mit mir reden?

Ich seh die Schatten
ihrer Wimpern
(Wie Gitter
möchte ich sagen
Aber als Ingeborg
den Mund aufmacht
brauch ich die Augen
nicht mehr zu verschließen)

4
Sie ist ausgezogen
aus einem Leben
in dem sie kostbare Kleider
zum Verkaufen trug
Über Bücher gebeugt
hat sie den Kopf
am rechten Fleck
den retuschiert kein Modefotograf
mehr weg

Um nachzuholen
was in der Schule versäumt wurde
versäumt sie viele Stunden
die nicht nachzuholen sind

So aber lernt sie
daß die Schulen hierzulande
die Chancen mindern
der Mehrheit
die das Volk bildet
weil es Klassen gibt
für Söhne
die der Beruf ihrer Väter
zu Höherem beruft
und für Töchter
die vor allem lernen müssen
schön zu sein
oder nützlich
um an der Seite eines Mannes
durchs Leben zu kommen

Einige fahren gut dabei
mit Zweitwagen
und erstklassigem Schmuck
Aber Ingeborg
hat einen andren Weg gewählt
der ihr eigner ist
auch wenn ihr keine andre Wahl
gelassen wird von denen
die geradewegs
ihr Ziel erreichen

Da könnte ja jeder kommen
sagen sie
von oben herab
werfen Steine in den Weg

Ich könnte Rosen darauf streuen
Doch das nützt nur in Gedichten
die nichts nützen sollen

5
Lieber würde ich
die Geschichte der Ärztin erzählen
die Ingeborgs Wunsch erfüllt hat

Sie wohnt in Jena
wo es viele Schulen gibt
und zehn Klassen
für alle Kinder

Jürgen Peter Stössel: Eine Mannequin will Medizin studieren oder
das Märchen von der Chancengleichheit

weil es dortzulande
nur noch eine Klasse gibt
die das Volk bildet

So lernte die Tochter
eines Facharbeiters für Mauerwerksbau
(ein Beruf
der immer noch nicht in Gedichte paßt)
daß jeder Stein
der sich zum andern fügt
ein Stein der Weisen ist

Ihr kann keiner mehr weismachen
(auch der Kollege Schiller nicht
der in ihrer Heimatstadt
Geschichte und Philosophie dozierte)
daß es noch züchtig ist
wenn Frauen nur im Haus
zu Hause sind

Nach der Schule
ging sie zur Schule
im Betrieb
studierte drei Jahre
das Fach Arbeit
bevor sie reif war zum Studium
des menschlichen Körpers
den der Kopf bewegt
zum Aufrechtgehn

Besser als Kleider
kann sie Wunden nähen
Sie kennt viele Rezepte
Doch das Kochen
überläßt sie einem Mann
der ihr Freund ist
zur Feier des Abends
Borschtsch auf den Tisch
zaubert mit Piroschki
die ein Gedicht sind
(wie ich eins schreiben möchte
nützlich und schön)

Während des Essens
stillen sie ihren Hunger
auf ein Leben in dem jeder
seinen Platz hat
sie in der Poliklinik
er in der Gewerkschaftsleitung
des VEB Zeiß

Jürgen Peter Stössel: Eine Mannequin will Medizin studieren oder
das Märchen von der Chancengleichheit

wo Frauen und Männer
Hand in Hand
und Kopf an Kopf
arbeiten daß alle
bekommen was ihnen gehört

6
Aber Ingeborg würde sagen:
Erzähl doch keine Märchen

Und ich könnte nur antworten:
Es wird einmal

7
Als wir uns wiedersehn
ist mit der Zeit
vergangen auch die Furcht
vor alten Herren
die fürchten müssen daß ihre Macht
vergeht wenn Wissen
nicht mehr Privileg
der Herren ist

Sie prüften Ingeborg
auf Herz und Nieren
ob ein Mannequin
das weiße Kittel tragen will
noch richtig ist
im Kopf

(Begabtenabitur
heißt das Theater
bei dem jeder die gleichen Chancen hat
wie seinesgleichen

Wer in der Schule
nicht lernen kann
daß er fürs Leben lernt
muß im Leben
für die Schule lernen)

8
Statt Rosen bring ich einen Strauß
Wiesenblumen mit
den ich noch selber pflücken kann
gleich hinterm eignen Haus
(Daß ich im Grünen wohne
wie es sich gehört
für einen Herrn Doktor
hierzuland
das ist nicht mein Verdienst

In meinem Elternhaus
hat man dafür gesorgt
daß ich mir keine Sorgen machen muß

auch wenn ich mit dem Kopf jetzt
gegen die Mauer renn
die mich von meinesgleichen trennt)

9
Was heißt „bürgerlich“
Die Gegend
um den Herzogpark in München
ist schön
wie die Gegend
entlang der Elbe in Dresden
wo Kinder von Arbeitern
heute ein Heim haben
in Schlössern

Sie wurden erbaut zu einer Zeit
als kein Mensch sich träumen ließ
daß jeder Mensch
sein eigner Herr sein wird

10
Ingeborg stellt die Blumen
in ein altes Einmachglas

Schau
sagt sie
schaut mich an

Mit ihren Augen
seh ich wie die Sonne
das Gefieder spreizt

Ein Vogel flattert
in meiner Hand
als ich berühr
was nicht nur mir gehört

11
Ungeduldig
übe ich Geduld
auf dem Papier

Da steht
daß wir nicht stehen bleiben
bei Gedichten

Artur Troppmann
Die Lurer

Auf einem Kastanienbaum im Biergarten der Vorstadtwirtschaft *Bräuhansl* hockt der kleine Romald und sein Spezi der Dagobert. „Romme“ und „Dagge“ werden sie gerufen. Der Romme und der Dagge hatten sich auf dem alten Baum einen Hochsitz gebaut. Immer wenn beim *Bräuhansl* Ruhetag war, hatten sie Bretter zwischen die Äste genagelt, ganz versteckt hinter Zweigen, damit sie niemand sehen konnte. Sie selber aber sahen von ihrem Hochsitz aus in fast alle Fenster vom *Bräuhansl*-Haus. Einmal schauten sie zu, wie sich die junge Wirtin umzog und frisierte. Ganz nackt ist die Frau Husser vor dem Spiegel gestanden und hat ihre Haare gebürstet. Die beiden Buben hockten mit offenen Mäulern auf ihrem Hochsitz.

„Du schau de o!“ sagte Romme, „was de für ein Trum Herz hat.“

„Sei doch leiser“, flüsterte Dagge, „sowas sieht ma doch net alle Tag. – Möchst jetzt du mit der verheirat sei?“ Romme lag auf dem Bauch und stützte seinen Kopf in die Hände.

„Na ja“, meinte er, „die tät grad noch gehn, aber die wär doch scho viel z'alt für mich.“

Er schaute gelassen zu, wie die junge Wirtin vor dem Spiegel einen Schritt vor und zurück machte, wie sie ihre Brüste hoch hob und wie sie sich von der Seite betrachtete. „Am Hintern hats ein Muttermal, siehst des?“ murmelte Romme. Dagge nickte, sein Mund stand offen, er bohrte mit dem Zeigefinger in der Nase. Grüne Blattläuse krabbelten über seine Haare, und seine Pupillen waren ganz klein.

Romme flüsterte: „Wenn ich de Wirtin da so anschau, da könnt mei Mutter leicht mit, mit der Husserin da.“

„Warum“, fragte Dagge, „siehst du dei Mutter auch nackert?“

„Klar“, sagte Romme, „was soll denn da scho dabei sei? Darfst du die deine nicht nackert sehn?“

„Awo“, sagte Dagge, „die meine ist so gschamig. Die sagt immer, ich muß rausgeh, wenn sie sich badt oder umzieht.“

„Des versteh ich net“, meinte Romme, „wir laufn oft nackert rum in unserer Wohnung, mei Vater, mei Mutter, mei Schwester und ich. Da schau ich scho gar nimmer hin. Was sieht ma denn da scho, ein paar Haar und ein bißl eine Haut.“

Dagge blickte unverwandt zur Wirtin hinüber, die noch immer vor dem Spiegel stand. Romme setzte sich auf und holte seine Steinschleuder aus der Hosentasche. „Spinnst du!“ zischte Dagge, „möchst du vielleicht der eine naufbrennen?“

„Blos ein ganz kleines Steinderl, aufn Hintern hin, ganz leicht.“

„Meinst daß du die triffst?“

„Freilich“, sagte Romme. Er zwinkte ein winziges Steinchen in das Leder seiner Steinschleuder und zog den Gummi nur ganz leicht aus. Als sich die Wirtin gerade bückte, schoß er. Er traf sie direkt auf den Hintern. Frau Husser fuhr erschrocken hoch, rieb sich den Hintern, kam zum Fenster, blickte im Biergarten herum, sah nichts. Sie schloß das Fenster und zog den Vorhang zu.

Romme und Dagge kicherten.

„Die wird meinen, eine Biene hats gestochen“, lächelte Romme.

Einige Minuten später kletterten die beiden Buben von ihrem Hochsitz. Sie suchten im Biergarten gleichmäßige kleine Steine für ihre Steinschleuder. Plötzlich platschte

ein Kübel voll Wasser auf sie herunter. Der Dagge stand da, wie eine getaufte Maus. Den Romme hatte es nicht erwischt. Sie blickten die Hauswand vom *Bräuhansl* hoch, aber alle Fenster waren geschlossen.

„Ob das die Wirtin war?“ fragte Dagge, während ihm das Wasser von der Nase tropfte.

„Ich hab dir ja gleich gsagt“, lachte Romme, „daß du nicht allerweil nackerte Weiber ablurn sollst.“

„Wenn du ihr keine naufbrennt hättst, hätt doch die gar nix gmerkt, und überhaupt, du weißt doch gar nicht, ob das die Husserin war.“
„Wer solls denn sonst gwenen sein?“

Als Dagge später nackt am Bahndamm hinter einem Gebüsch versteckt lag und frierend seine Kleider trocknen ließ, saß Romme neben ihm und übte mit seiner Steinschleuder.

„Siehst, wenns bei dir daheim nicht so gschamig wärn“, sagte Romme, während er auf einen Telegrafenmasten zielte, „dann tätst du net immer die nackerten Weiber ablurn.“

„Du hast doch die Wirtin auch abglurt“, gab Dagge zitternd vor Kälte heraus.

„Ich? Du spinnst ja! Hast ja gsehn, daß ich ihr eine leichte hinbrennt hab, damits endlich s'Fenster zumacht.“

Die Büglerin

Wenn die Büglerin von ihrem Arbeitsplatz aufblickt, sieht sie auf die unverputzte, fensterlose Seitenhauswand vom *Bräuhansl*. An die Hauswand lehnt sich eine Mauer. Ungefähr einen halben Meter über der Mauer ist ein Ziegelstein aus der Hauswand gefallen. Die Büglerin hatte das schwarze Loch in der Hauswand schon lange bemerkt. Sie schaut zwar nur nach jedem gebügelten Teil eine Sekunde auf zu der Hauswand, aber im Laufe des Arbeitstages kommen viele Sekunden zusammen. Manchmal, wenn sie schon müde ist und ihre Arme schmerzen, schaut sie zwei oder drei Sekunden lang auf die unverputzte Hauswand, und meistens bleiben ihre Augenblicke an dem schwarzen Loch hängen, das der herausgefallene Ziegelstein hinterlassen hat.

Die Hauswand mit den unverputzten Ziegelsteinen kommt ihr oft wie ein riesiges Kreuzworträtsel vor. Die oberste Ziegelsteinreihe heißt „Himmel“ und die unterste Ziegelsteinreihe „Hölle“. In der Mitte, wo die Ziegelsteine besonders rot schimmern, setzt sie das Wort „Liebe“ ein. „Liebe ...“, sie lächelt, vergißt nach den Teilen das Aufblicken. Ihr ist, als würde ihr Erich zärtlich die schmerzenden Arme streicheln. Aber sie ist nicht lange schmerzfrei, nach jedem gebügelten Teil blickt sie wieder auf das riesige Kreuzworträtsel. Gegen Mittag denkt sie das Wort „Urlaub“ zwischen „Himmel“ und „Hölle“ hinein.

Sie liegt an einem weitem Sandstrand, ganz allein, gräbt ihre schmerzenden Arme in den feinen, weißen Sand, und über ihrem Körper strahlt eine milde Sonne, und wenn sie rufen würde, käme Erich und brächte ihr ein Glas voll prickelnder Limonade. Der Urlaub an der unverputzten Hauswand ist weg. Die Ziegelsteine vom *Bräuhansl*-Haus flimmern; die Augen der Büglerin brennen und ihre Arme schmerzen.

„Hölle“, jetzt ist sie in der „Hölle“. Die Arbeitszeit ist ihr wie eine unendliche Kellertreppe. Sie läßt die Sekunden verrinnen, wirft die Augenblicke zwischen den gebügelten Teilen gedankenlos auf die Hauswand, auf das schwarze Loch.

Eines Tages baut ein Vogel ein Nest in das Loch. Die Büglerin wirft alle ihre Aufblick-Sekunden auf das Nest. Sie sieht es wochenlang wie in Zeitlupe. Endlich glaubt sie in dem schwarzen Mauerloch die aufgerissenen Schnäbel der Jungen zu sehen. Ab und zu sieht sie auch die Vogelmutter, wie sie anfliegt und die Jungen füttert. Ihre schmerzenden Arme sind ihr jetzt manchmal wie Flügel, sie fliegt und flattert und füttert die Presse, den ungeheuren Schnabel der Bügelpresse.

Einmal schlich eine Katze die Mauer entlang auf das Nest zu. Als die Vogelmutter furchterlich piepste, verließ die Büglerin ihren Arbeitsplatz, rannte in den Hof hinaus und verscheuchte die Katze. Die Büglerin blieb noch eine Weile im Hof stehen, dort wo die Sonne hinschien, und schaute zum Nest hinauf. Aber sie sah die Jungen nicht, nur den Kopf der Vogelmutter, die zu ihr herunter äugte.

Vom Hof aus kam der Büglerin die unverputzte Seitenhauswand noch gewaltiger und drohender vor. Die Reihen der Ziegelsteine mit den Mörtelritzen dazwischen waren ihr wie ein ungeheures Kreuzworträtsel, das sie nie würde lösen können.

In der Wäscherei klopft jemand an das Fenster. Die Büglerin schüttelt ihre schmerzenden Arme und geht wieder zu ihrem Arbeitsplatz. Blickt wieder nach jedem gebügelten Teil eine Sekunde auf die unverputzte Hauswand vom *Bräuhansl*.

Knut Becker Sie sind einer unserer Besten

... und die Geschäftsleitung wäre froh, wenn alle Mitarbeiter eine so positive Einstellung zur Arbeit und zur Firma hätten. Ich darf Ihnen daher den herzlichsten Dank der Geschäftsleitung und der Herren Kapitaleigner aussprechen, verbunden mit der bei uns üblichen Geldspende, einer goldenen Armbanduhr und einer Urkunde der Industrie- und Handelskammer . . .

Der Rest der Rede des Geschäftsführers rauschte an Franz vorbei, ohne daß er ihn noch verstand. Er hatte genug damit zu tun, die Tränen der Rührung zu unterdrücken, die ihn überkamen, weil man hier, vor der ganzen Abteilung solche Dinge über ihn sagte. Er hatte nie gewußt, daß der Geschäftsführer, der sonst meist brummigen Gesichts, die Hände tief in den Hosenstaschen vergraben, auf die Fertigstellung der Postausgabe der Zeitung wartete, so viel über ihn wußte und nicht nur seinen Namen kannte, sondern auch Details aus seiner Arbeit der vergangenen Jahre, an die er sich selbst kaum noch erinnern konnte.

Er wußte nicht, wie viele Kollegen ihm dann noch die Hand schüttelten und war recht froh, als er nach der Feier den üblichen halben Tag frei bekam, sich seinen Geschenkkorb schnappen konnte und nach Hause fuhr. Das hatte ihn überwältigt; das hatte er nicht gewußt; dann hätte er sich schon lange getraut, aber morgen früh würde er es endlich sagen. Mit diesem Vorsatz fuhr Franz in seinen durch fünfundzwanzigjährige Mitarbeit verdienten frühen Feierabend dieses Tages.

Als er sich am nächsten Morgen in der Garderobe umzog, ließ er geduldig die Frotzeleien der Kollegen über sich ergehen, die ihn fragten, ob er sein Jubiläumsgeld versoffen habe oder ob für sie noch ein Kasten Bier herausspringe. Vielleicht einer, vielleicht auch zwei, sagte er, mal sehen. Worauf sich die Kollegen, denen Franz durchaus nicht als sonderlich spendenfreudig bekannt war, verblüfft anschauten. Franz ging dann mit ihnen aus der Garderobe, aber nicht an seine Maschine, sondern schnurstracks zum Glaskasten des technischen Leiters, der sich gerade den Druckbericht des vorigen Abends ansah.

Er schaute erst auf, als Franz ein etwas zaghaftes „Guten Morgen“ sagte.

„Na Franz, vom Jubiläum gut erholt?“

„Oh ja, Herr Berger, ich möchte mich auch nochmals sehr bedanken für gestern und für die Sachen und das Geld, aber vor allem für die Rede. Ich muß sagen, die hat mir richtig Mut gemacht, mal mit Ihnen zu reden.“

„Wo brennt's denn Franz? Sie wissen doch, wenn wir was für Sie tun können, jederzeit.“

„Danke, vielen Dank“, sagte Franz, schon wieder beeindruckt von soviel Freundlichkeit.

„Da wird doch jetzt die neue Schnellsetzmaschine aufgestellt. Die habe ich mir gestern angeschaut. Das ist schon was anderes als die alte Kiste, an der ich schon seit zwanzig Jahren sitze. Ich hatte mich schon ein paar Mal für die Arbeit an einer neuen Maschine beworben, aber bis jetzt hat's noch nicht geklappt, aber nachdem mir gestern vor allen Kollegen gesagt worden ist, was für eine gute Arbeit ich leiste, könnte ich doch vielleicht diesmal . . .?“ Franz zögerte mit dem Weiterreden, weil Herrn Bergers bis jetzt so freundliches Gesicht sich in skeptische Falten legte.

„Wissen Sie, Franz“, sagte er, „das ist schon ein Problem, an Ihrer Maschine kann

Knut Becker: Sie sind einer unserer Besten

gar kein anderer mehr arbeiten als Sie, die hat ihre Mucken – Sie sind sozusagen beide miteinander alt geworden, aber Sie kennen sich so, daß Sie miteinander auskommen. Ich habe keinen anderen für die Maschine.“

„Ja aber“, meinte Franz, „unser Ober hat doch sowieso schon mal gesagt, die Maschine sollte weg, weil sie zu langsam ist.“

„Das stimmt“, meinte Berger, „aber solange Sie noch da sind . . .“

„Aber ich möchte doch gern an eine neue Maschine, das ginge doch, oder?“ Franz verfluchte schon seinen Mut, mit dem er dieses Gespräch begonnen hatte.

„Sehen Sie, Franz“, sagte Berger, „Sie wissen, daß wir Sie und Ihre Arbeit schätzen, aber wir können nicht nur von menschlicher Sympathie ausgehen, sondern wir sind ein Produktionsbetrieb, in dem Leistung zählt und zählen muß. Wenn wir nicht darauf achten würden, dann wären wir bald alle unseren Arbeitsplatz los. Und darum müssen wir auch an eine Maschine, die so leistungsstark ist wie die neue, jemanden setzen, der diese Leistung auch ausnutzen kann. Wir haben daher schon entschieden, daß einer von den Neuen diese Maschine bedienen wird. Schauen Sie, Sie sind ja auch schon über 50. Es wäre einfach zu viel für Sie, das müssen Sie verstehen.“

„Ja, das versteh ich denn auch, schönen Dank, Herr Berger“, sagte Franz und ging mit hängenden Schultern rüber an seine Maschine. Die Kollegen waren ziemlich sauer auf ihn, als er, auf den Kasten Bier angesprochen, sagte: „Leckt's mich doch mit Eurem Scheißjubiläum.“ Sie konnten ja auch nicht wissen, daß der Franz 20 Stunden lang geglaubt hatte, was man ihm bei der Feier gesagt hatte. Schließlich waren es doch auch so schöne feierliche Worte...

Da sind die Berge
Da ist die Sonne
Da ist das Meer

Die Trommeln klopfen
Oder ist es bloß das Herz
Ist es Dein Herz
Das klopf?

Da sind die Berge
Grün sind sie
Und schwer
Und naß vom Regen
Der Himmel hängt in den Bäumen, die
Berge sind grüne Hügel
Wir steigen hinunter
Der Himmel verschlingt seine Wolken

Da sind die Felder
Grün stehen die Zuckerrohrfelder
Ein lichteres Grün
Am Rande der Hügel
In der Sonne stehen sie
Die Trommeln klopfen
Die Trommeln klopfen in der Sonne
Am Rande der Sonne
Stehen die
Die einstmals Sklaven waren
Am Rande
Der nassen Hügel

Da ist die Sonne
Sie scheint den Befreiten, sie
Klopfen die Trommeln

Da sind die Städte
Ihr Pflaster dröhnt
Das Dröhnen der Trommeln pflanzt sich fort
Bis ins Herz
Ins grüne Herz der Berge
Die Insel dröhnt
Die Befreiten singen
Die Sonne singt

Da ist das Meer
Es schlägt an Deine Füße
Das Meer
Umspült die Füße

Der Sklaven von einst
Sie klopfen die Trommeln
Da ist der Strand
Da ist der gelbe Strand
Hinter den grünen Feldern
Unter den grünen Hügeln
Da ist das Meer
Das Meer

Am Rande der dröhnen Städte
Das Salzmeer unter der singenden Sonne
Das Salzmeer: das
Trennt die einstmals Sklaven waren
Von den einstigen Herren
Die Sonne der Befreiten
Versengt die Herren von einst
Über den grünen Hügeln
Verdampft die Nässe des regnerischen Mittags
Die Sonne singt

(1976)

Arnfrid Astel
Der Schlips etwa

Diese Burschen haben keine Kultur,
außer beim Essen. Der Schlips etwa,
der dort mit seiner Gattin
in den Shakespeare rennt,
der wird von allen lebenden
Schriftstellern seiner Zeit verachtet.

Aus dem Roman „Morenga“

Im Jahr des Friedens, wie das Jahr 1852 von den Hereros genannt wurde, da es ausnahmsweise einmal keinen Krieg gab zwischen ihnen und den Hottentotten, kam über den Oranje ein Ochsenwagen ins Land. Zwanzig ausgesuchte Ochsen gingen im Joch, gelenkt von einem Frachtfahrer, der im ganzen Süden bekannt war unter dem Spitznamen: Ochsenfreund. Seine Zunge schinalzte lauter als jede Peitsche, Petrus Matroos, ein Hottentotte, getauft von einem englischen Missionar, vor fast fünfzehn Jahren. Dieser Missionar, Rumbuddel genannt, war früher als Vollmatrose auf Segelschiffen gefahren, bis er, nach einem Sturz aus der Takelage, beim Aufschlag eine Stimme hörte: Du sollst mir Seelen fischen. Er musterte ab und ging nach Südafrika in die Nähe des Oranje, wo er versuchte, die Heiden unter den Tisch zu trinken. Wer sich von ihm taufen ließ, bekam den Namen Petrus. Die Rumbuddel hauchte, nach dreijähriger Missionsarbeit, in einem Sessel sitzend ihren Geist aus, vor sich einen Eimer mit Wasser, in dem drei halbvolle Rumflaschen steckten. In der Missionsstation Warmbad warteten seit Tagen die Hottentotten auf diesen Wagen, der aus dem Süden kommen sollte. Viele waren aus weitentlegenen Werften gekommen, hatten Kinder, Hunde und Ziegen mitgebracht und hockten jetzt auf dem sandigen Platz und starrten nach Süden. Endlich tauchte am Horizont der Wagen auf, erkennbar als kleine Sandfahne. Wer laufen konnte, machte sich auf den Weg, dem Wagen entgegenzugehen, von einer Neugierde getrieben, gegen die sogar die Mittagshitze machtlos war. Schließlich konnte man den Mann mit bloßem Auge erkennen, er ging dem Wagen voraus. Was die Menge aber in diese ungezügelte Erregung versetzte, war nicht die weiße Hautfarbe des Fremden (obwohl viele von ihnen zum ersten Mal einen Weißen zu Gesicht bekamen), es waren auch nicht die sonderbaren Latschen, die der Mann mutig an den bloßen Füßen trug (immerhin wimmelte es in dieser Gegend von Skorpionen und Schlangen), das erwartungsvolle Staunen galt auch nicht der Tatsache, daß er zu Fuß ging (die Weißen, die man bisher gesehen hatte, mußten schon am frühen Morgen auf der Wagenbank festgebunden werden, damit sie im Suff nicht unter die schweren Holzräder kamen), nein, die fast unerträgliche Spannung der Menge richtete sich auf das Gesicht des Fremden, der, in einem ärmellosen schwarzen Wams, einen langen Stecken in der Hand, gut dreißig Schritte dem Ochsengespann vorausstapfte. Dunkelhaarig, mit einem ebenso dunklen Bart um Kinn und Mund, ein Gestell mit blitzenden Gläsern auf der Nase, erkannten die geübten Nomadenaugen in ihm sogleich eine Ähnlichkeit mit einem Schaf. Und zwar nicht mit irgendeinem Schaf, sondern, wie die Gerüchte, die seit Wochen im Land umliefen, zu berichten wußten, mit dem feinwolligen Merinoschaf, das in dieser Gegend noch unbekannt war. Lag es an der Länge seines Kinns oder an den eng beieinanderliegenden hellen Augen, oder war es das leicht gewellte, kriselige Haar? Als der Fremde die wartenden Hottentotten mit einem milden Lächeln begrüßte, verstärkte sich das Schafige in seinem Gesicht. Da brandete ihm ein begeisterter Jubel entgegen. Vergessen waren die Anstrengungen der letzten Tage, das lange Warten und die Zweifel an der Richtigkeit der Erzählungen. Und in diese Begeisterung mischte sich die Bewunderung über die Standhaftigkeit des Fremden, der, trotz seines bläßlichen Gesichts, sogar in der sengenden Mittagssonne keinen Hut trug, der also seine Ähnlichkeit mit diesem freundlichen und genügsamen Tier offen zur Schau stellte.

Man darf vermuten, daß der Fremde, wenn er davon erfahren hätte, über diesen Vergleich nicht unglücklich gewesen wäre, immerhin kann das Schaf doch als ein Elternteil des Lamm Gottes verstanden werden.

Man muß unter dem Himmel des Allmächtigen mit bloßem Haupte wandeln, war ein Wahlspruch von Missionar Gorth, den er schon auf der Missionsschule in Barmen strikt befolgt hatte und dem er auch in tropischen Breiten treu blieb. Der Allmächtige hat den Himmel zu seinem Throne und die Erde zu seinem Fußschemel gemacht, pflegte Gorth zu sagen. So deutete er denn auch die tumultartige Begeisterung, die ihm in diesem Land von allen Seiten entgegebracht wurde, als ein Zeichen Gottes. Seine Missionsarbeit, die ihn im Auftrag der Rheinischen Mission nach Bethanien führen sollte, schien unter einem günstigen Stern zu stehen.

Das Ochsengespann zog, von Petrus Zunge angetrieben, langsam in Warmbad ein, gefolgt von der riesigen Menschenmenge. Vor dem Missionshaus stand Frau Priesley und begrüßte Gorth mit den Worten: Heute Hosianna, morgen kreuzigt ihn. Gott sei Dank war Missionar Priesley auf Reisen. Ihm wenigstens blieb der enthuasiastische Empfang seines deutschen Kollegen erspart. Auf ein Handzeichen der Frau Missionarin sangen die nach Größe gestaffelt aufgestellten Kinder der Missionsschule: God save the Queen. Gorth versuchte seinen Unwillen durch häufiges Räuspern anzudeuten, schließlich gehörte dieses Land immer noch den Bondelzwarts und nicht der englischen Krone. Die Kinder sangen noch, falsch und in einem mit Schnalzlaufen durchsetzten Englisch, als unter der Wagenplane ein sonderbares Quiaken ertönte. Die staunende Menge umringte sogleich den Wagen, der Chor bröckelte, trotz giftiger Blicke der Frau Missionarin, ab und verstummte schließlich. Gorth winkte einige der gaffenden Männer heran, die mit Petrus Matroos in den Wagen kriechen mußten. Es erschien ein großer schwarzglänzender Kasten, den sechs Männer ächzend auf den Boden hoben und dann zur Veranda des Hauses trugen. Es war das zweite Klavier, das ins Land kam. Das erste war an einem regnerischen Freitag vor 25 Jahren nach einem Überfall auf die Missionsstation, durch Jonker Afrikaner erbeutet worden. Man hatte es säuberlich auseinandergenommen, damit jedes Stammesmitglied seinen Anteil bekommen konnte. Die Teile blieben aber tonlos.

Nach dem Klavier wurde ein toll quiekendes Schwein auf den Boden gehoben, dann wurden noch sechs Ferkel nachgereicht, die sich sogleich an die Sau drängten. Keiner der Bondelzwarts hatte je ein so fleischiges Tier gesehen, das zudem nicht unter einem Fell schwitzen mußte, allerdings auch der Gefahr eines Sonnenbrands schutzlos ausgesetzt war.

Die Missionsgesellschaft hatte sich geweigert, für die Sau, die unterwegs noch ferkelte, die Frachtkosten zu zahlen. Missionar Gorth ließ sie schließlich auf eigene Kosten transportieren. Er hatte schon in Europa von der verstärkten Missionsarbeit des Islams in Afrika gelesen und beabsichtigte, dieser gefährlichen Entwicklung rechtzeitig entgegenzuwirken, indem er die Hottentotten, die sich Rinder und Schafe hielten, an den Genuß von Schweinefleisch gewöhnen wollte.

Gorth ging mit der Frau Missionarin in die Kühle des Steinhauses. Die Menge stand mit der Sau und den Ferkeln in der Hitze und wartete. Was die beiden in dem Haus besprochen haben, blieb unbekannt. Nach einer halben Stunde betrat Missionar Gorth die Veranda, gefolgt von der Frau Missionarin, die ihre Hände vor dem Leib gefaltet hielt. Gorth setzte sich auf einen Schemel und sang, sich selbst am Klavier begleitend: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. Die Menge stand still und erschüttert. Nur das Schwein scharre im sandigen Boden und grunzte ungerührirt.

Später saß Missionar Gorth auf der Veranda, über sich den bestirnten Himmel, schrieb er bei Kerzenschein seiner Verlobten, die ihm von Hamburg aus folgen wollte. Sie möge jetzt kommen, schrieb er, das Land sei zwar karg, aber die Leute freundlich und Gottes Hand werde schon alles zum Guten wenden.

Hätte man diesen Mann binden und über den Oranje abschieben sollen, wie es im Stammesrat der Bondelzwarts einige Großleute verlangt hatten? Oder hätte man gar die andere, endgültige Lösung wählen sollen, die schon bei einigen Vorgängern Gorths erfolgreich erprobt worden war, den Missionar mit Hilfe eines Pfeils zu seinem allmächtigen Auftraggeber zurückzuschicken? Der alte Saanes, eine gewichtige Stimme im Rat, sagte: Er wird nur der erste sein. Ihm werden die Händler folgen und dann die Soldaten. Sie werden uns, wie es die Buren im Süden getan haben, das Land wegnehmen und das Vieh. Aber dieser mildlächelnde Fremde, der dem Schaf so ähnelte, wollte niemandem das Land oder Vieh nehmen. Der alte Saanes, hatte er nicht eine verheerende Viehseuche für dieses Jahr vorausgesagt? Das Vieh war so gesund wie noch nie. Und vor drei Jahren, sollte da nicht der südliche Teil des Himmels einstürzen? Man hatte das ganze Jahr gebannt nach Süden gestarrt. Nichts war geschehen. Die Augen hatte man sich verdorben. Der alte Saanes war ein Schwarzseher. Und schließlich und endlich war der Missionar von dem Stamm in Bethanien gerufen worden. Es war also deren Sache. Ein mutiger Mann, der Fremde, der barhäuptig und in Jesuslatschen durchs Land zog.

Schon am nächsten Morgen begann Gorth, den Aufenthalt nutzend, einen Gemüsegarten in der Nähe der Missionsstation anzulegen. Der englische Missionar schien seine Arbeit hier nicht tatkräftig genug anzupacken, die Station machte einen verwahrlosten Eindruck. Gorth schrieb das auch seiner Missionsgesellschaft. Das Schafsgesicht zeigte den staunenden Eingeborenen, wie man ein Beet bewässert. Frau Priesley schwieg finster. Wasser gab es in dieser Gegend genug, dampfendes sogar. Es wurde wirklich Zeit, daß Warmbad wieder von der Rheinischen Mission verwaltet wurde.

Als das Schafsgesicht am nächsten Morgen, nach einem erquickenden Morgengebet, aus dem Fenster blickte, sah er die Einwohner Warmbads um die Beete versammelt. Erfreut über das Interesse, ging Gorth, ohne gefrühstückt zu haben, hinaus. Beim Näherkommen entdeckte er, daß die bewässerten Beete weiß waren. Einen Moment dachte er, es habe geschneit. Aber es war schon jetzt, am frühen Morgen, heiß. Gespannt blickten ihm alle entgegen. Nachdem er an seinem Finger geleckt hatte, wußte er, was das Weiße auf den Beeten war: Salz.

Nun gut, sagte er, Salat wird hier nicht wachsen, so wird man doch später einmal ein Solbad einrichten können.

Die Gicht war, das hatte er schon gesehen, bei den fleischessenden Hottentotten ein weitverbreitetes Leiden. Gottes Hand würde es zum Guten wenden.

Mit neun Jahren hatte der kleine Gorth erstmals den Wunsch geäußert, Missionar zu werden. Sein Vater, Lehrer im hessischen Heppenheim, war eines der zahlreichen fördernden Mitglieder der Rheinischen Mission. Die Mutter häkelte bis zu ihrem Tode jedes Jahr siebenundzwanzig Wollmützchen, die den Missionsstationen in Grönland und Südafrika zugeschickt wurden. Der kleine Gorth konnte sich nur noch nicht entschließen, ob er nach Grönland oder in den Süden Afrikas gehen sollte. Ein gezeichnetes Bild in der Missionszeitung hat ihn tief berührt: Drei nackte kleine Negerlein sitzen um ein Nest, in dem drei Straußeneier liegen. Eines der Negerlein weint. Darunter steht: Frohes Osterfest. Den letzten und endgültigen Anstoß, Missionar zu werden, gab aber einige Jahre später ein merkwürdiges Ereignis, über das er nur mit seiner Verlobten einmal gesprochen hatte. An einem Pfingstsonntag

war er nachmittags nochmals in die Kirche gegangen. In der Morgenpredigt hatte der Pfarrer mit Fäusten auf die Kanzel geschlagen, daß es nur so drohnte. Wohlan nun, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und wollen ein Jahr dort zubringen und Handel treiben und Gewinn machen, — die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist ein Leben? Ein Dampf seid ihr, der eine kleine Zeit währt, danach aber verschwindet er. Am Eingang der Kirche stand ein kleiner Nickneger, im Kopf einen Geldschlitz und rief zu Spenden für die Missionsarbeit auf. Beim Verlassen der Kirche nun nickte der Nickneger dem kleinen Gorth zu. Dabei sah er ihn ernst und fordernd an. Gott vergeltet! Eines abends erschien Lukas in Warmbad.

Gekleidet in einem langen, linnernen Hemd, einem Totenhemd, das Gorths Vorgänger, Knudsen, für sich mitgebracht hatte. Knudsen wollte in diesem Hemd in Bethanien derainst begraben werden. Vor knapp zwei Jahren war er in seine Heimat nach Norwegen abgereist, zermürbt und entmutigt, nach dem neunjährigen Ringen um das Seelenheil der Hottentotten. Aber noch am Tage seiner Abreise wurde er in einer Rauferei verwickelt. Er verlor dabei die oberen Schneidezähne. Darüber, wie es zu dieser Prügelei gekommen war, gab es verschiedene Versionen. Knudsen habe das silberne Kreuz, das die Gemeinde erworben hatte, mitnehmen wollen. Die auf wenige Mitglieder zusammengeschmolzene Gemeinde habe ihm einen Denkzettel verpassen wollen, da er immer gegen den Viehraub gewettert und mit Höllenqualen gedroht habe. Knudsen war jedenfalls noch einmal, und das sichtbar, mit einem blauen Auge davongekommen. Sein handgewobenes, leinenes Totenhemd ließ er im Missionshaus zurück. Wenigstens dieses Hemd sollte von seiner Arbeit in Bethanien Zeugnis geben. Fünf Monate nach diesem Ereignis schickte der Häuptling, auf Beschuß des Rates, einen Boten nach Kapstadt, mit der Bitte an die Missionsgesellschaft, einen anderen Missionar nach Bethanien zu schicken, der auch ein Mittel gegen die verheerende Geschlechtskrankheit mitbringen sollte, die in Knudsens Anwesenheit beim Stamm ausgebrochen war. So befand sich denn unter Gorths Reisegepäck eine kleine Kiste mit Quecksilbersalbe. Allerdings war der Vorrat schon während der Schiffsreise kräftig angegriffen worden, nachdem sich unter den Offizieren und der Mannschaft die Existenz dieser Wunderkiste herumgesprochen hatte.

Als Lukas in das Zimmer trat, verklärte sich das Schafsgesicht. Dieser große ernste Jüngling, in seinem langen Gewand, kam wie von Gott geschickt. Das war der Mann, nach dem Gorth seit der Überquerung des Oranje Ausschau gehalten hatte. Europa hatte noch nie einen Hottentotten zu Gesicht bekommen. Das war Gorths geheimer Wunsch, und er sah Zukünftiges immer in Bildern. An Bord einer Bark fährt er, nach fünfjähriger Missionsarbeit, auf Heimataufenthalt nach Europa. Neben ihm, an der Reeling, steht ein gutaussehender junger Hottentotte, europäisch gekleidet, aber doch mit einigen dem Lande eigenen Accessoires. Gorth hatte auf der Missionsschule in Barmen einmal den Vortrag eines englischen Missionars gehört, in dessen Begleitung sich ein gutaussehender, hochgewachsener Somalineger befand. Der Saal war überfüllt. Viele Besucher standen draußen auf dem Gang. Der Somalineger stand nach der Rede des Missionars auf und sagte: My brothers and sisters and I, we say thank you very much for your help. Der Saal tobte. An diesem Abend wurden 468 Mark gesammelt. Eine gewaltige Summe. Desto enttäuschter war Gorth, als er diese kleinen Hottentotten sah, mit ihren sonderbar verfilzten Haarlockchen, die Frauen mit einem enormen Fettsteiß, auf dem sie wie auf einem kleinen Schemel am Boden sitzen konnten. Im Alter verschrumpelten die Gesichter wie Bratäpfel. Gorth war, weiß Gott, kein Ästhet, er hätte auch niemals das Wort häßlich

gebraucht oder auch nur gedacht, nicht, weil er darum wußte, wie relativ die Vorstellung von schön und häßlich ist, sondern weil er es als anmaßend empfunden hätte, letztendlich waren auch die Hottentotten Geschöpfe Gottes. Aber zugleich sah er sie mit den Augen der fördernden Mitglieder der Missionsgesellschaft, zahlende Mitglieder, die ja wissen wollten, wem ihre Gelder, ihre abgelegten Paletots und die mühsam gehäkelten Bettähnchen zugute kamen. Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, hatte bisher keiner der Hottentotten vor Gorths Augen bestehen können. Bis dieser junge Mann ins Zimmer trat: Groß und geradegewachsen, eine hohe freie Stirn, ruhige, offene Augen. Diese Gestalt demonstrierte, wie Gorth fand, die veredelnde und bildende Wirkung des Christentums, wie aus einem Wilden ein aufrechter Mensch gemacht werden kann. Mit diesem Lukas konnte man durch deutsche Städte reisen und Missionsvereine besuchen.

Gorth hält eine kurze Einführung, in der er die allgemeinen Aspekte einer Missionsarbeit im südlichen Afrika hervorhebt. Währenddessen sitzt Lukas bescheiden und ruhig neben ihm am Tisch. Nach einem kurzen Applaus steht Lukas auf und berichtet in einem fehlerfreien Deutsch von den Leiden seiner noch nicht erlösten Stammesgenossen, die noch immer in dem fürchterlichen Glaubensdunkel leben müssen, in den Ängsten einer nie endenwollenden Nacht, in der sich diese armen Seelen bewegen, ständig bedroht von heimtückischen Dämonen, mit einem Chaos in Köpfen und Herzen leben sie in den Tag, die Nacht ist beherrscht von den Geistern Verstorbener, von ruhelosen Widergängern und Blutsaugern. Nur Jesus Christus, der Herr und Erlöser, kann Licht und Liebe in diese Finsternis bringen. Die Zuhörer schweigen erschüttert. Am Eingang wird für die Missionstätigkeit im Namaland gesammelt. Viele der Zuhörer schreiben sich in die ausgelegten Listen als fördernde Mitglieder ein. Junge begeisterte Menschen entscheiden sich spontan, Missionar zu werden. Man wird in Bethanien eine Schule bauen können.

Das Schafsgesicht fragte in Namasprache den Kirchenältesten, den jungen Lukas, wie denn die Dinge stünden in Bethanien. Aber der schüttelt nur mit dem Kopf, hat die Frage nicht verstanden und redet mit den gleichen sonderbaren Schnalzlaute, die Gorth zunächst für eine Eigenart der Bondelzwarts gehalten hatte: Als wolle man ein Pferd antreiben oder wie ein altes Mütterchen sein Erstaunen über eine furchtbare Nachricht zum Ausdruck bringen, und manchmal tönte es so dumpf wie beim Entkorken einer Flasche. Diese Sprache wurde wie mit feurigen Zungen gesprochen. Aus Missionar Gorths Mund hingegen kamen dumpf plumpe Laute wie Landschildkröten gekrochen. Der Verfasser des Lehrbuchs für die Namasprache, mit dessen Hilfe Gorth in einem dreijährigen Selbstunterricht die Sprache der Hottentotten glaubte erlernt zu haben, hatte alle Schnalzlaute, wie sie ihm von einem Reisenden beschrieben worden waren, durch Konsonanten wiedergegeben. Eine neue Sprache war entstanden, die nur Gorth und ein Schüler der Missionsschule in Basel beherrschten. Die beiden hatten sogar, um sich zu perfektionieren, in dieser Sprache korrespondiert.

Lukas sprach, Gottseidank, Deutsch. Die Grammatik war zwar holprig, der norwegische Akzent mußte abgeschliffen werden, aber der Wortschatz war reich. Allerdings galt es, Lukas die Bedeutung der fürchterlichen Flüche zu erklären, die er immer wieder, in aller Unschuld, in seine Erzählungen einflocht. Das war für Gorth besonders quälend anzuhören, da er dabei immer die gespannt schweigenden Zuhörer vor Augen hatte.

Vater, hast du auch Hilfe gegen die Krankheit mitgebracht, sonst fick die Jungfrau Maria.

Dieser Knudsen muß schon ein sehr eigenwilliger Mann gewesen sein. Gorth würde wohl mit der Arbeit von vorn anfangen müssen. Keine Minute wollte er verlieren,

nicht länger müßig herumsitzen, noch lange nacht wollte er nach Bethanien ziehen, der Stätte seines künftigen Wirkens.

Er rief nach Petrus, und Petrus kam, voll wie eine Strandhaabitze, und sagte: Kein Ochse zieht bei Regen. Morgen wird es regnen. Dieser Petrus war, wenn er nicht seine Ochsen lenkte, blau, lag auch tagsüber bei einem Mensch, das ohne Scheu seine Brüste, groß wie zwei Kürbisse, vor sich hertrug. Gorth vermutete denn auch, daß eben diese Kürbisse der Grund waren und nicht der Regen, warum Petrus nicht aufbrechen wollte. Da sprach Gorth zu Petrus: Ich will dir Beine machen.

So hörte man noch in der Nacht das Klatschen von Petrus' Zunge, mühsam nur und schwer. Petrus mußte diesmal sogar die Peitsche zur Hilfe nehmen, um die zwanzig Ochsen aus ihrem widerkäuenden Dösen hoch und vor das Zugseil des Wagens zu treiben.

Er wollte im kühlen Morgen trecken und in der Mittagszeit länger rasten. Die Bewohner Warmbads waren alle sogleich auf den Beinen, liefen hinter den quiekenden Ferkeln her, wuchteten die Sau auf den Wagen, dann das Klavier, befühlten nochmals die Ferkel. Frau Priesley stand wieder auf der Veranda des Missionshauses, die Hände vor dem Leib gefaltet, hinter ihr der Kinderchor, der wieder God save the Queen sang. Petrus schnalzte schwer mit der Zunge, die Ochsenjungen trieben die Leitochsen an, das Schafsgesicht ging, an seiner Seite Lukas, dem Gespann voraus, die Einwohner begleiteten ihn einige Schritte, warfen ihm einen letzten Blick zu, dann verschwand der Zug in einer Staubwolke.

Nachdem der Ochsenwagen vier Stunden getreckt war, ließ der Ochsenfreund halten. Hier war eine günstige Stelle, das Lager aufzuschlagen, bevor das Gewitter kam. Das Schafsgesicht wollte weiter. Sie waren noch keine acht Kilometer von Warmbad entfernt. Das war doch lächerlich, hier schon am frühen Morgen das Lager aufzuschlagen. Der Himmel zeigte sich makellos blau. Aber Petrus wies auf seinen Arm, dort saß eine Kugel aus einem Hererogewehr, seit acht Jahren schon, und piekte, wenn Regen kam. Sie treckten weiter. Am Nachmittag zog eine schwarze Wolkenbank von Westen auf, wenige Minuten später begann es zu regnen, als sei der Himmel gerissen. Die Ochsen blieben sofort stehen. Petrus spannte die Ochsen aus. Das Zelt konnte nicht mehr aufgebaut werden. Gorth kroch mit Petrus und Lukas unter die Wagenplane, die drei Ochsenjungen hockten sich unter den Wagen. Petrus holte eine Flasche aus dem Reisesack. Lukas steckte sich ein Pfeifchen an, das einen Geruch wie Weihrauch verströmte. Der Regen prasselte auf die Plane.

Warum ist Knudsen von euch weggegangen, fragte das Schafsgesicht. Er war müde, Vater, antwortete Lukas, wir haben ihn ermüdet, wie ein Pferd im schlechten Gang einen Reiter ermüdet.

Und der falsche Prophet, herrscht der noch in Bethanien?

Ja.

Aber als Missionar Gorth Lukas ausfragen wollte über diesen Propheten der Hottentotten, da hatte Lukas schon das Gespräch auf einer blauen Daggawolke verlassen. Petrus tappte im Traum über ein blaues Fuselmeer. Es war, als wäre der Himmel auf die Erde gefallen. Aber es war reiner Fusel. Plötzlich versank er darin und drohte zu ertrinken. Seine Hilferufe verhallten. Da kam sein starker Leitochse, der Rote Afrikaner, und hielt ihm seinen Schwanz hin. Sich an die Quaste klammernd wurde Petrus herausgezogen.

Gorth wollte seiner Verlobten schreiben, aber die Kerze wurde von dem Wind, der durch die klatschend naße Plane drang, immer wieder ausgelöscht. Da kniete er sich vor dem schwarzen Klavier wie vor einem Altar nieder und betete. Die Sau grunzte. Die Ferkel schmatzten. Petrus ächzte im Schlaf. Lukas schien in seinem entrückten

Zustand zu lächeln, ein heimtückisches Lächeln, fand Gorth. Gorth bat Gott in seinem Gebet um Mut und Stärke, damit er diesem falschen Propheten entschlossen entgegentreten und ihn im Namen des wahren Glaubens aus Bethanien vertreiben könnte. Dieser falsche Prophet war es, der den knorzigen Knudsen zermürbt hatte. Eines Tages war in Bethanien ein Hottentotte aus dem Süden aufgetaucht, der dem staunenden Knudsen aus der Bibel vorlesen und ganze Absätze aus dem Buch wortgenau zitieren konnte. Die anfängliche Freude Knudsens, einen eingeborenen Kirchendiakon gefunden zu haben, wurde bald zu einer quälenden Sorge, als Knudsen nämlich entdeckte, daß dieser Mann einem gefährlichen Irrglauben anhing und diesen sogar mit zahlreichen Bibelzitaten belegen konnte. Dieser falsche Prophet verkündete, nicht der Gläubige in Demut und Friedfertigkeit ist gottgefällig, sondern der Handelnde. Von Knudsen gefragt, woher er diesen Unsinn habe, antwortete der falsche Prophet: aus der Bibel, und zitierte aus dem Brief des Jakobus: So sehet ihr nun, daß der Mensch durch Werke gerecht wird, nicht durch Glauben allein. Knudsen lachte sein Lapplandlachen. Aber die Gemeindemitglieder sahen ihn fragend an, und am Abend suchte er in der Bibel den Brief des Jakobus und fand darin die zitierte Stelle.

Am folgenden Sonntag kam es zwischen Knudsen und dem falschen Propheten nach dem Gottesdienst zu einem regelrechten Streitgespräch, in dessen Verlauf Knudsen dem Hottentotten-Propheten mehrmals Schläge androhte, da dieser sich zu der Behauptung verstieß: Aus Bösem kann Gutes werden. Und als Knudsen nach einem Beispiel röhrt, da gab der falsche Prophet ihm und der versammelten Gemeinde ein Beispiel: Wenn man den Hereros ein Rind stiehlt, die tausende von diesen Rindern halten, auf satten Weiden, Rinder, die sie selbst gar nicht verzehren können, die an Altersschwäche sterben, wenn man also eines dieser Rinder stiehlt und dann schlachtet und von dem Fleisch die Kinder des Stammes speist, von denen viele Hungers sterben, aber von dem gestohlenen Fleisch leben könnten, dann sei aus Bösem Gutes geworden. Wenn der Allmächtige es aber zuläßt, daß Kinder sterben, nur damit die Rinder der Reichen weiterleben können, dann ist Knudsens Gott der allmächtige Gott der Rinder, aber nicht der Hottentotten, und erst recht kein gütiger Gott.

Die versammelten Gemeindemitglieder schnalzten anerkennend mit der Zunge. Der Stamm, der früher vom Rinderdiebstahl gelebt hatte – das Land, das sie bewohnten, war steinig und hatte wenige Quellen –, war durch Knudsen, und vor ihm Schmelen, erst zum Christentum bekehrt und dann davon überzeugt worden, daß Diebstahl etwas Böses sei, darauf stand, nach dem Tod, Verdammnis. Knudsen war ratlos. Die Gemeinde saß stumm und wartete auf seine Antwort. Jahrelang hatte er ihnen gepredigt, der Rinderdiebstahl sei etwas Böses. Er konnte jetzt doch nicht sagen, wenn Kinder dadurch am Leben bleiben, ist es etwas Gutes. Einen Augenblick dachte er mit Verbitterung an seinen Ausbilder auf der Missionsschule, der immer gesagt hat: Der Eingeborene kann nicht logisch denken. Knudsen aber sagte: Auch wenn Kinder dadurch am Leben bleiben, ist es eine Sünde gegen Gott. Die Gemeinde teilte sich sogleich. Fast alle Mitglieder folgten dem falschen Propheten.

Knudsen, dieser vierzehnjährige Mann mit der Brust eines ausgewachsenen Elchs, fiel vom Fleisch; schlaflos in der Nacht, begann er, ein Mann des geraden Gedankens, zu grübeln. Sprach er zu seinen verbliebenen fünf Gemeindemitgliedern, verhaspelte er sich oftmals, starre dann wortlos, seine Predigt unterbrechend, in die Luft, zuckte ängstlich, wenn er angesprochen wurde, zusammen. Dieser Knudsen erinnerte nur noch von fern an den alten Knudsen, und selbst dann konnte man die geknickte Haltung der Gestalt erkennen. Das Fundament, worauf Knudsen, wie er selbst sagte,

baute, war Geduld und Glauben, und das war nicht durch die Enttäuschung über die Gemeindemitglieder untergraben worden, die diesem falschen Propheten anhingen, sondern durch einen bohrenden Zweifel, ob dieser Prophet nicht vielleicht doch recht habe. Knudsen schrieb von seinen Anfechtungen und Nöten und erbat von der Missionsgesellschaft ein klärendes Wort und eine Argumentationshilfe von einem akademisch gebildeten Theologen. Da Antwort nicht vor einem halben Jahr zu erwarten war, mußte er mit seinem Zweifel und dem selbstgebrannten Schnaps allein weiterleben. Endlich entschloß er sich zu einer Reise zu seinem englischen Kollegen in Pella, dem er sein mit Zweifeln beladenes Herz ausschüttete. Der Engländer, genannt die Rumbuddel, sagte, ihm sei dieses Problem durchaus bekannt, und dieses Problem stelle sich immer wieder, daß Eingeborene, können sie erst einmal die Heilige Schrift lesen, sich durchaus die Stellen herauspicken, die sich gegen die Reichen, dann gegen die Obrigkeit und schließlich sogar gegen die Missionskirche richten. So käme es immer wieder zur Bildung von Sekten. Dieses Problem könnte konsequent nur dann gelöst werden, wenn man den Eingeborenen gar nicht erst Lesen und Schreiben beibrachte, so wie es die Rumbuddel hielt.

Unzufrieden reiste Knudsen wieder nach Bethanien. Er konnte es, ehe er das Dorf sah, riechen: den Duft nach gebratenem Fleisch, den ihm der Abendwind entgegentrug. Der ganze Stamm war auf den Beinen, nur die wenigen Getreuen von Knudsens Gemeinde hielten sich hungrig fern. In dieser Nacht wurde der Missionar zum erstenmal durchgeprügelt, als er den Versuch machte, wie gewöhnlich, eines seiner jungen Gemeindemitglieder zu besuchen. Und eine Woche darauf reiste er, noch bevor ihn die Expertise eines Tübinger Professors erreichte, nach Norwegen ab. Gorth hatte in Deutschland nicht nur die Expertise studiert, sondern war auch in mehreren Disputationen mit einem Theologieprofessor auf die Auseinandersetzung mit dem falschen Propheten vorbereitet worden.

Drei Tage lang regnete es. Drei Tage saßen Gorth, Petrus und Lukas unter der Plane des Wagens, und unter dem Wagen die drei Ochsenjungen, deren Schwatzen Gorth in der Nacht manchmal hörte. Am vierten Tag kam ein Südwind auf und putzte den Himmel blank. Als Gorth die Plane zur Seite schlug, lag eine andere Landschaft vor ihm. Die braungrau verbrannte Ebene war von einem silbrigen Grün verschluckt worden. In den sandigen Flussbetten gurgelte Wasser, und in der Luft war der Geruch von blühendem Gras.

Der Garten Eden, sagte Gorth und drängte zum Aufbruch. Dieses Land ist wie ein Stein, und die Menschen sterben darin hungernd und dürstend. So seid nur geduldig liebe Brüder, bis auf den Tag, da der Herr kommt. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfangen den Frühregen und Spätregen. Seid auch geduldig und stärket eure Herzen, der Herr kommt bald.

Aber warum auf Regen warten, wenn man Regen machen kann, fragte Lukas, die Daggapfeife in der Hand.

Nüchtern war Lukas ein ruhiger, verständiger Mann, eben jener junge Hottentotte, den sich Gorth in Deutschland in einem Saal vor einem neugierigen Publikum vorstellen konnte. Aber kaum hatte er sich seine Daggapfeife angezündet, vollzog sich eine merkwürdige Wandlung, so, als ergreife ein fremdes unbekanntes Wesen von dem Körper Besitz. Petrus hingegen, der seinen selbstgebrannten Fusel soff, blieb immer noch Petrus, auch wenn er mit aller Gewalt zu Boden gezogen, seiner so kräftigen Zunge nicht den kleinsten Schnalzer mehr entlocken konnte und schließlich mit offenem Mund schnarchte. Hatte Lukas sein Pfeifchen ausgeraucht, konnte es passieren, daß er singend zu tanzen begann, in einem Begeisterungstaumel, und auf

Gorths Frage, welche Sprache er denn da spreche, antwortete er: das ist die Sprache meiner Hände, hier, meiner Füße, sieh, die Sprache meiner Nase, meiner Ohren, eine Kopfsprache, hör, eine Herzsprache, eine Verdauungssprache, eine Sprache, die auch die Rinder verstehen, die Fettschwanzschafe, der Schakal, die Antilope, die Sandviper, die Dornbüche, die Warteinbisschen. Missionar Gorth war nicht aber gläubisch, schließlich war er hierhergekommen, um in die Finsternis des Abergläubens das Licht der Erkenntnis des Herrn und Heilands zu tragen, aber wenn er Lukas so reden hörte, kam ein merkwürdiges Grausen in ihm auf, in dem zugleich auch etwas von Neugierde war.

Nach sechs Wochen hatten sie den Löwenfluß erreicht, der, nach dieser starken Regenzeit, so viel Wasser führte, daß Petrus die Furt nicht finden konnte. Er wollte daher zu einer Werft trecken, die drei Tagesreisen östlich lag und dort zuwarten, bis der Fluß fallen würde. Gorth hingegen bestand darauf, nach Westen zu ziehen, also in Richtung Bethanien. Er dachte an die Hottentottin in Warmbad, zwischen deren Brüsten tagelang der Kopf von Petrus gelegen hat. Als Gorth dann aber hörte, daß diese Hottentottenwerft noch nie von einem Missionar besucht worden war, wahrscheinlich noch nicht einmal einen Weißen gesehen hatte, stimmte er zu.

Vierzehn Tage blieben sie in dieser Werft. Längst war das Wasser abgelaufen.

Von dieser Werft hatte er einen Brief geschrieben, den einer der Ochsenjungen, der nach Warmbad zurückkehren wollte, dorthin mitgenommen hatte. Fast zwei Monate später wurde er Gorths Verlobter Erdmute in Kapstadt überreicht, wohin sie eine Brigg nach stürmischer Fahrt gebracht hatte. In diesem Brief bat Gorth seine Braut, solange in Kapstadt zu warten, bis er ihr aus Bethanien Bescheid gäbe, daß sie kommen könne. Dennoch entschloß sie sich beunruhigt, sogleich die Reise nach Bethanien anzutreten. Dabei enthielt der Brief nichts weiter als ein paar Grüße, die Versicherung, es gehe ihm glänzend (er hatte tatsächlich glänzend geschrieben) und eine ausführliche, sich über mehrere Seiten hinziehende Beschreibung vom Treiben und Leben in dieser Hottentotten-Werft. Die Menschen seien arm hier, sehr arm sogar. Nach einer über Jahre anhaltenden Dürre – erst in diesem Jahr sei reichlich und viel Regen gefallen – sei fast das gesamte Vieh eingegangen. Den Kindern fehle es an Milch. Gelüste es sie nach Süßigkeiten, so fingen sie sich blumensuchende Fliegen, denen sie den Honigmagen aus dem Leib zögeln, um ihn dann auszusaugen. Welche der Familien aber einmal reichlich zu essen habe, sei es eine Antilope oder eine Racke, teile es brüderlich mit den anderen. Trotz der Not sei man heiter und freundlich, nicht nur ihm, dem Fremden gegenüber, sondern auch untereinander. Die Frau sei dem Mann durchaus nicht nachgestellt. Wenn der Mann oder die Kinder etwas wünschen, so bitten sie freundlich darum und erhalten es auch. Den Kindern ließe man fast alles durchgehen. Selbst wenn sie einmal eine Kalebasse zerbrächen, käme niemand auf den Gedanken, sie zu schlagen. Die Kinder untereinander hülfen sich schon. Schön sei es, den Menschen beim Tanze zuzuschauen, eine grenzenlose Ausgelassenheit, die manchmal allerdings auch beängstigend ekstatische Züge annehmen könne. Dabei herrschten durchaus strenge Sitten in den Pontoks, strenger als er sie in der Missionsstation in Warmbad angetroffen habe. Geregelter Arbeit aber empfinde der Hottentotte als Last: Er sieht nicht in die Zukunft, weder für sich noch für die Seinigen, er isst und trinkt, um zu leben, er lebt, um zu essen und zu trinken. Und er zeigte mir einen lauteren Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Kristall, schreibt doch Johannes. Das Erstaunlichste aber sei dann doch, mit welcher Gleichmut diese Menschen ihrem Tod entgegensehen, der für sie nichts Erschreckendes habe. Gorth selbst übe sich eifrig im Schnalzen mit der Zunge. Dabei müsse man nicht einmal die Lunge, diesen Blasebalg bedienen. Wenn er seine Zungenspitze

gegen die Alveole presse und sie dann mit einem kräftigen Ruck nach unten schlagen ließe, dann erzeuge das ein wolkenloses Blau, so wie er als Kind gern Schuhu gerufen habe und schon sei die Nacht gekommen.

Waren es diese letzten Sätze oder aber lag es daran, daß in dem ganzen langen Brief nicht ein einziges Mal der Allmächtige oder auch nur der Heiland erwähnt wurde, auf jeden Fall entschloß sich Erdmute – sie kannte ihren Gorth immerhin schon neun Jahre – dem Bräutigam sogleich nachzureisen. Sie nahm, eine sehr resolute junge Frau, den nächsten Ochsenwagen, der in Richtung Norden nach Pella ging.

Nachdem Gorth sich endlich entschlossen hatte, weiterzuziehen, wollte der Stamm ein Abschiedsfest geben. Gorth hatte bei den Einwohnern dienstmal weniger durch seine Ähnlichkeit mit dem Schaf Bewunderung erregt (der Stamm züchtete Rinder und Ziegen), als vielmehr durch seine Zündhölzer. Mit Staunen hatte man beobachtet, daß der Fremde sein Feuer in der Tasche bei sich trug und, wo immer er wollte, mühelos ein zweites Feuer entfachen konnte. Mit Zaubererei hatte das nichts zu tun, denn Gorth hatte schnell den Mechanismus erklärt, den schließlich auch die älteste Oma des Stammes verstanden hatte. Bewundert wurden auch die eisernen Töpfe und Pfannen, die er mit sich führte, in denen man so bequem und rasch kochen und braten konnte, und dann vor allem natürlich: die Jagdbüchse. Der Stamm besaß zwar zwei uralte verrostete Steinschloßgewehre, die hoch in Ehren gehalten und nur selten benutzt wurden (Pulver und Kugeln konnten nur selten und umständlich über andere Stämme eingetauscht werden), aber was waren diese Donnerbüchsen, die man auf zehn Meter an eine Antilope heranschleppen mußte, wollte man sie treffen, gegen diese Jagdbüchse von Gorth, mit ihren gezogenen Zwillingsläufen, aus deren einem er auch eine Schrotpatrone abschießen konnte. Gorth füllte mit Hilfe dieser Büchse vierzehn Tage lang die Fleischköpfe des ganzen Stammes. War es da verwunderlich, daß nicht nur Kinder und Greise, sondern auch gestandene Männer aus dem Rat Gorth batzen, noch zu bleiben. Gorth hatte dann auch seinen Aufenthalt Tag um Tag verlängert, bis die Kugel im Arm von Petrus sagte, daß es schon bald wieder Regen geben würde. Zuvor wollte Gorth wenigstens das Flussbett überquert haben.

So wurden am Abend vor seiner Abreise zwei Ziegen geschlachtet. Die Sau grunzte, die Ferkel quiekten zum Gotterbarmen, aber Gorth blieb hart und ließ drei Ferkel abstechen. In dieser heißen Dezembernacht tanzte sogar Gorth, der nie eine Tanzstunde besucht hatte. Er hatte ein Pfeifchen mit Dagga geraucht, das ihm der Häuptling des Stammes überreicht hatte und das er, wie er sich selbst sagte, aus Höflichkeit nicht ablehnen durfte. Danach wurde er Zeuge eines tonalen Feuerwerks: Wie eine Feuerschlange zischte der Dentalis über den Boden, gold und blau, strahlenförmig zerplatze der Cerebralis, knatternd sprang der Lateralis über Baum und Busch. Wie von Ketten befreit sprangen Gorths Beine. Er tanzte mit Lukas. Nur einmal und nur ganz kurz dachte er an seine Braut: Sie stand an der Reeling eines Segelschiffs, auf dem Kopf einen Südwesten rief sie, gegen die Sturmböen an, Befehle in die Masten, wo Matrosen rittlings auf den Rahen saßen.

Allein daran konnte sich Missionar Gorth sonderbarweise noch am nächsten Morgen, die Sonne stand schon ziemlich hoch, erinnern. Er hatte das Gefühl, sein Kopf sei aus Holz, das, was er mühsam auf seinen Schultern trug, war etwas Taubes, Spleißiges.

Dagegen hilft nur ein Pfeifchen, sagte Lukas.

Der Rat des Stammes hatte sich versammelt und bat Gorth, der reisefertig vor dem Ochsengespann stand, er möge, da er schon nicht bleiben könne, doch auch diesem Stamm einen Missionar schicken. Dann schnalzte die Zunge von Petrus und der Zug setzte sich in Bewegung, begleitet von allen, die noch laufen konnten, und sei es auch

nur hinkend. Petrus fuhr den Wagen vorsichtig das bebuschte Flußufer hinunter (die Einwohner der Werft blieben hier rhythmisch klatschend stehen), durchquerte das sandige Flußbett mit den vereinzelten Wasserpützen, und unter dem Knallen von Petrus' Zunge zogen die Ochsen den schweren Wagen am anderen Uferhang wieder hoch, langsam, keuchend. So zogen sie in die steinig hügelige Landschaft, hinter sich die blaugrüne Silhouette des Karrasgebirges, vor sich einen Himmel, an dem die Wolken wie Segelschiffe dahinzogen. Wie gewöhnlich schritt Gorth dem Gespann voran, aber beschwingt heute, in der Rechten seine Maiskolbenpfeife, in der Linken seinen Stecken, den er diesmal nicht wie einen Bischofsstab tappend bei jedem Schritt auf den Boden setzte, sondern wie ein Tambourmajor mal in die Luft warf, mal in der Hand über dem Kopf kreisen ließ. Hinter ihm keuchten die Ochsen. Neben ihm sprang und hüpfte Lukas. Petrus schlief auf dem Kutschbock seinen Rausch aus. Die Leitochsen suchten, den beiden Männern folgend, sich selbst ihren Weg.

Gorth freute sich von Herzen, daß es diesen Stamm nach Gottes Wort verlangt hatte. So werden sie den rechten Weg finden und das ewige Leben, sagte Gorth.

Euer Taschenfeuer wollen sie, sagte keuchend der Rote Afrikaner, der Leitochse, der links ging, und eure Blechnäpfe. Wer will noch die Schlinge legen und mühsam die Racke fangen, wenn ihr einmal in die Luft schießt und gleich zwanzig fallen vom Himmel. Ihr seid schlimmer noch als Wundknie. Vor langen Zeiten, keuchte der Rote Afrikaner, gehörte die weite Steppe den Rindern, sie zogen wohin sie wollten, von Quelle zu Quelle, von Fluß zu Fluß, dorthin, wo Regen fiel und hoch das Gras stand. Wer ihr Fleisch wollte, mußte ihnen nur folgen, und da sie reichlich davon hatten, gaben sie auch reichlich davon. Ihnen folgte auch Wundknie, der Urvater aller Hottentotten, mühsam nur und hinkend, da sein Knie schmerzte. Und da er oftmals den Herden nicht folgen konnte, wenn sie zu einer anderen Weide wechselten, ersann er eine List. Er schlich sich an eine Kuh, die vor Schmerzen brüllte, denn sie hatte sich einen Dorn in ihren Huf getreten. Da zog Wundknie ihr den Dorn aus dem Huf und bat sie, ihm dafür ihre Milch zu geben. Die Kuh, Vielfleck genannt, von der wir alle abstammen, die hier im Joch gehen, sagte sich: Es ist gut, wenn ich jemanden habe, der mir einen Dorn aus dem Huf ziehen kann, und willigte ein. So ließ sie sich von Wundknie melken und mit Grasbüscheln den Staub vom Fell abreiben. Das Kalb aber fand schon bald keine Milch mehr in dem Euter und mußte Gras fressen. Eines Tages trafen sie die Herde in einer tiefen Weide. Da entdeckten die Stiere die leuchtend weiße Kuh mit ihren hellbraunen Flecken und folgten ihr. So zogen die Herden hinter den Stieren, die Stiere hinter der Kuh und die weiße Kuh folgte dem hinkenden Wundknie von Quelle zu Quelle, von Fluß zu Fluß, wohin Wundknie ziehen wollte. Eines Tages fing sich Wundknie den jungen Stier, der einmal das Kalb der Kuh gewesen war und zerbiß ihm die Hoden. Er band ihn an einen Baum, schlug ihn mit der Peitsche und rief einen Namen: Ochse, solange, bis er auf diesen Namen horchte und geduldig stand, bis Wundknie auf seinem Rücken saß. So ritt Wundknie auf dem Ochsen voran, ihm folgte die Kuh Vielfleck, ihr die Stiere, denen die Herden. Schon bald hätten sie ohne Wundknie die Quellen nicht mehr finden können, sie vergaßen die Richtungen, sie verlernten den Regen zu riechen. Rinder, die sich verlieben, standen in der Steppe und blöckten ängstlich. So kamen wir ins Joch, keuchte der Rote Afrikaner, und mit ihm keuchten neunzehn andere Zugochsen.

Was Gorth am meisten erstaunte, war, später, daß es ihn gar nicht überrascht hatte, einen Ochsen reden zu hören. Er hatte lediglich seinen Schritt etwas verlangsamt und ging, damit der keuchende Rote Afrikaner nicht so laut sprechen mußte, schließlich neben ihm. Als der Rote Afrikaner geendigt hatte, wollte Gorth aus dem Evangelium des Lukas etwas Tröstendes zitieren: Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zweien Pfennige? Noch ist vor Gott derselbigen nicht einer vergessen. Der Rote Afrikaner,

der sich gerade wieder kräftig ins Zeug legen mußte, antwortete schweratmend: Monatelang haben wir einen Missionar gezogen, der predigte den Hottentotten folgenden Satz: Auch sind die Haare auf eurem Haupt alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid besser denn alle Sperlinge. In Eurem Himmel haben die Tiere keinen Platz. Danach sprach der Rote Afrikaner nichts mehr, allerdings mußten auch alle zwanzig Ochsen schwer ziehen, da es einen steinigen, mit ausgewaschenen Rinnen gefürchten Hang hinaufging. Petrus war aufgewacht und ließ seine Zunge schnalzen wie eine Nilpferdpeitsche.

Später, Gorth war schon tot, erreichten seine Verlobte Briefe, die monatelang unterwegs waren. Briefe mit einem wirren Inhalt. So schrieb Gorth in einem der letzten, er habe endlich die Sprache der Ochsen erlernt.

In der Missionsgesellschaft gab es Leute, die später behaupteten, Gorts Verwirrung sei auf seine Starrköpfigkeit zurückzuführen, auch bei glühender Hitze und stechender Sonne ohne Hut herumzulaufen. Andere wiederum erzählten, allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Gorth habe zuletzt Dagga geraucht. Die gefährliche Wirkung dieses Rauschmittels sei ja hinlänglich bekannt. Viele Eingeborene hätten nach dem übermäßigen Genuss dieses berausenden Hanfes den Verstand verloren, ja es seien Fälle bekannt geworden mit einem tödlichen Ausgang. Anbau und Genuss von Dagga müsse unbedingt von Seiten der Missionare bekämpft werden. Allerdings müßten diese so charakterstark sein, daß sie nicht selbst dieser Sucht erlagen.

An einem staubigen Dienstag war Gorts Verlobte in Pella angekommen. Dort erreichte sie der letzte Brief ihres Bräutigams. Ein Brief, den sie gelesen und dann sogleich verbrannt hat. Über den Inhalt ist nie etwas bekannt geworden. Sie bestand aber darauf, schon am nächsten Tag weiterzureisen. Da in den nächsten drei Wochen kein Ochsengespann nach Warmbad ging, mußte sie einen Reitochsen besteigen und machte sich in der Morgendämmerung, begleitet von einem Hottentotten als Führer, auf den Weg. Eine Frau wie ein Mann (A woman like a man), soll der englische Missionar zu seinem deutschen Kollegen gesagt haben, als man Gorts Verlobte verabschiedete und sie aus der Missionsstation hinausritt. Dem Ochsen hing ihr Kleid wie eine Schabracke mit Rüschen über Hals und Rücken. Unter ihrem Kleid trug sie hochhackige, geknöpfte Lackstiefel. Auf dem Kopf einen dunkelblauen Samthut, an den zwei Stoffmargariten genäht waren. Sie hatte den Hut, da ein scharfer Südwest lange Sandfahnen vor sich hertrieb, mit einer Hutnadel an ihrem hochgebundenen dunkelblonden Zopf festgesteckt.

In der Nähe von Romansdrift wollte sie der Hottentotte über den Oranje führen, als ihnen der Händler Morris entgegenkam und erzählte, er habe in Warmbad gehört, daß Gorth gestorben sei.

Daraufhin kehrte sie um und ritt nach Pella zurück. Die Missionare schickten einen vertrauenswürdigen Boten nach Warmbad, der genaue Erkundigungen über das Gerücht einholen sollte. Der Bote traf in Warmbad auf den Frachtfahrer Petrus, der ihm erzählte, Missionar Gorth sei im Feld gestorben, an einem rätselhaften Fieber, einem Landesfieber, wie später die Missionsgesellschaft schrieb. Der Missionar habe Bethanien nicht mehr gesehen, allerdings habe er, Petrus, gemeinsam mit einem Mitglied aus der Gemeinde Bethanien, einem gewissen Lukas, den toten Missionar in Ochsenhäute eingenäht und dann nach Bethanien geschafft, wo er jetzt begraben liege.

Gorts Verlobte entschloß sich, so bald wie möglich nach Kapstadt zu fahren, um von dort mit dem nächsten besten Schiff nach Deutschland zurückzukehren. Sie ließ sich auch von dem englischen Missionar nicht aufhalten, der sie bat, in Pella zu

bleiben, und, mit einer durch den Todesfall gebotenen Rücksicht, seine Frau zu werden.

Während der Rückreise auf der Viermastbark „Erna“ lernte sie den Präparator Schröder kennen, der vier Jahre in Kapstadt für den englischen Gouverneur gearbeitet hatte. Die beiden heirateten ein Jahr später in Coburg, der Vaterstadt Schröders, wo er ein Geschäft eröffnet hatte und für den Herzog von Coburg Jagdtrophäen ausstopfte. Seine Frau hat nie, auch wenn sie ihre Kinder und später ihre Enkel mit Bitten bestürmten, etwas über Afrika erzählt, sie sagte dann nur, es gäbe nicht viel zu erzählen, das Land sei leer und öde.

Am zweiten Tag, nach der Abreise aus der Werft, hatte Gorth das sonderbare Gefühl, als sei sein Schädel für dieses Land zu klein geworden. Diese schmerzhafte Ferne schien darin keinen Platz mehr zu finden. Erstmals seit seiner Abreise fühlte er sich schlapp und zuweilen auch schwindlig. Er schob das auf die stechende Sonne und auf die Hitze, unter der sogar das Felsgestein ächzte. Da Gorth in seinem Reisegepäck keinen Hut mitführte, knotete er sich aus einem großen weißen Schnupftuch ein Häubchen. So stapfte er allein, nachdem sich Lukas ein Herz gefasst und darum gebeten hatte, auf dem Wagen sitzen zu dürfen, dem Gespann voraus, das weiße Taschentuch wie einen Verband um den Kopf.

Abends erreichten sie eine Wasserstelle. Die Ochsen, die seit zwei Tagen nicht gesoffen hatten, gierten der warmen Pfütze entgegen. Nachdem sie gesoffen und Bäuche wie Tonnen hatten, grasten sie neben dem Feuer, das Petrus gemacht hatte. Die drei Männer saßen schweigend herum, rauchten und tranken. Später ging Gorth zu dem Roten Afrikaner, der abseits wiederkärend im Gras lag, die Beine angezogen. Gorth legte sich zu ihm.

Es ist nun schon lange her, und der Rote Afrikaner ließ kreisend seine Kiefer mahlen, da kamen weiße Männer aus Holland nach Afrika, dort, wo im Süden das Land zu Ende ist, und sie töteten und verdrängten mit großen Feuerrohren die dort lebenden Namas, denn die hatten nur eiserne Assegaien. Da zogen die Namas nach Norden über den wasserreichen Oranje, töteten und verdrängten mit ihren eisernen Assegaien die dort ansässigen Buschmänner, die nur steinerne Messer hatten. Da aber das Land, das die Namas erobert hatten, wenig Regen und wenig Quellen hatte, konnten sie keine großen Herden halten. Also zogen sie weiter nach Norden, wo die Rinderfreunde, die Hereros lebten, mit ihren gewaltigen Herden, in satten Weiden und mit starkem Wasser. Sie sind die Freunde der Rinder, halten uns in Ehren und nehmen von unserem Fleisch nur das, was sie benötigen. Die Rinder sterben dort friedlich und im Alter. Einige aber dürfen nicht angetastet werden, das sind die heiligen Rinder, die am Ahnenfeuer stehen. Auch die Weißmäulige, meine Urahnnin, stand an diesem Feuer, und das kam so. Eines Tages glaubte der junge Häuptling Zeraua, es wäre auch für seinen Stamm wichtig, ein Gewehr zu besitzen. Also machte er sich auf den Weg zu einem englischen Händler namens Morris und tauschte achzehn Ochsen gegen ein Gewehr, Kugeln und Pulver. Er ließ sich von dem Händler erklären, wie er das Gewehr abzuschießen habe. Auf dem Weg zurück zu seinem Kraal entdeckte er einen großen Geier, der auf einem toten Rind saß. Da lud er sein Gewehr und schoß auf den Vogel und traf ihn mit dem ersten Schuß. In seiner Freude darüber schnitt er dem toten Vogel eine Zehe ab und band sie in seiner Hütte an eine Kalebasse und bestimmte, daß die Milch aus dieser Kalebasse nur von ihm und seinen Freunden getrunken werden dürfe. Danach wählte er aus seiner Herde eine Kuh aus, deren Milch für diese Kalebasse bestimmt sein sollte. Diese Kuh nannte er die Weißmäulige. So kam die Weißmäulige in die unantastbare Herde des heiligen Ahnenfeuers. Dort stand sie und wurde gemolken, bis das Jahr des verletzten Armes

kam. Jonker Afrikaner hatte sich auf einer Löwenjagd den Arm verletzt und konnte ihn nicht mehr recht gebrauchen. In diesem Jahr raubte Jonker Afrikaner den Hereros ihre Rinderherden, denn er mußte seine Schulden an einen englischen Händler namens Morris bezahlen. So kam die unantastbare Herde in die Hände des Händlers und mit ihr die Tochter von Weißmaul, Langquaste. Morris trieb die Herde nach Kapstadt, zum Schlachthof. Unterwegs aber gab er Langquaste dem Häuptling von Rehobot, damit die Herde auf der Weide des Stammes sich für den langen Weg sattfressen konnte. Der Häuptling von Rehobot aber tauschte Langquaste gegen eine Handvoll Pulver an den alten Saans, der im Rat der Bondelswarts sitzt, und der alte Saans tauschte den Sohn von Langquaste gegen eine Flasche Honigbier an den Frachtfahrer Petrus. So kam ich ins Joch.

Nachts ritt Gorth im Traum auf einer Kuh durch eine baumlose Steppe. Ein wohliges Schaukeln über eine Landschaft, die wie ein Flüßbett gerippt war. Da kam er in eine Schlucht. Beiderseits ragten die Felsen hoch über ihn in den Himmel, und oben schien die Sonne als schwarze Scheibe. Plötzlich sah er in dem Hohlweg eine Gestalt auf sich zukommen. Der Weg wurde so eng, daß die Felsen seine Beine streiften. Die Gestalt war in einen schwarzen Mantel gekleidet und trug einen schwarzen Hut. Er wußte nicht, wie er an dieser Gestalt vorbeikommen sollte. Als die Gestalt vor ihm stand, blickte er, sich von der Kuh hinunterbeugend, unter die Hutkrempe und erschrak: Er blickte sich selbst ins Gesicht.

Am Morgen fragte Petrus, ob sie nicht einen kleinen Umweg machen könnten, da in der Nähe eine Werft liege, in der seine Bruderschwester wohne. Gorth willigte sogleich ein, ohne nach der Länge des Umwegs zu fragen. Er war auch dann noch damit einverstanden, als ihm Lukas berichtet hatte, daß sich in dieser Werft schon einmal ein Missionar aufgehalten habe, sie auch regelmäßig von weißen Händlern besucht werde.

Als der Ochsenwagen nach drei Tagen die Werft erreichte, warteten schon die Einwohner am Weg. Aber welche Enttäuschung breitete sich aus, als der vorantrabende Fremde näherkam und man sein Gesicht erkennen konnte. Die Gerüchte hatten schamlos übertrieben. Nur mit bestem Willen konnte man unter diesem merkwürdigen weißen Verband mit vier Zipfeln in dem Gesicht eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Schaf sehen. Trotzdem war die Begrüßung herzlich. Gorth entging es selbstverständlich nicht, daß ihm hier keine, wie in früheren Fällen, überschwellige, ja enthusiastische Begeisterung zuteil wurde. Sie hatten noch nicht einmal die ersten Pontoks erreicht, da wurde Gorth schon von den Kindern angebettelt: Lakritze, bitte, Gott vergelts. Sie wiederholten diesen einen Satz in Deutsch ohne jede sinngemäße Bedeutung.

Der Missionar, der sich in dieser Werft vor einem Jahr zwei Monate aufgehalten hatte, trug den Spitznamen Lakritzenapostel. Er hatte aus Deutschland eine Kiste mit Lakritzstangen mitgebracht, nachdem er gelesen hatte, daß die Kinder der Hottentotten besonders gern Lakritze essen. In der Mittagszeit war in der Kiste ein zähflüssiger schwarzer Brei, am Morgen, nach der kühlen Nacht, war es ein kleiner, harter Teerblock. Und am Morgen pflegte der Lakritzenapostel denn auch mit einem Messer kleine Stücke aus diesem Lakritzblock abzustechen und an die Kinder zu verteilen.

Die Männer aus dem Rat baten Gorth, der apathisch im Schatten des Wagens saß, der Werft einen Missionar oder wenigstens einen Lehrer zu schicken, damit sie wenigstens die Schuldscheine lesen könnten, die sie beim Händler unterschreiben müßten.

In Gorths Kopf war ein beständiges Dröhnen. Dieses Dröhnen hörte er auch, als er versuchte, sich in ein Gebet zu versenken.

Nach zwei Tagen brachen sie auf Drängen von Lukas wieder auf. Die Einwohner der Werft verabschiedeten sie freundlich. Bei der Mittagsrast entdeckte Gorth, daß man ihm seine Jagdbüchse gestohlen hatte. Auch zwei Töpfe fehlten und ein kleiner Sack mit Saatbohnen. Petrus schlug vor, umzukehren und die gestohlenen Sachen vom Stamm zurückzuverlangen. Aber Gorth hob nur kurz die Hand und ließ sie wieder fallen.

Am 22. Dezember wälzte sich eine schwarze Wolkenbank über die Ebene. Gegen Mittag stürzte ein Wasservorhang vom Himmel.

Sie hatten ihr Lager auf einem sanftabfallenden Hügel aufgeschlagen. Auf einem gegenüberliegenden kahlen Hügel stand ein einzelner Baum. Ein dicklich glatter Stamm, zwei ebenfalls dickliche Äste, unbelaubt. Allein auf den Spitzen standen Blütenbündel. Ein Halbmensch, sagte Lukas.

Gorth schwitzte und fror zugleich. Ihm war, als erstickte er unter diesen Wassermassen, obwohl er vor dem prasselnden Regen geschützt im Zelt lag. Drei Tage hielt der Regen an.

Am Heiligen Abend war das Dröhnen in Gorths Kopf nur noch ein Brummen. Er wollte eine Christmette abhalten und bat Petrus und Lukas, dafür das Klavier aus dem Wagen zu heben. Die beiden konnten den gewaltigen Kasten zwar an-, aber nicht hinunterheben, es sei denn, sie hätten ihn fallenlassen. Da predigte Gorth vom Wagen herunter: Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! Petrus und Lukas knieten im Regen vor dem Wagen.

Gorth setzte sich an das Klavier. Er sang: Uns ist ein Ros entsprungen. Er versang sich mehrmals, konnte auch den Ton nicht halten. Petrus rülpste.

Nachts saßen sie vor dem Zelt. Ein Südost hatte die Wolken vertrieben. Der Mond sah aus wie ein Harzerroller, den Gorth so gern als Kind gegessen hatte. Er rauchte seine Pfeife und übte sich wieder im Zungenschnalzen. Seine Stirn glühte. Gern hätte er Äpfel daraufgelegt. Ein Heilig Abend ohne Bratäpfel ist eigentlich kein Heilig Abend. Schwarz stand der Halbmensch im Mondlicht wie der Gekreuzigte.

Am ersten Weihnachtstag zogen sie weiter. Gorth war zunächst wie immer vorangeschritten. Die Sonne ließ die Steine ächzen. Als Petrus die Ochsen zur Mittagsrast halten ließ, ging Gorth weit hinter dem Wagen. Am nächsten Tag saß er auf dem Kutschbock neben Petrus. Lukas wollte Gorth einen Kräutertee gegen das Fieber bereiten. Aber Gorth lehnte ab.

Am Neujahrstag konnte er nicht mehr aufrecht sitzen. Petrus bereitete auf den Kisten im Wagen, neben dem Klavier und den Schweinen, ein Deckenlager.

Am dritten Tag im Januar, abends, begann Gorth zu phantasieren. Er redete laut und gut verständlich: Warum haben die Ochsen keinen Platz im Himmel. Haben nicht Ochs und Esel an der Krippe des Christkinds gestanden? Wer hat sie überlistet? Bislang habe ich Ochsen nur unter dem Verzehraspekt gesehen. Dieses Fressen und Gefressenwerden, spricht der Herr und Heiland, muß das sein? Denn aus Bösem kann Gutes werden. Ist nicht auch in dem Bösen ein Fünkchen Gottes. Auch der Diebstahl der Rinder ist Gutes, wenn nur die Rinder einverstanden sind mit ihrem Verzehr. Ist Gottes Odem nicht in allem was wir sagen, nur nicht in den Schnalzlaufen. Sie sind gemacht von Menschen. Auch den Halbmenschen, die Tag und Nacht auf dem Berge stehen, müssen wir predigen Gottes Botschaft, aber sie nicht zu Unmenschen machen. Ich will die Sprache der Halbmenschen lernen, aber ich werde sie nicht das Lesen lehren, das sie nur brauchen, damit sie ihre Schuldscheine unter-

schreiben können. Taub war ich wie ein Stein, auf den man schlägt mit einem Stock. Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh; denn es ist alles eitel. Die Wolken waren Wasserträger nur, jetzt sehe ich, sie sind die Kissen, auf denen die Winde ruhen.

In der Nacht zum 4. Januar zog ein kurzes heftiges Gewitter über die Ebene. Gorth kam wieder zu Bewußtsein. Er lag neben der grunzenden Sau. Von dem Gestank wurde ihm übel. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß die Ferkel im Laufe der Reise zu kleinen Schweinen herangewachsen waren. Aber noch immer drängten sie sich an die Zitzen der Sau. Vor Gorth stand das Klavier, das er über tausende von Kilometern in diese menschenleere Landschaft hatte schleppen lassen. Er fragte, wie lange es noch dauern würde, bis man Bethanien erreichen würde. Petrus schätzte sechs Tage, Lukas fünf. Es war seit Wochen das erste Mal, daß Gorth wieder von Bethanien redete. Er bat Lukas, ihm Papier, Feder und das Tintenfaß zu bringen. An eine Kiste gelehnt schrieb er einen Brief an seine Verlobte und übergab ihn dann einem der beiden verbliebenen Ochsenjungen. Gegen ein gutes Handgeld sollte er den Brief nach Warmbad tragen.

Gorth trank einen Becher Tee und schlief in dieser Nacht ruhig. Er hatte nur leichtes Fieber.

Am Morgen des 5. Januar versuchte er aufzustehen, konnte sich aber nicht auf den Beinen halten. So setzte er sich hinten auf die Wagenkante, mit dem Rücken an das Klavier gelehnt und sah, vom Schaukeln und Stoßen des Wagens hin- und hergeworfen, ein Tal, baum- und buschlos, wie ein ausgetrocknetes riesiges Flußbett. Rechts und links war dieses Tal durch Gebirgsränder wie von einem Steinufer begrenzt. Dazwischen, silbriggrün, das blühende Gras, in das der Wind Wellen furchte.

Sie waren fast drei Stunden getreckt, als Petrus und Lukas plötzlich ein gequältes würgendes Stöhnen hörten, wie sie noch kein Stöhnen zuvor gehört hatten. Sie dachten es käme von der Sau, auf die möglicherweise der gewaltige schwarze Musikkasten gestürzt sei. Sie krochen in den Wagen und sahen, das Stöhnen kam aus dem Mund von Gorth. Immer wieder würgte er dabei eine grünschwarze Flüssigkeit heraus.

In Gorths Schädel dehnte sich etwas aus, wuchs und wuchs, prall, als würde durch einen Blasebalg Luft hineingepreßt. Mit aller Kraft versuchte er sich darauf zu konzentrieren, daß sein Kopf nicht platze. Dann verlor er das Bewußtsein.

Nachmittags wurde es so heiß, daß Lukas behauptete, er habe eine solche Hitze noch nicht erlebt. Die Ochsen brüllten vor Durst. Petrus wollte sie ausspannen und ruhen lassen, aber Lukas bat ihn weiterzutrecken. Vielleicht käme der Missionar in Bethanien wieder zu Kräften.

Am späten Nachmittag zogen Gewitterwolken auf. Wie ein dichter grauer Vorhang zog der Regen über das Tal, dahinter leuchtete wieder der dunkelblaue Abendhimmel.

Gegen 19 Uhr kam Gorth wieder zu Bewußtsein. Ihm war als sei in seinem Kopf ein Feuer. Er bat, man möge ihn ins Gras legen, er könne dieses dümmlich schwarzlackierte Klavier nicht mehr ertragen.

Sie wollten Decken auf den feuchten Boden ausbreiten. Aber Gorth duldet es nicht. So legten sie ihn denn auf den Boden.

Das Feuer in seinem Kopf erlosch. Ein angenehmer Kälteschauer lief durch seine Glieder. Nur daß seine Zähne manchmal so laut klappernd aufeinanderschlugen, störte ihn.

Er sah, wie die Dunkelheit langsam aus dem Tal kroch und hörte die Ochsen das Gras rupfen. Lukas saß an ein Wagenrad gelehnt. Petrus schlief schon. Gorth lag ausgestreckt in dem duftenden Gras. Über sich die Sterne, das waren die Augen der Nacht.

Uschi Flacke
Der Pfennig-Song

November 1976

Es war einmal ne Deutsche Mark.
Die machte sich einst mächtig stark.
Den andern wurd es bange,
in der Euro-Währungsschlange.

Die Mark sagt: „Hei, ich bin stabil,
denn ich bin deutsch, und ich bin viel,
viel mehr in jedem Falle,
viel mehr wert als ihr alle.

Ich bin Miß World, ich bin die Größte,
wenn ich manch armen Bankier tröste,
und mich liebt selbst der Scheich.“
Da wurd der Gulden bleich.

„Guckt Euren Stand an, an der Börse,
da bin natürlich ich die Örste.“
Die Krone kniff benommen,
die Augenbraun zusammen.

Da piepst ein Pfennig hinten rein:
„He, Mark, Du kannst ruhig ehrlich sein.
Mag sein, daß Du stabiler bist,
doch sonst, da redst Du ganz schön Mist.

Guck Dich doch an, was kriegt man schon,
für Dich, bei dieser Inflation.
Und ich, ich armer Dolly,
bin wert nicht einen Lolly.

Die Preise steigen jeden Tag,
die Löhne kommen da nicht nach.
Und ich, ich armes Schwein,
komm innen Brautschuhsammelbüchse rein.

Anstatt mit Flicks Dich rumzutreiben,
sollst lieber Dir die Augen reiben.
Denn Geldstabilität,
ist das, was uns heut fehlt.

Als Mehrwert hast Du Deine Pflicht.
Vergiß den, der Dich zeugte nicht.
Die Kaufkraft lässt Du sinken,
das müßte Dir doch stinken.“

Die D-Mark blickte ganz verwirrt,
und ging von dannen, leicht lädiert.
Der Pfennig, der ging auch davon,
und gründet ne Preis-Stop-Sektion.

Und die Moral von der Geschicht,
verlacht niemals die Kleinen nicht.
Wenn die erst alle aufgewacht,
Großkapital, dann Gute Nacht.

Christl Spöcker
Exquisit

In der Ferne
denk ich an meine Putzimutz
an ihre Wünsche
und bring ihr von den Magyaren
ganz exquisit
einen Kukurutz mit
bring ihr
die Rumpelglocken aus der Savanna
und Grüße vom heiligen Lama
und in der Früh
statt Hasch
einen Hallimasch
und sag
leider, der dicke Rubin ist beim Zar Peter bliebn

Deine Beine sind jetzt Edelsteine
und dein Verstand ist der Brillant
und jetzt
liegt meine Putzimutz
mit ihrem Traum
kreizlustig still
im Wiesenschaum
und ist zufrieden
mit den Rumpelglocken der Savanna
und dem schönen Gruß vom heiligen Lama.

Die dottergelbe Nachtsonne verlischt.
Die Glaskugelwelt erschafft sich neu.
Von rechts oben fällt wie aus einer
Hand gestreut Schnee und bedeckt den
Rasen mit Schlagsahne. Der Himmel
ist eine sich drehende geschliffene
Glaskugel und schlägt
Pfauenräder auf den Augäpfeln.

Schatten geistern – wie Atem –
über den Rasen. Nach einer Ewigkeit
bekommt der Himmel die
Farbe der Pflaumen. Die
Ränder verwischen. Wir besteigen
endlich das Raumschiff zur Erde.

Imme Rupprecht
So'n Gedönkes

Da steh ich:
kneif den Po zusammen wie es nur geht,
flatter den Magen auf und ab (besser nichts essen!)

Nichts Besonderes.
Keinerlei
Katastrophen die anstehn so oder so.

Einfach ne Situation
ohne volle Rückendeckung.
Einfach paar Leute –
Fremde
miese Bekannte –
die mich so wie ich bin nicht wollen.
Oder umgekehrt.
Einfach ne falsche Beziehung
die ganz schön aussichtslos wirkt.

Nur in mir rumort's
als ginge es um Tod oder Leben.

So'n Gedönkes
was der Körper da hermacht.

Flüchtige Momente

Eine Frau tritt aus der Tür
einer Badekabine merkt daß sie
nichts anhat sieht mich und
schließt die Finger vor
der Scham
Ihr Hund sagt lautlos O
Ich behalte den Anblick ihrer
unbedeckten Brüste in Erinnerung

Über eine Feuerleiter hastet mit
Gamsbarthut ein Mann
Eine Kirche entläßt
hastig einen Schwarm Leute
deren Gesichter fremd glühen

Ein junges Mädchen mit
langem Haar grüßt mich durchs
Fenster bevor sie den Irrtum
erkennt und die erhobene Hand
verwirrt in der Luft stehen läßt

Ein Sonderangebot von Tomaten-
suspensions in die Rollschuhe
gefahren sind kugeln mir aus
dem Eingang des Supermarkts entgegen

Tarzan schwingt sich von Haus zu Haus

Eine Bar: Der Frau auf dem Hocker
schält sich die Haut beim Schrei
ihres schwarzen Freundes
Und eine Stripteasetänzerin wirft
mir ihren Slip ins Auto Ich
rieche daran keine Spur von
Schweiß oder Arbeit alles kalt
an ihr Ich will nicht recht haben
prüft es nach aber es wird immer
schwieriger die aus Plastik
wegzukennen von uns die
Ähnlichkeit wächst

Heinz G. Huber

sie kommunizierten
sozialpartnerschaft
dann segneten sie
die arbeiter ab
ite missa est
auf deutsch
gehet hin
ihr seid entlassen

Westberliner Notate

Das Breitmaulnashorn ist ein Geschenk der Firma Leineweber, das Panzernashorn stammt von der Deutschen Klassenlotterie und dem Zahlenlotto, das Spitzmaulnashorn vom Bekleidungshaus Soundso. Angeknabberte weiße Mäuse liegen in den Käfigen herum; ich sage dem Mann, der ein Gitter ausbessert: „Raubvögel wollen ihr Futter selbst erjagen.“ „Die liegen ja gleich durchs Gitter weg,“ sagt der Mann. Nicht hier im Käfig erjagen, meine ich, aber ich sage nichts mehr, ich denke: Auch ein Beruf: Weißemäuseschlachter ... Raubvögel sind die da ohnehin nicht mehr – Fibelbilder in reduzierter Bewegung. Manche packen eine Mäuseleiche mit der Kralle, schleifen sie herum, fliegen hoch damit (viel zu wenig hoch für diese Schwingen!), lassen das dann doch wieder fallen. Der Steinadler humpelt tragikomisch mit toter Maus in der Kralle daher, hierhin, dorthin – schaut sich nach den anderen Vögeln um, will er sie provozieren? Rudiment aus der Wildnis? Läßt die Maus wo liegen. Keinen sehe ich, der das frisst, fressen wohl nur, wenn's nicht mehr anders geht.

Der Malaien-Fischuhu aus Südostasien, der Ceylon-Fischuhu aus Südasien hocken auf künstlichen Bäumen. Die Halsband-Pekaris wissen auch nicht, was sie tun sollen; das Schwein aus Ungarn trampelt an die Tür des Innenverlieses, das Nachbarschwein tut es ihm nach; das vietnamesische Hängebauchschwein lässt sich von einer Besucherin den Hals kraulen. Einem Kamel ist der Buckel umgekippt, liegt ihm auf dem Rücken. Vielleicht Zeichen von versiegenden Lebenskräften, – die ganze Anatomie wird überflüssig in Gefangenschaft ...

An einem Auto steht: *Ich glaube an die Macht der Liebe*, aber das Kitschbild daneben macht diesen Glauben ungläubhaft. An einem der Holzkästen für Abfalltonnen steht: *Die Befreiung vom Ich ist die Vorbedingung für die Bindung an Gott*. Auf der anderen Seite: *Gott kennen ist leben*. Auf der dritten: *Betet nicht um leichtere Lasten sondern um stärkere Schultern*. Eigentlich ganz pfiffig. Den vierten Spruch kann ich nicht lesen, ohne unter die Räder zu kommen.

Friedrich Ebert-Siedlung, wo ich einst wohnte. Damals, glaube ich, waren die Häuser hell ... mir fällt auch die Hausnummer ein: 98. War es b, c oder d? Keinesfalls a. Ich fahre nach Tegel weiter, wo ein Freund bei seinen sehr unordentlichen, sehr gutmütigen Eltern lebte – Boris. Manchmal gingen wir zu Fuß von der Müllerstraße bis nach Tegel. Oder umgekehrt. Und sprachen sprachen ... Boris hatte das Zeug zu einem bedeutenden Schriftsteller. In der Emigration stellte er Schilder her. Tegelsee. Ausflugsdampfer heißen: *Vaterland*, *Deutschland* und ähnliches. Männer werben mit lautem Ulk, daß man die Dampfer besteigen soll. Dekorativ tummeln sich Schwäne. Dort eine bewölkte Promenade mit Zementmauer, an der Rosen klettern. Als ich mit Boris hier ging, las ich an einer Gartenwirtschaft: *Hier können Familien Kaffee kochen* – ich hatte so etwas nie vorher gelesen, es wunderte mich. Damals war es still in Tegel – warum ist es jetzt laut? Ja, die Autos, die Marktschreier, die Touristen. Vermarktung zeitigt akustische und optische Ausbrüche. Ich würde Boris aus Tegel eine Ansichtskarte schicken – wenn er noch lebte. (Boris hat sich in der Emigration das Leben genommen).

Damen mit silbernen Löckchen, mit goldenen Löckchen, mit Löckchen promenieren. (Boris' Mutter hatte nicht Löckchen, sie hatte das dünne Haar ganz glatt zurückgestrichen). Ein Lehrer ruft: „Bitte alle herkommen!“ Das „bitte“ ist neu, auch daß der Lehrer so jung ist. Neu ist aber auch: Sternenbannerpantoffeln, Sternenbannerblusen, Sternenbannerschnupftücher, Sternenbanner ... Und immer überall diese Art Musik. Der See-Pavillon (oder wie er heißt) hat „6 vollautomatische Kegelbahnen.“ Ohne vollautomatisch kegelt keiner mehr. Ein Maximum an Bequemlichkeit ist Bedingung und macht eigentlich die Anatomie zu aufwendig. Es gibt in Berlin viele Läden für „Bestattungen“. Fast an jeder Straßenecke so ein Schild mit weißen Lettern auf schwarzem Grund. Weil Berlin überaltert ist, wie es heißt. Aber ob sie alle zu tun haben?

Siemens ist ummauert, umgittert, umzäunt. Hier steigen viele Arbeiter in den Bus, Gastarbeiter. Drüben gehen Soldaten mit Tornister und Gewehr, Gastsoldaten. Am Rathaus Spandau steht: *Erbaut unter der Regierung Kaiser Wilhelm II. von der Bürgerschaft*. Straßen heißen noch nach den Kaiserlichen und Königlichen. Es können also Familien noch Kaffee kochen? Nein, es gibt „T-Shirts“. Nein, es gibt Pärchen, die sich eng und lange umarmt halten, seine Hand kann dann so selbstverständlich auf ihrem geblümten Gesäß liegen. Auf dem Ku'damm haben einige Männer sich Papphelme aufgestülpt, torkeln daher und lachen sich kaputt. Ein „großer Wodka“ heißt *Nikita*. Das steht an so vielen Bussen, daß man sie Nikitas nennen könnte. Manche Nikitas sind vom Dach über zwei Stockwerke bis zu den Rädern mit freundlichen Landschaften verfremdet, im Dienste der Firma Soundso. Eine Sorte ist mit züngelnden Flammen bemalt, wegen „Flammenbrot“. *Komolzky lebt* – wer mag Komolzky sein? An einem Studentenheim lese ich: *Rassist Vorster raus aus Deutschland!* Und in einem mit Wald bemalten Bus fahrend, lese ich draußen: Real Discount, Joosy Jeans, Bébé, Pizzeria Taormina, Mallorca Grill, Korea Center, Spree-Athen, Joes Schnapshaus. „Schnapshaus“ ist präzise, hätte man längst drauf kommen sollen.

Eichkamp. Waldweg. Weg durch Schrebergärten. Die Wagen der Schrebergärtner stehen aufgereiht. Man züchtet keine Kaninchen hier, man wohnt nicht in Holzhütten, man hat Bungalows mit Komfort. Es reifen Äpfel und Pflaumen, es blühen Astern und Ringblumen. Ein Heinzelmannchen-Beet mit Karren und Rehen. Drüben, oben: silberschimmernde Kugelbauten, wirken unreal, sind aber Fakten. „Die Radars von den Amis“, sagen mir Leute.

Übersee-Import-Messe. Männer mit Fez und wehenden Gewändern. Bei einem hebt sich ein Schmerbauch unter zartlila Tuch ab. Meistens sind die Ebenholzfarbenen aber schlanker als die Schinkenfarbenen. „Sex-Center“ – aber das eigentliche Laster ist die Völlerei.

Abend am Steinplatz. Wo der Stein steht *Den Opfern des Nationalsozialismus*. Hier sitzen Alleinstehende. Auch alleinstehende Ehepaare, Grau in Grau. Eine Kirche – wohl die berühmte zum *Gedächtnis* – läutet kräftig den Sonntag ein. Die Kleiderpuppen bei „bilka“ grinsen kannibalisch mit zu vielen Zähnen. Aber eine mit langen Locken sitzt tiefsinnig beiseite. Die weiblichen Puppen haben irre Gesten und machen Schritte, so lang wie ein leibliches Weib es vermag. In den Ka-De-We-Schau-

fenstern trotz Hitze: radgroße Pelzmützen und – ach du liebe Zeit! – Muffe. Es war eine liebe Zeit – oder nicht?

Zerlumpete Greisin schlurft durch Kranzler. Der Brezelmann auf dem Trottoir ist mißlaunig. An der hohen Hauswand drüben erscheint: *Café Keese am Schiller-Theater*, und daß es dort einen *Bal Paradox* gibt. Vielleicht Transvestiten, die tanzen. Oder zu Transvestiten Verkleidete, welche Männer wären, die Männer vorstellen wollen, die Frauen vorstellen wollen ... *Staatsanwalt ermittelt gegen Beamte, BZ, die Größte* ... flatternde Muster, die der PAN-AM weichen, welche wiederum der Ägyptischen Kunst weicht und der Werbung für die Werbung... *Starke unterirdische Versuche in der Sowjetunion; Wer rechnet spart bei uns; Bergsteiger stürzte* ... Sortenkurse, Ankauf-Verkauf, Berufs-Fortbildungswerk; *Wir exportieren in 60 Länder* ... Der Brezelmann ist nach Hause gegangen, ich gehe auch nach Hause.

Ein morgendlicher Windstoß wirft, bei der Café-Terrasse, auf der ich frühstücke, ein Brett um, auf dem steht: „Das neue Polizei-Gesetz: Es muß die Chance bestehen, eine bewaffnete Revolution niederzuschlagen. Inneminister Schwarz glaubt nicht, daß er die Arbeiter- und Volksmassen von der revolutionären Aktion des Sturzes der Kapitalistenklasse zurückhalten kann und rüstet deshalb die Polizei, in der Hoffnung, sie niederschlagen zu können.“ Der Wind wirft außer diesem Brett auch den Sonnenschirm um. Burschen stellen den Schirm wieder auf und klappen ihn zu. Ich stelle das Brett wieder auf und plaziere es an einem geschützteren Platz, wo es allerdings schlechter lesbar ist.

Gedächtnis-Kirche:

„So legt euch denn, ihr Brüder
in Gottes Namen nieder
kalt ist der Abendhauch“

„Trotzt dem alten Drachen, trotzt dem Todesrachen!“

„Zwar brennt es schon in heller Flamme
jetzt hier, jetzt dort
in Ost und West dir“

„Seelensonne, geh auf!“

„Ich klagte, daß ich keine Schuhe hatte
bis ich einen sah, der keine Füße hatte“ –

Diese Sätze stehen im Evangelischen Kirchen-Gesangbuch. Der Ladenbesitzer drüben, der „Diamantenspezialist“ ist, heißt mit Familiennamen Christ. Unweit seiner Vitrine steht eine Vitrine vom „Lichtkreis Christi“. An Herrn Christs Vitrine lehnt ein Schild: „Die Polizeireform: ein Netz von Bespitzelung und Schikane fürs Volk.“ In Christis Vitrine: „Gott schuf die neue Bibel als deinen Rettungsanker aus Nacht und Not.“ Mit „neue Bibel“ ist wohl das Neue Testament gemeint? Und wer schuf die „alte Bibel“?

Michelangelos Gefesselter Sklave wird von einem bärtigen Mann mit großer Genauigkeit auf Pflaster gemalt, mit verschiedenen Kreiden. Neben dem Sklaven

steht „danke“ und eine Blechbüchse. Ein magerer Jüngling mit nacktem Oberkörper singt Lieder auf einem U-Bahnsteig.

„Mit uns geht die neue Zeit
mit uns ge-eht die neu-e Zeit ...“

Dazu schwingt er sein Hemd wie eine Fahne. Er ist heiter und keineswegs betrunken, dennoch sehen die Herumstehenden empört aus. *Betrachten sie die Verhältnisse dieses Planeten* lese ich auf der Banderole zwischen zwei Fahnenstangen vor dem Schiller-Theater. Es ist ein Wort von Brecht und betrifft eine Brecht-Aufführung. Und wenn man die Verhältnisse betrachtet hat, und wenn man sie nicht findet – was tut man dann ...?

Die Leute mit dem Kind mit der Negerpuppe steigen auch am Wannsee aus. Warum nur dürfen Puppen gern Neger sein ...? Hier ist Betrieb mit Ausflugsdampfern. Hier hieß es einmal: *Meine Herren, ich muß sie bitten, sich gegen Mitleidserregungen zu wappnen*. In jener schattigen Straße zum Großen Wannsee...

Im Laden Meyer zu Stolpe wird „Schweineschuft“ zu 4,38 das Pfund verkauft. Ich frage eine Dame, was „Schweineschuft“ ist? Sie weiß nicht, „von welchem Teil des Schweins“. *MS Heiterkeit* fährt täglich nach Spandau. Das steht am Eingang des großen Garten-Restaurants am Stölpchensee. Ein Mann an Krücken, etwas betrunken und sehr abgerissen, wird von Kellnern aufgefordert zu verschwinden. Der Mann schreit: „Ich bin kein Zigeuner!“ (Zigeuner darf man also wegjagen...?) Dann sitzt der Mann an einem Tisch, wird aber nicht bedient. Später sehe ich ihn über die Brücke humpeln.

In Steinstücken geht man eine Weile an der „Zonengrenze“ entlang. *Sie verlassen den amerikanischen Sektor* steht da. Gestrüpp, hauptsächlich aus Stacheldraht. In einer kleinen Gartenwirtschaft ist es billig und ärmlich. Die Kellnerin ist sehr dick, das amüsiert die Leute an meinem Tisch, die auch nicht grade schlank sind. Sie bestellen „2 sanfte Engel“. Es ist Orangensaft mit Eis und Sahne. *Petrus* steht an einem Aschenbecher. Ich laufe durch Steinstücken. An einem Telefonhäuschen steht „Münzfreier Notruf“. Die Kastanien reifen, die Sonnenblumen sind schon reif, ihre schönen Köpfe hängen schwer herunter. Auf einem Grundstück, das vorn geputzt, hinten vernachlässigt wirkt, ist ein Kaninchen-Stall, die Tiere drängeln sich am Gitter. Es kommen drei feiste Riesen (eine Riesin) und bringen den Kaninchen Kartoffelschalen. Irgendetwas berührt mich schrecklich.

In der Clay-Allee ist alles von der US-Army besetzt. An einem Brett: „Beschäftigungsmöglichkeiten bei den US-Streitkräften stehen offen.“ Auf Fotos sieht man lächelnde junge Männer mit Helm.

Hökerstände von Hippys und Händlern am Ku'damm. Die Hippys verkaufen schöneren Sachen. Ich frage eine Händlerin, warum diese Hemden T-Shirts heißen. Wegen der T-Arme und Shirt, weil die Amerikaner sie erfunden haben. Erfunden...? daß der Mensch zwei Arme hat und in der Mitte sein Rumpf ist? Aber dann die Bilder und Inschriften an Brust und Rücken: Holiday, Good bye, Love oder: You want USA.

„Dieser Friedhof heißt Hedwig, der nebenan Sebastian“, sagen mir zwei Frauen. Ich lese: *Hier ruht mein lieber guter Mann Paul Hübschmann, Steuersekretär, 1884-1949*. Dann ist Martha Hübschmann auch gestorben und hat sich einmeißeln lassen:

Steh still Wanderer und bete für mich! Einst kommt ein anderer und betet für dich. Was sollte ich für Frau Hübschmann beten? Daß sie in den Himmel kommt? Aber dort ist sie wohl schon. Frauen laufen mit grünen Plastik-Gießkannen und Blumentöpfen umher. Oben tosen Flugzeuge mit hochgerichteten Endflossen. Westberlin ist eigentlich eine besetzte Stadt.

Das Märkische Viertel ist kühn und abwechslungsreich. 9 Jahre alt und teils jünger, sagen mir die Leute. Und daß man hier gut wohnt, wenn auch oft übers Märkische Viertel geschimpft wird. Die nächsten Leute sagen aber, die Hunde machen alles voll.

Über einem großen Spielplatz steht: „Liebe Kinder! Hier ist ein betreuter Abenteuerspielplatz. Man darf: Hütten bauen, Wassergräben ziehen, Feuer machen, Kartoffeln braten, Schularbeiten machen...“ Nicht darf man: rauchen und Alkohol trinken und an ungeeigneten Stellen Feuer machen. Ein stufenförmiger und farben-schöner Bau heißt: Thomas Mann-Schule. Dieser schönste aller Glauben: der an den Menschen ...

Am Wittenbergplatz: „Kranke Lehrerin mußte als Liebesmädchen auf die Straße.“ Halber junger Mensch sitzt am Warenhaus. „Der Wachturm“ wird feilgeboten. „Black Emanuelle“ wird gegeben, es gibt ein „Do-it-yourself-center“. Ein Jüngling liest „PSI im Alltag.“ Tauben trippeln, und nicht eine ist wie die andere. In der U-Bahn steht zu lesen: „Auf einer Bananenschale können Sie bis ins Krankenhaus rutschen“ und: „Vielleicht können wir länger für Ihre Familie sorgen als Sie“. Pfiffige Unkenrufe der Lebensversicherungen. Politisch unken sie, die Unternehmer, so: „Einschränkung der persönlichen Freiheit, Gefährdung des persönlichen Besitzes, Verzicht auf viele Annehmlichkeiten des Lebens.“

TERRA steht auf einem Lieferwagen.

Schreibwaren und Schularikel, gegründet 1908. Am Schaufensterchen eines niedrigen, schwarzgewordenen Hauses in Alt-Mariendorf. „Für stille Andacht“ kann man sich für die alte Kirche den Schlüssel irgendwo holen. Auf dem kleinen Kirchhof wächst es wild, Bäume und Erde sind von Efeu dicht bedeckt. Ich suche schöne – alte oder neue – Grabsteine. Ich sehe einen angegrünten in Urnenform, der Natur vermaßt. Darauf steht:

„Ruhe sanft, du Theurer unsres Lebens
schlummre sanft, nichts stört mehr Deine Ruh
Ach alle Müh und Hülfe war vergebens
Du eilstest viel zu früh für uns dem Grabe zu“.

Eine Katze schaut mich an und huscht fort. Zwei von Rost blätternarbige dunkel-rote Kreuze sind umgesunken. Ein kräftiger, nasenloser Kopf ist ein Grabmal. Jemand ist 1795 geboren und 1889 gestorben. Nebenan liegt ein moderner Versammlungssaal und im dazugehörenden Lichthof steht eine Skulptur, die schön wirkt. Außen an der Kirchhofsmauer lese ich: *Polizeimord an Politiker. Rache!*

Es ist wohl eine Identifikation, wenn man die Jeans-Beine des anderen mit den eignen Jeans-Beinen verwechselt und die Hand mal hier, mal dort zu liegen kommt. Und das öffentliche Küssen begreife ich so: die Umgebung ergibt eine Resonanz, die Resonanz steigert das Glücksgefühl. Auch Trotz ist dabei.

Ein Hippy mit langen Locken und Schnurrbärtchen ersteigt einen der Holzkästen für die Abfalltonnen, bleibt dort oben mit gekreuzten Beinen sitzen, sein Fahrrad zu Füßen. Es ist ihm selbstverständlich, das Kuchenhörnchen anzunehmen, das ein Vorübergehender ihm reicht. Ein anderer schlendert, in einem dicken Buch lesend daher, am Rücken trägt er einen Aufbau mit Schild, worauf zu lesen steht: Big Eden, Berlins Heißester Tanz-Schuppen. Es humpelt eine zerfetzte Kleidete mit blutigem Bein und Buckel über den Ku'damm, aus einem Hausflur tritt eine Frau im Goldflitterkleid, geschlitzt bis zum Rumpfende, und ist im Hausflur wieder verschwunden.

Daß du dich wehren mußt, wenn du nicht untergehen willst, das wirst du doch einsehen. Brecht. Steht an einer Hausmauer in Kreuzberg, dem „Türken-Viertel“. Es gibt aber viele Türken-Viertel, 80 000 Türken leben in Westberlin, fast nur in Altbauwohnungen. Wie muß das türkische Vaterland beschaffen sein, wenn sie die Kreuzberger Misere vorziehen!

„Der Russe hat uns Treptow genommen“, sagt eine Frau, die *Erwachet* verkaufen will und einpackt, weil keiner kauft. Ich sage, man könne doch zum Wannsee an den Sonntagen. Sie findet, Wannsee sei nichts gegen Treptow. Wir sehen uns das Fenster der „Berliner Bank“ an. Bereits 1847 war Berlins Eisenbahnnetz das größte auf dem europäischen Kontinent. Und: *Wir haben ein Herz für Kontenlose*. Adalbertstraße. Iskrembe, Gece, Gunduz im Kebap Salonn. Ein Nationaldenkmal der Freiheitskriege ist von Friedrich Wilhelm III. 1821 enthüllt worden, ist zu lesen. *Roter Morgen* an Mauer geschrieben. In einem Laden für Bestattungen kann man auch Brennholz kaufen. Im Buchverleih gibt es: „Fremdes Reis am Stamm, Die Sehnsucht bleibt, Fliehende Schatten, Schön waren die Tage der Rosen“. Hinterhöfe von schäbiger Traurigkeit. An Flurbriefkästen: Gil Fatma, Mustafa Sehriabaan, Falk, Uylaskal Selahattin, Schmitz, Briese ... 7 deutsche, 12 ausländische Namen. Fahini und Metallinos sind Ärzte. RAF. Gebrauchtwagen. 3 Kilogramm „Ariel“ kosten 8,88. Die Frauen hier tragen Kopftuch, das ist frömmter. *Wählt KPD* an der Kirche, *Ami go home* an der Bedürfnisanstalt. *Weise mir Herr deinen Weg* an der Eingangspforte der Kirche. Und: *Liebe Genossen ...* sonst nichts. *Ulrike* – kommentarlos. „Schweinekotelett mit Gemüse und neue Kartoffel 6,50“. *Nieder mit dem rhodesischen Kolonialregime! Akkord = Mord. Solidarität mit dem Hungerstreik! Noala spenas de muerte. Freiheit für Griechenland* – ob das schon älter ist? In einem Ladenfenster Gebrauchtwagen vom kläglichsten Schlag. Es gibt eine „Postschule“ und ein „Kinderparadies“. Seltsam kommt mir diese Inschrift vor: *Erwache und lache!* Halbmond über Moabit. Räudige Häuser. „*Tabakwa...*“ – der Rest ist abgefallen. Ein Kind hüpfst über die Kares des Fußsteigs. Langgestreckt und schwarzrot liegt das Frauengefängnis. Ob das Untersuchungsgefängnis, wo ich 1933 eingeliefert wurde, dazugehört? Mächtige Leuchtapparatur, wie über einem Sportstadion. Der Mond dahinter ist bleich.

Ich will sehen, ob das Geschäft von Beate Uhse wissenschaftlich angelegt ist. Im Schaufenster lese ich:

Glücksan, Sexual-Tonicum für Mann und Frau, 19,80
Sexanorama, Sexual-Tonicum, 19,80
Sexkapseln, 14,80

Largo, Entwicklungsmassage, Creme für die Intimsphäre des Mannes, Spanische Fliege, Sexual-Stimulans, Erleben Sie eine Reise im Zauberland der Liebe, kommen Sie herein!

Ich komme herein. Ältere Männer tappen herum, kramen, eher zerstreut. Sie sehen nicht aus wie in einem Zauberland der Liebe. „Happy-Zäpfchen, Lust-Rubbe, Zauberhafte Dessous, Sexy-Wäsche“. In einer Vitrine hängen rote transparente Höschen mit schwarzen Röschen und ein feierliches Gewand – Nachthemd? Lektüre: „Sündige Nächte auf Sylt, Ein Girl fürs Bett, Kuß-Praktiken, Hunter jagt geile Puppen, Bettähnchen Valerie ...“

Das Kino nebenan gibt: *Dauernd erregt* – gehört es auch Beate Uhse? In einem anderen Kino: *Die teuflischen Engel*, prügeln und lieben wie der Satan.

Diese Sexualität: aus Geldgier idiotisiert, aus Einsamkeit benutzt.

In den Bus schwingt sich ein etwa Achtjähriger, blondlockig, mädchenhaft, Schultasche am Rücken. Er bietet den Passagieren in einem Umschlag seine Zeichnungen an: 10 Pfennige das Stück. Die Leute sehen sauer und ablehnend aus, finden es ungehörig, wenn Kinder „betteln“. Aber es ist ein preiswerter Verkauf, und Betteln übrigens ehrlicher als mittels „Werbung“ Leuten Sachen anzudrehn. Der Junge erklärt mir, dies sei ein Pinguin. Auf seiner Brust steht rot: Oliver. Wohl der Name des Malers, der im Mundwinkel einen Zahnstocher hat. An der nächsten Haltestelle steigt er aus oder um. Er ahmt die Erwachsenen nach, nur daß er schönere Ware billiger und gräziöser anbietet.

Berlin ist in Gottes Hand und wird gerettet sein vor den Mächten der Finsternis, wenn Du es willst und Dich anvertraust der Stimme des Herrn – so steht es heute im Glasschrank vom „Lichtkreis Christi“. An der Gedächtnis-Kirche ist zu lesen: *Vorsicht! Rattengift ausgelegt!* und: *Besuchen Sie unsren Dritte-Welt-Laden!* Und mit Kreide: *doof*. Zerrauft Männer sitzen auf der Bank gegenüber Herrn Christi Schmuckwaren und lassen eine gewaltige Flasche *Deux Chevaliers* rundgehen. Im „Kino für Erwachsene“ gibts *Barbarella*, im nächsten Kino *Straße der Gewalt*. Seit 150 Jahren kocht Berlin mit Gas, ist zu lesen.

Dorfkirche Tempelhof, erbaut von den Tempelrittern 1230. In der aufgeschlagenen Bibel lese ich: „Wer unter euch, der einen Knecht hat, der ihm pflügt oder das Vieh weidet, sagt ihm, wenn er heimkommt vom Felde: komm sogleich und setz dich zu Tische!“ Da steht auch: „Es wäre besser, daß man einen Mühlstein um seinen Hals hängte und würde ihn ins Meer, als daß er einem dieser Kleinen Ärgernis gibt.“ Wollte das jemand heute tun ...!

Lübars. „Alter Dorfkrug“ und „Dorfkrug zum lustigen Finken“. Jener hat Betriebsferien, dieser ist freitags geschlossen. Auch die kleine Kirche ist abgeschlossen. Ein blondes Mädchen reitet auf einem Schimmel vorbei, ein abgestorbener Baum streckt fünf Astfinger in die Höhe, der Ringfinger ist gespalten. Der *Abend* teilt mit: „Falscher Arzt überfällt Nachtschwester“. Das „Einzig-Wahre“ aber sei das Bier Soundso...

Ich steige bei einem Rummelplatz aus. Hier ist „Schollenfest“. In einer Bude gibt es Aale und „Meerestiere“. Der Budenbesitzer sitzt in schöner weißer Schürze im Hintergrund mit trüber Miene. Das Wetter ist trüb, und nur Kinder und Halbwüchsige sind zum Schollenfest gekommen, die kaufen Bälle an der Schnur und Zuckerwatte, nicht Aale... Ein Kleiner will 10 Pfennige von mir „leihen“, um in eine

Laterna magica zu schauen. Ich sage, leihen kann ich sie ihm nicht, aber geben. Der Schießbudenmann redet schon wieder von „Betteln“. Der Junge sagt: Herzlichen Dank! Als wir uns nochmals sehen, dankt er mir wieder. (Ich möchte ihn umarmen!) Die Frau mit den „Sauren Gurken nach Spreewälder Art“ einerseits und dem „Prima Speiseeis“ andererseits hat auch kaum Kundschaft. Auf einem Lebkuchenherz lese ich: „Tanze mit mir in den Morgen!“ Ja, muß das schön sein... Dort kann man ein Roulette gewinnen, ein ganzes Roulette. Das Kinderkarussell singt: „Hold wie die Rose blüht...“

Drei Rosen, eingewickelt in Papier, langstielig, dunkelrot, finde ich in der Nähe des Schiller-Theaters auf dem Pflaster. Unmöglich zu erfahren, wer sie wem mitbringen wollte. Ich komme auf die abstruse Idee, sie ihm Frauengefängnis Moabit abzugeben. An der Pforte steht: Vollzugsanstalt für Frauen. Was soll denn da „vollzogen“ werden? Türen öffnen und schließen sich – das managt die *Große Schwester*, die oben, drinnen sitzt und durch Lautsprecher im scharfrichterlichen Staccato spricht: „Wir nehmen – keine – Blumen – in Empfang.“ Ich hatte gefragt, ob sie die Rosen einer politischen Gefangenen in die Zelle stellen will. Es konnte kein Geheimzeichen sein, da ich ja keine bestimmte Gefangene meinte. Ich sagte ihr, daß ich hier selbst mal saß, politisch, unter Hitler... Aber das macht mich nicht besser in ihren Augen, im Gegenteil, sie wiederholt ihren Satz noch eisiger. Ich gehe weiter mit meinen unseligen Rosen. Daß auch jemand so schlampig sein mußte, sie zu verlieren! An der Haltestelle fragt mich ein bäriger junger Mann nach dem Bus. Ihm reiche ich die Rosen und erzähle ihm, daß ich sie vergeblich im Gefängnis abgeben wollte. Er selber wohne hier provisorisch, erwidert er, aber morgen besuche er jemanden, dem er die Rosen gern mitbringen will. Im Autobus sagt er: „Ein Gefangener hat sich nicht zu freuen, finden die.“ Als wir am Steinplatz vorüberfahren, fällt mir ein: dort, am Mahnmal für die Opfer des Nazismus hätte ich die Rosen niederlegen können... Ulrike ist auch in Schöneberg an eine Mauer geschrieben. Der Gassenhauer lautet: „Es war in Schöneberg im Monat Mai, ein kleines Mädelchen war auch dabei, das hat...“ Es gibt einen „Hühner-Hugo“, einen „Juso-Laden“, einen „Haarstylisten“, „Homocenta“ steht riesig auf einem Dach. Ich komme zu Häusern von großer Baufälligkeit und Hinterhöfen von großer Verlassenheit. An einer Mauer, die einen Spielplatz eingrenzt, steht in großen weißen Buchstaben: *Bürger werden mit Sendern am Kopf angegriffen und gefoltert über den Äther mit Sendern*. Ich verstehe es nicht recht, aber man kann es sich „übersetzen“ ... Männerstiefel in dem Sandkasten. Auf einem Klebezettel „CIA in der BRD! Veranstaltung von der antifaschistischen Gruppe Berlin.“ An einer Hausfassade hängen Banderolen: „Wo kriegen wir sonst für 194 DM eine 3-Zimmerwohnung mit Bad? Instandsetzung statt Abriß!“ „Wir wollen hier wohnen bleiben.“ Wenn die Häuser abgerissen werden, können aber die Besitzer für ihre Grundstücke mehr Geld kriegen. Oder bauen sie neue, teurere Wohnungen. Sie haben die allseitig begehrte Freiheit. An der U-Bahn Yorckstraße lese ich: „U. Meinhof ermordet.“

Auf der Kantstraße rollt ein Mann im Selbstfahrer. Er reicht mir die Hand, sagt Guten Abend, wie geht's? Er fragt, ob ich ihm Gesellschaft leisten wolle. Ich sage, daß ich morgen früh abreise und packen muß. Er: Ich sollte aber wiederkommen und gesundbleiben. Gedankenlos erwidere ich das Gesundbleiben, wo er doch im Rollstuhl ...

Es war nicht der Sturm, der den Körper hin- und herschwanken ließ. Windstille. Doch die Frau in den obersten Gerüstsprossen wankte.

Dieses Haus, dieses verfluchte Haus. Der Tarnanstrich vom Krieg hielt sich. Sie hatte ihn mit der Schleifscheibe, mit dem Spachtel, manchmal mit Hammer und Meißel aus dem Rauhputz getrieben. Und die neue Farbe. Dieses widerliche, giftige Grün. Diese zähe, klebrige Masse. Dieser beißende, aufreizende Geruch. Damit mußte sie das Haus streichen. Alle Wände. Von unten bis ganz oben. Den letzten Meter im Giebel auf Zehenspitzen. Nichts hatte sie erreicht. Keinen Abgang, keine Erlösung. Eine Jacke für hundertfünfzig Mark von der Hausherrin, ihrer Schwiegermutter. Der dritte Monat war ihr noch immer die schlimmste Zeit gewesen. Diese Übelkeit, dieser Schwindel.

Ihr letzter Halt, die Telefonzelle auf der gegenüberliegenden Seite, begann nun auch noch zu taumeln. Und mit ihr taumelte der Mann. So lange sie auf dieser Seite des Hauses schabte und malerte, hatte sie die Zelle nie ganz aus den Augen verloren. Sie war wie ein Wink des Schicksals, diese Zelle auf der anderen Seite.

Aber es war ja nicht die Telefonzelle gewesen. Der Mann davor. Er stand und stand. Er stand schon, als sie die Kinder ins Bett brachte, er stand, als die letzten Sonnenstrahlen verschwanden, er stand, als die Dämmerung kam, und er stand noch in der Dunkelheit. Ab und zu verschwand er, kam wieder, führte ein Gespräch, verschwand, kam wieder. Er stand und stand.

Immer der gleiche Mann?

In dieser Nacht packte sie die nötigsten Sachen für sich und die Kinder. Am nächsten Morgen fuhr sie mit dem ersten Zug nach Berlin.

Das Rad hatte sich von dem Kinderwagen gelöst. Sie trug ihn mehr als er fuhr. Den größten Jungen zog sie an der Hand mit durch die unbekannten Straßen. Sie kannte den Weg über die Straße, auf die andere Seite, sie kannte den Weg in den Westen nicht. Sie hatten Hunger und waren mutlos. Und überall standen Männer vor Telefonzellen. Wäre einer gekommen, hätte sie an der Hand genommen, sie wäre so gern mit zurückgegangen.

Wohin zurück?

Zu der Frau auf dem Fürsorgeamt, die ihr sagte: „Mädchen, du gefällst mir nicht. Mach keinen Blödsinn. Hau nicht auch noch nach dem Westen ab. Das gibt sich schon. Wir verändern alles.“

Schon als kleines Mädchen kannte sie die Frau. Sie und ihren Mann und ihren Sohn. Eines Tages, vor dem Krieg, waren sie in das Mietshaus ihrer Eltern eingezogen. Die anderen Leute im Haus mieden sie. Heute wußte sie warum. Heute, da die drei kräftig beim Aufbau zupackten und jeder im Haus sie freundlich grüßte.

Zurück zu ihrem Schwiegervater, der seine Enttäuschung über den mißratenen Sohn die Schwiegertochter entgelten ließ?

Ihre Mutter hatte sie vor einem halben Jahr begraben. Ein Jahr vorher hatte sie an der gleichen Stelle für immer von ihrem Sohn Abschied genommen. Sie war ihren Weg gegangen. Jetzt verfolgte sie ihn zurück. Bis zum Tod des Vaters in den letzten Kriegsmonaten, bis zum Kriegsende mit Werwolf und dem Versteck der Flakhelfer. Deserteure, die Mutter wie ihre eigenen Söhne hütete, bis der ganze Schrecken

vorüber war. Zurück zur Gründung der Jugendgruppe in ihrem Dorf, das ihr Zuhause während des Krieges geworden war. Sie kannten sich alle, die Jungen und Mädchen der Gruppe. Nur der junge Lehrer war neu in ihrem Dorf. Es beginnt eine neue Zeit, sagte er. Aber der Hunger war der gleiche, und auch die Spiele waren noch die alten. Nur strammstehen mußten sie nicht mehr und kritisieren sollten sie. Alles und jeden.

Der Weg zurück ist so weit und verschwommen. Ein Satz blieb ihr in Erinnerung. „Wir müssen uns gegenseitig helfen, den neuen Weg zu finden. Kommunisten aber sind Wegbereiter und unsere großen Vorbilder.“

Kommunist wollte zu dieser Zeit mancher sein. Keiner zwang sie, aber viele meinten, es sei besser so. Einige zerbrachen an der Versuchung Macht, andere wollten nur ganz einfach leben, besser leben als die anderen und nutzten ihre Möglichkeiten. Die Mutter versuchte, ihr das alles zu erklären. Sie war keine Kommunistin, aber ein Mensch, der sehen und denken gelernt hatte in der Not. Sie aber wollte sich den neu geschenkten Olymp nicht zerstören lassen. Vor allem ihr Mann gehörte nicht zu denen, er nicht. Er war die große Ausnahme. Seine Stimme klang begeisternd über jede Versammlung, sein Opfermut kannte keine Grenzen. Tag und Nacht arbeitete er; für sie, für die Mutter, für den Vater, für alle Menschen der Welt.

Er zog nicht nur sie in seinen Bann, auch andere Frauen liebten ihn. Das kostete Geld, viel Geld sicherlich. Und so kam es. Unterschlagung, Gefängnis, neuer Anfang, wieder Begeisterung, wieder andere Frauen, wieder mehr Geldverbrauch als verdient wurde.

Neue Unterschlagung.

Hätte sie damals anders handeln sollen, als er von seiner neuen drohenden Verhaftung sprach? Er wollte zu seiner Mutter in den Westen. Die Bindung an den Vater ihrer Kinder, die Scham vor seiner neuen Verhaftung waren stärker als alles andere. Sollte er gehen.

Nur mit der Einsamkeit und ihrem Schuldgefühl hatte sie nicht gerechnet. Sie suchte den Weg über die Grenze, um ihrer Einsamkeit zu entfliehen, und sie nahm die ganze Schuldenlast mit.

Die Fragen im Flüchtlingslager Berlin-Marienfelde nach Truppenbewegungen der sowjetischen Streitkräfte reizten sie zum Aufbegehren, aber sie gab brav Antwort, doch ohne eine brauchbare Aussage zu machen. Sie hatte Angst. Die Angst lief mit. Von den Amis zu den Franzosen und von da zu den Engländern. Jedesmal verließ sie das Zimmer mit einer brennenden Zigarette. Für mehr als drei, vier Züge reichten ihre Worte nie und die Männer hinter den Schreibtischen hatten es eilig. Sie wußten auch schon alles. Wo ihr Mann im Gefängnis gewesen war, welche Funktion er in der Partei gehabt und welche Funktionen sein Vater, seine Tante und sie selbst ausübten. Endlich wurden sie und die Kinder mit einigen anderen Flüchtlingen in einer kleinen Militärmaschine ausgeflogen. September 1958. Sie überflogen Berlin, noch einmal ein Stück der DDR, bis Hannover. Von da fuhren sie mit dem Zug nach München in dieses verfluchte Haus. Die Schwiegermutter reichte sie als Opfer östlichen Notstandes herum und bat um abgelegte Sachen.

So eingekleidet schritt sie mit den Kindern hinter Mann und Schwiegermutter zur Kirche und dem nahen Friedhof. Jeden Sonntag.

Auf dem gleichen Friedhof liegt Philipp Müller begraben. Erschossen von Polizisten bei einer Demonstration in Essen. Ein Hauch von Erinnerung war ihr geblieben. Mehr nicht. Der Protest und die Erinnerung, manchmal in einer einsamen Stunde unter Tränen mit den alten Liedern gegen die Decke der Küche gesungen, erstarben. Flackerten ab und zu bei einem Gespräch über die „Zone“ wieder auf. Wurden aber auch von dem eignen Mann angegriffen und zerschlagen. Er war schon immer ein guter Redner.

Und was war aus den Kindern geworden? Die steckten längst in Vaters und Großmutters Geldbeutel.

Jetzt stand die Frau auf den obersten Gerüstsprossen wieder gerade. Auch die Telefonzelle schwankte nicht mehr. Es stand auch kein Mann davor.

Sie steigt die Leiter am Gerüst hinunter. Sprosse für Sprosse. Die einschnappende Gartentür hält ihren Fuß in der Schweben. Die Schwiegermutter kommt von der Arbeit nach Hause. Sonst kommt keiner um diese Zeit. Die Kinder sind noch im Kindergarten, der Mann in der Fahrschule. Sie möchte lieber hier oben bleiben, sich unsichtbar machen. Der Fuß tastet nach der nächsten Sprosse, zögert die Begegnung hinaus. Endlich ist sie unten, geht der Schwiegermutter entgegen, nimmt ihr die leichte Tasche ab. Neigt ihr Gesicht dem der Frau zu. Kuß, rechts, links auf die Wange. Sie ekelt sich vor diesem Gesicht.

„Du bist sicher müde? Ich koche dir gleich Kaffee.“

Sie trägt die Tasche zur Haustür, hängt sie an die Türklinke. Mit den Malersachen wagt sie sich nicht in das Haus der Schwiegermutter. Die geht durch den Garten, zupft ein verwelktes Blatt ab, köpft eine halb verblühte Blume, reißt verirrte Grashalme aus den Blumenrabatten. Sie geht durch den ganzen Garten, bis zum Zaun der Nachbarin. Begrüßt die weiter weg stehende Frau.

„Die ist aber schön!“ Ihrem aufmerksamen Blick war die neue Blumenschale vor der Verandatür da drüben nicht entgangen. „Sicher sehr teuer?“ ruft sie hinüber.

„Es geht.“ Die Nachbarin kommt zum Zaun. „Nun haben Sie es ja geschafft mit dem Haus. Die junge Frau war fleißig. Da steckt viel Arbeit drin.“

„Und Geld. Voriges Jahr die Dachrinnen, im Frühjahr die ganzen Holzarbeiten. Jetzt mache ich noch den Zaun und den Anbau. Dann ist Schluß.“

Dieser Anbau war ein Schuppen mit zwei kleinen Räumen und einem flachen Dach. Dahin ging die junge Frau. In dem ersten Raum gleich hinter der Tür standen die Gartengeräte, alte Schuhe, Fahrräder, die Liegestühle und der Sonnenschirm. Hier lagen auch in einem Regal an der Wand Wäsche und Kleidung der Familie. In dem anderen Raum standen die Betten für sie, ihren Mann und die drei Kinder.

Müde strich sie das Tuch vom Kopf. Schaute in den winzigen Spiegel an der Wand, zog hastig die alte Jacke vom Körper, stieg aus den Jeans, wusch sich. Beim Umziehen fiel die Karte vom Wohnungssamt aus der Hosentasche. Sie hatten eine Sozialwohnung zugewiesen bekommen. Sie legte die Karte auf das Regal. Den Antrag hatte sie vor Monaten an einem Montag gestellt. Sie konnte sich noch gut an den vorangegangenen Sonntag erinnern. Es waren eine Menge Leute zum Kaffee-trinken gekommen. Bekannte aus der Siedlung. Die Schwiegermutter hatte es gern, wenn viele Leute um sie waren. Es gab Klatsch, neue Sachen wurden begutachtet, Pläne für Reisen oder Ausflüge gemacht. Selbstgebackener Kuchen und das feine

Geschirr kamen auf den Tisch. Die Sahne stand schon geschlagen im Keller. Die sollte sie holen.

„Paß auf, es ist die Schüssel von meiner Mutter“, mahnte die Schwiegermutter. Es genügte ihr nicht, die Dinge zu besitzen und vorzuzeigen, sie hatte auch um jedes noch eine Geschichte wachsen lassen. So war auch aus der Schüssel von Woolworth ein Erbstück geworden.

Als sie mit der Schüssel in der Hand vorsichtig die steilen, immer ein wenig feuchten Kellertreppen hinaufging, rutschte sie aus, zerschlug sich Knie und Ellbogen, weil sie versuchte die Schüssel zu retten, aber die zersprang.

„So ein Ungeschick, das Mädchen kann man aber auch nichts machen lassen.“ Ungeschick, Leichtsinn, keine eigenen Sachen, kein Verantwortungsgefühl: die Schwiegermutter würde erstarren.

Als sie die Kellertreppe von dem Unglück gereinigt, sich selbst gewaschen hatte, ging sie wieder in die Stube zu den anderen.

„Es ist schlimm“, sagte die Schwiegermutter und schluckte an einer Träne. „Es gibt so wenig, woran ich noch Freude habe.“

„Nur keine Aufregung, sie hat es ja nicht mit Absicht gemacht!“

„Aber die schöne Schüssel.“

„Und wo Hanni so an ihren Sachen hängt.“

Als Kind hatte sie mal etwas ähnliches erlebt, bei einer Freundin, die auch etwas zerschlagen hatte. Da gab es aber noch Prügel, sie konnte sich genau erinnern. Ihre verdammt Unsicherheit. Solche und ähnliche Szenen erlebte sie seit ihrer Ankunft vor zwei Jahren ständig. Einmal mit, einmal ohne Publikum. Einmal war es ein Teller, einmal eine Tasse; eine Pflanze, die durch ihre Schuld einging; eine Bluse, die sie nicht richtig gebügelt hatte. Die Schwiegermutter verstand sich auf solche Auftritte, und sie selbst hatte Angst davor.

Also, am nächsten Tag war sie zum Wohnungsamte gegangen und hatte den Antrag gestellt. Ganz klein hatte sie sich vor dem Schalter gemacht und hätte man verlangt, sie sollte den Antrag kneidend vorbringen, sie hätte auch das getan. Mann und Schwiegermutter hatten sie ausgelacht. Nun lag die Karte auf dem Regal.

Die junge Frau kämme sich schnell noch über die Haare. Auf dem Weg zum Haus sah sie die Schwiegermutter immer noch am Zaun bei der Nachbarin stehen. Schnell das Kaffeewasser aufsetzen, den Tisch auf der windgeschützten Veranda decken. Gerade goß sie den letzten Schwapp kochendes Wasser über den Kaffee im Filter, da kam die Schwiegermutter.

„Kannst du mir nichts sagen? Ich stehe da und warte. Muß mir der ihr Gerede anhören. Lauter neue Sachen hat die. Möchte wissen, wo das Geld für die Einrichtung herkommt. Von ihrer Putzarbeit bestimmt nicht.“

„Kann ich dir den Kaffee eingießen?“

„Nein, du weißt, ich ziehe mich erst um.“ Die letzten Worte kamen nur noch undeutlich unter dem übergezogenen Kleid hervor. Ein Berg Fleisch stand in der Küche, notdürftig vom Korsett zusammengehalten.

„Seit die den Kerl hat, kauft sie sich immerzu neue Sachen. Hast du ihren Sonnenanzug gesehen? Wie eine Junge. Daß die sich nicht schämt.“

„Sie ist ja auch noch nicht alt.“

„Nicht alt? Mit ihren zwei Kindern hat sie sich wirklich um andere Dinge als einen Mann zu kümmern. Das Mädchen wird schon dreizehn. Es bekommt ja zeitig Einblick, wie man so was macht.“

Mitte dreißig mochte die Nachbarin sein. Ihr Mann war vor vier Jahren gestorben. Jetzt hatte sie einen festen Freund, der manchmal auch über Nacht blieb. Sein Auto stand dann vor der Tür. Wann, wie oft, das hatte die Schwiegermutter genau beobachtet und registriert.

„Jetzt kann ich nicht einmal mehr in Ruhe kaffeetrinken. Die Kinder kommen schon.“

Die Mutter ging ihnen entgegen. Hans, der sechsjährige, führte seinen kleinen Bruder und die noch kleinere Schwester an der Hand. Sie liefen an der Mutter vorbei zur Großmutter. Suse kletterte ihr auf den Schoß, küßte und drückte sie mit aller Kraft. Die junge Frau stand unbeachtet, hob die Brottasche der Kleinen auf. Ihr war wieder übel. Sie hatte Hunger.

„Möchtest du nicht erst die Kinder versorgen?“ Die Großmutter hatte die Enkel weggeschoben.

„Sieh sie dir doch an!“

Gehorsam holte die junge Frau Wasser und begann die Kinder zu waschen. Ihre Bewegungen waren behutsam. Zärtlich drückte sie die kleinen Körper an sich, schmiegte verstohlen ihr Gesicht an die Haare des Mädchens.

Ihr Mann kam. Sein Kopfnicken streifte sie nur.

„Ihr habt es gemütlich hier.“ Er küßte und drückte seine Mutter.

Die junge Frau goß die Waschschüssel aus, brachte sie zurück ins Bad. Auf dem Rückweg nahm sie eine Tasse für ihren Mann mit.

„Wie war es in der Fahrschule?“

„Gut. Nächste Woche ist Prüfung.“

„So schnell schon?“ Die Mutter war erstaunt. „Du hast doch erst ein paar Fahrstunden. Mach lieber noch drei, vier. Ich geb dir das Geld.“

„Nicht nötig, ich schaff das auch so. Bin ich mit dem Motorboot fertig geworden, werde ich es mit dem Auto auch.“

Ein Motorboot fahren hatte er im Krieg gelernt. In der DDR, bei der Gesellschaft für Sport und Technik, hatte er damit angegeben. Er bekam ein Motorboot, junge Leute zum Ausbilden und Benzingutscheine. Ein rarer Artikel zu dieser Zeit. Das Benzin bekam er kostenlos auf die Gutscheine an den Tankstellen. Er aber ließ sich noch Quittungen über die Rechnungsbeträge ausstellen und kassierte das Geld dafür in seinem Patenbetrieb. Es dauerte eine Weile, bis man ihm auf die Schliche kam.

So ging er nach dem Westen. Er hatte gleich den Antrag auf Anerkennung als politischer Flüchtling gestellt. Seine Begründung klang angenehm:

„Ich bin in einer Betriebsversammlung aufgestanden und habe gegen die überhöhten Normen im Interesse meiner Kollegen gesprochen. Die mußten nach dem neuen Erlaß wie die Verrückten schuften und haben nicht mehr das Salz in die Suppe verdient. Dafür wollten die mich einlochen.“ Das war neu.

Als sie am Abend neben ihrem Mann im Bett lag, erinnerte sie sich an die Karte vom Wohnungsamte.

„Wir haben eine Wohnung zugewiesen bekommen. Die Karte ist heute vom Wohnungsamte gekommen. Wir sollen sie uns ansehen.“

Der Mann neben ihr blieb stumm.

„Hörst du, wir bekommen eine Wohnung. Endlich heraus hier aus dem Loch. Zwei Kinderzimmer sind dabei.“

„Und wovon willst du die Möbel bezahlen?“

Das war die Frage. Etwas Eigenes hatten sie noch nicht.

„Vielleicht kann uns deine Mutter das Geld leihen?“

„Warum sollen wir denn hier überhaupt weg? So billig können wir nicht mehr wohnen. Warte noch ein paar Jahre.“

„Wir bekommen aber noch ein Kind.“

Es war ihr so rausgerutscht. Sie zuckte erschrocken zusammen. Er gebrauchte sie wie ein Taschentuch, und sie war froh, wenn die Minuten vorüber waren. Wann es geschehen war, wußte sie auch nicht.

„Noch ein Kind, wieso?“

„Weil ich im dritten Monat schwanger bin.“

Er richtete sich im Bett auf. „Warum hast du bis jetzt nichts gesagt?“

„Ich war nicht sicher.“

„Nicht sicher? Bei vier Kindern. Da steckt doch was dahinter.“

„Wieso?“

Der Mann schwieg. Plötzlich schlug er mit der flachen Hand auf die Bettdecke.

„Auch nicht schlecht. Mit fast sechzig nochmal Großmutter. Unter diesen Umständen gibt sie uns das Geld bestimmt.“

Er begann Pläne zu machen. Die Kollegen müßte man einladen. Der neue Chef war nicht übel. Hatte ihm schon Andeutungen über eine Stelle als Bauführer gemacht. „Und das Auto muß sie auch bezahlen. Macht sie auch. Sie ist die einzige, die noch kein Auto hat. Das läßt ihr keine Ruhe.“

Die Frau war längst eingeschlafen. Sie stand wieder auf dem Gerüst und versuchte den Weg zurück zu finden. Die Schatten springen, werden länger, kürzer im Schein der Kerze. Stromsperrre. Nur in das hagere Gesicht des Redners zeichnet die Flamme Krater unter die Wangenknochen.

Sie kannte das Gesicht genau. Zog nachts, wenn der Mann schlafend neben ihr lag, seine Linien mit den Fingerspitzen nach. Eine neue, unbekannte, endlos weite Welt. Die wollten sie gemeinsam erobern. Aber er lief immer voraus. Sie versuchte ihn einzuholen. Besuchte Schulungen, Gruppenabende. Organisierte selbst bunte Abende, Aufbaueinsätze, Liederabende. Das erste Deutschlandtreffen in Berlin. Sein Bett blieb immer öfter leer. Man tuschelte hinter ihrem Rücken. Aber sie glaubte an ihn. Zu fest war das Neue in ihrem Leben mit seiner Gestalt verbunden.

Die Finger der jungen Frau tasteten sich im Schlaf zu dem Gesicht des Mannes, zogen noch einmal die bekannten Linien nach. Glitten ab. Vorbei.

Die Oma kennt aber auch alle Strophen. Und gerade dieses Jahr soll es doch eine besondere Überraschung geben. Der Vater hat sowas angedeutet. Weihnachten ist die Zeit der Geheimnisse, und keiner ahnt, was der Vater für einen Knüller auf Lager hat. Erst werden die Weihnachtslieder zuende gesungen. Außer der Oma singen alle nur Lalala.

Die Geschenkpakete, die unter dem Weihnachtsbaum liegen, sind alle schon identifiziert. Da kann es nicht dabei sein. Aus Form und Größe der Päckchen kann man schon ahnen, was drin ist. Endlich kennt die Oma keine Strophe mehr.

Die Kinder stürzen sich auf die Geschenke und rupfen das Papier runter. Mon Cherie, 1 Roboter mit Batterie, 2 Hemden, eine Obstschale, eine Babsi-Anziehpuppe. Die Kinder klatschen in die Hände vor Freude und bedanken sich schnell, damit der Vater endlich mit seiner Überraschung rausrückt.

Der Vater muß lächeln. Er holt aus dem Nebenzimmer ein Päckchen. Auch hier kann man schon aus Form und Größe ahnen, was drin ist. Sieht aus, als wäre eine Telefon verpackt, aber nicht mit Weihnachtspapier und Schleifchen, sondern mit grobem Leinen und vielen Schnüren. Die Kinder klatschen in die Hände vor Freude: ein Telefon, ein Telefon! Die Mutter kann es noch gar nicht fassen. Sie hat sich schon immer ein Telefon gewünscht, aber muß das nicht von der Post installiert werden? Der Vater muß lächeln: das ist kein Telefon, das ist ein Objekt. Die Kinder klatschen in die Hände vor Freude: ein Objekt, ein Objekt! Die Mutter kann es gar nicht mehr fassen.

Das ist aber schön eingewickelt, meckert die Oma, die auf sowas großen Wert legt. Die Kinder wollen sofort das Objekt auspacken. Halt! sagt der Vater, das wird nicht ausgepackt, das ist nämlich ein echter Christo. Der kommt jetzt auf die Vitrine. Alle sind ganz still.

Der Vater erklärt stolz: Christo ist ein großer amerikanischer Verpackungskünstler; seine Objekte werden in der ganzen Welt bewundert. Die Kinder lauschen mit offenen Mündern. So ein Kunstwerk hat 64 000 Dollar gekostet. Was? wundert sich die Oma, das soll Kunst sein? Ja, Oma, erklärt der Vater, das ist Avantgarde. Christo hat gesagt, Avantgarde ist die Kunst des Volkes. Die Oma ist entrüstet: das hat Christus nie gesagt. Die Oma singt sofort wieder Weihnachtslieder.

Der Vater ist geduldig. Es ist ja Weihnachten. Christo, Oma, mit O, Christo ist ein großer, großer Verhüllungskünstler, er hat schon so große Dinge verhüllt wie einen ganzen Küstenstreifen in Australien. Beinahe wäre das Reichstagsgebäude in Berlin verhüllt worden. Jetzt staunen die Kinder aber. Die Oma singt trotzig Weihnachtslieder. In allen Kunstakademien spricht man mit großer Hochachtung von Christo, erklärt der Vater, er nennt sich am liebsten Christo ohne Nachnamen, weil Michelangelo auch nur Michelangelo hieß.

Da ist die Oma still. Sie überlegt, wer Michelangelo war. Na siehste, Oma, sagt der Vater.

Antje Kunstmann, Verlegerin, Elisabeth Meise-Ball, Chemotechnikerin, Dagmar Timm-Ploetz, Publizistin, Ingeborg Weber, Zeitschriftenredakteurin diskutieren mit Elvira Högemann-Ledwohn vom kürbiskern.

Elvira: Unser Heftthema heißt „Emanzipation in der Krise“ – man kann wohl voraussetzen, daß, wo diese Begriffe verhandelt werden, Frauen in besonderer Weise betroffen sind. Wir haben hier eine Runde von berufstätigen Frauen eingeladen – die meisten auch Mütter –, die vielleicht die besonderen Schwierigkeiten, auch in der gegenwärtigen Situation etwas für die eigene Emanzipation zu tun, von den eigenen Erfahrungen her angehen können. Und sicher kann da die Betriebsrätin Elisabeth aus ihrer Praxis eine Menge beisteuern.

Elisabeth: Wenn es um das Thema „Emanzipation“ geht, so ist doch schon bezeichnend, daß man so gerade die Frauen, die es eigentlich am meisten beträfe, weil sie dann aus ihrem Trott und aus ihrer Misere herauskämen, nicht erreicht. Die am tiefsten drinstecken, schicken sich am wenigsten an, davon wegzukommen.

Dagmar: In welchem Rahmen erreicht man sie nicht? Gewerkschaftlich?

Elisabeth: Nein, allgemein. Nehmen wir mal an, ich frage eine normale Frau, eine Arbeiterin, ob sie emanzipiert ist oder nicht, dann sagt sie: Um Gottes willen, nein, nur das nicht. Weil sie offenbar nicht begriffen hat, worum es dabei geht. Wenn ich sie als Betriebsrätin frage: Möchtest du nicht mal eine Schulung besuchen? – dann sagt sie: Ja, ich kann doch nicht weg von zuhause. Dann sag ich: Ja bist du nicht Manns genug, zu deinem Mann zu sagen, du gehst ja auch kegeln, und ich möchte jetzt auch am Samstag mal frei. Bleib du bei deinen Kindern. – Das leuchtet ihr im Moment vielleicht ein. Aber später stellt sich heraus, sie hat überhaupt nicht gefragt. Natürlich ist sie sich nicht bewußt, was es heißt, emanzipiert zu sein, und kein Gedanke, daß sie auch Vorteile davon haben könnte.

Wir haben einmal versucht, Gewerkschaft und Volkshochschule zusammen, eine Schulung zu machen für diese Frauen, mal erklären, warum das so gekommen ist mit dieser Rollenverteilung: der Mann hat einen guten Beruf und verdient das Geld, die Frau verdient „was dazu“ und hat Haushalt und Kinder am Hals. Wir wollten darüber sprechen, ob sie da bleiben wollen, oder ob sie weiter wollen, ob sie sich wehren können gegen diesen Zustand. Die wenigen, die zu diesem Kurs gekommen waren, die mochten schon ganz gerne weiter, aber sie traun sich nicht, weil sie um ihre Ehe fürchten. Der Mann könnte etwas dagegen haben, wenn sie sich bewähren wollen im Beruf oder sich persönlich weiterbilden. Dabei waren die Arbeiterinnen, auf die es uns in der Hauptsache ankam, erst gar nicht gekommen, obwohl wir gerade in den großen Münchner Frauenbetrieben geworben hatten. Vor allem waren intellektuelle Frauen gekommen, die vielleicht gerade arbeitslos waren und sich ein bißchen Anregung erhofften.

Antje: Ich mache gerade einen Kurs an der Volkshochschule zum Thema Gleichberechtigung. Außer einer Studentin sind alles Angestellte, meist aus dem Bürobereich, eine Putzfrau, die allerdings eine andere Ausbildung hat. Ich kann dort keine Ablehnung von Emanzipation feststellen. Sie haben ein gewisses Vorverständnis von Emanzipation, von den Schwierigkeiten mit ihrer Rolle, in die sie im Beruf und zu

Hause gedrängt werden. Die Problematik ist vielen Frauen klar, bloß der Weg, wie man da rauskommen soll, total unklar, mit einer großen Angst besetzt. Junge Mädchen in der Berufsschule zum Beispiel können in Aufsätzen die Situation ihrer Mütter sehr deutlich schildern: Schwierigkeiten in der Ehe, im Beruf, Schwierigkeiten, beides zusammenzubringen. Sie sagen, so wollen wir nicht leben, und machen dann doch das Gleiche. Das ist das Problem.

Elvira: Ich sehe nicht so ganz, was die jungen Mädchen eigentlich tun sollten. Sich auf Ehelosigkeit einrichten...?

Antje: Keineswegs, das ist eine falsche Alternative. Um es mit Schlagworten zu sagen: Veränderung der Situation im Betrieb, eine Veränderung, die auf die spezifischen Probleme von Frauen Rücksicht nimmt. Gleichzeitig politische Arbeit in der Auseinandersetzung mit dem Mann. Man kann nicht im Betrieb den Kampf führen und ihn zuhause vergessen, wo im Grunde die gleiche Unterdrückung fortgeführt wird. Schließlich leisten die Frauen unbezahlte gesellschaftlich produktive Arbeiten – Hausarbeit, Kindererziehung.

Elisabeth: Ja, das ist ein Problem, das schon in der Schule anfängt. Man müßte alle Kinder in gleicher Weise auf diese Arbeiten vorbereiten. Aber in Bayern ist es gesetzlich so geregelt, daß die Mädchen in Hausarbeit zu unterrichten sind, während die Buben sich mit Werken beschäftigen. Mein Sohn geht im Bereich Weilheim in die Realschule, er beschäftigt sich gern mit Technik, aber kocht auch gern. Als ich den Lehrer gefragt habe, wann kann denn mein Sohn zum Kochen gehen, da fingen die Eltern alle an zu lachen. Sie haben das als Witz aufgenommen.

Elvira: Und was die allgemeinen Probleme der Ausbildung angeht, sind wir noch ebenso zurück: es gibt keine gleichen Chancen für Buben und Mädchen gerade in den qualifizierten Ausbildungsgängen, und selbst die Abschaffung der Leichtlohngruppen, jahrelang – Jahrzehntelang umkämpft, ist immer noch nicht durchgesetzt.

Antje: Die gegenwärtige Krisensituation macht alles noch viel schlimmer. Man muß sich mal anschauen, was die „Umstrukturierung der Wirtschaft“ für die Frauen bedeutet: sie werden zuallererst entlassen und bilden – das plattgewalzte Wort stimmt – die industrielle Reservearmee. Diese Situation wirkt auf die Ausbildung zurück, ein Mechanismus, der sich wie von selbst reguliert: jetzt sind die Mädchen noch weniger motiviert, eine Ausbildung zu machen, weil die Chancen effektiv geringer sind. An Ausbildungsberufen werden ca. 50 für Jungen angeboten, für Mädchen nicht mal halb soviel. Natürlich kann ein Mädchen probieren, irgendwo als Elektrotechniker unterzukommen, aber dann gibt es halt Schwierigkeiten, bis hin zu dem Einwand, da sind ja gar keine Klos für Mädchen vorhanden.

Ich sehe im Moment eine deutliche Tendenz, die Mädchen und Frauen wieder auf ihre Rolle als Mutter und Hausfrau festzulegen. Etwa über die Ideologie in den Medien. Auf der einen Seite werden ihnen also die Arbeitsplätze genommen, und auf der anderen bietet man ihnen das sogenannte häusliche Glück an. Nicht ganz ohne Erfolg; gerade bei Jungarbeiterinnen ist heute zu sehen: die Chance, aus dem Elternhaus herauszukommen, geht für sie über einen Mann. Das allerdings bezahlen sie mit totaler Abhängigkeit.

Ingeborg: Ich möchte doch hervorheben, daß man so einfach die Entwicklung nicht zurückdrehen kann. Im Grunde ist doch unbestritten, daß Partnerschaft nur möglich

ist, wenn die Frau vom Mann ökonomisch unabhängig ist. Erst dann stehen sich zwei Gleiche gegenüber; ich meine, solange sich die Frau von ihrem Mann das Wirtschaftsgeld hinblättern lassen muß, trifft der Begriff Gleichberechtigung überhaupt nicht zu. Was letztlich nicht unbedingt etwas über die Qualität einer Beziehung aussagt. Ich behaupte beispielsweise, daß meine Eltern, beziehungsweise die Eltern meiner Mutter eine großartige Ehe hatten, obwohl meine Großmutter nie einen Pfennig Geld verdient hat. Es war eine gute Ehe, aber keine gleichberechtigte. Ehen wie die meiner Großeltern werden ja auch heute noch gelebt, sie müssen nicht unbedingt zum Fiasko führen, doch sie tun heute meistens, auch wenn die Betroffenen es bis zum allerletzten Augenblick nicht wahrhaben wollen. Unsere Vorstellungen von einem ausgefüllten Leben, von einem ausgefüllten Leben als Frau, haben sich seit den Tagen meiner Großmutter gewandelt, sie haben sich durch äußeren Druck – Erster und Zweiter Weltkrieg, als man die Frauen plötzlich massenhaft in den Fabriken, Verwaltungen usw. brauchte – wandeln müssen. Immerhin ist heute doch wohl unbestritten: einen Beruf zu haben, der einem auch noch einigermaßen Spaß macht, und damit auf eigenen Füßen zu stehen, das ist in höchstem Maße befriedigend.

Dagmar: Selbst wenn die Situation sich allgemein geändert hat, so glaube ich doch, daß etwas spezifisch Neues heute spürbar wird: ein Unbehagen, das sich nicht nur auf die intellektuellen Schichten beschränkt. Es wird generell darüber nachgedacht, wie die Rollenverteilung der Geschlechter funktioniert, wie man am Arbeitsplatz ausgenutzt wird, wie es in der Familie zugeht . . . Das hat alles noch keine praktischen Konsequenzen. Aber das diffuse Unbehagen wird langsam artikulierbar . . .

Antje: Helge Pross sieht das in ihrer Untersuchung „Die Wirklichkeit der Hausfrau“ nicht so wie du. Sie stellt heraus, wie stark das subjektive Schuldgefühl der Frauen ist, wenn aufgrund der vielfältigen Belastungen irgendetwas in der Familie nicht klappt. Da wird keineswegs nach den gesellschaftlichen Ursachen gefragt. Die Untersuchung selbst reproduziert diese Sicht: die deutsche Hausfrau, wird behauptet, ist glücklich. Wo sich das Unbehagen zeigt, fragt Frau Pross nicht nach, sondern nimmt es als bare Münze: das ist für mich auch ein Beispiel von bürgerlicher Soziologie, die die Verhältnisse stabilisiert.

Das real vorhandene Unbehagen schlägt sich nur langsam in gesellschaftlichen Erscheinungen nieder, z. B. im Ansteigen der Scheidungsrate oder in Geburtenrückgang. Die Veränderungen, von denen Ingeborg gesprochen hat, schätze ich anders ein: daß die Frau im Haus ist und der Mann draußen, hat sich geändert nach den ökonomischen Verhältnissen. Aber es hat sich gar nichts daran geändert, daß die Frauen immer noch die Hausarbeit machen, am Arbeitsplatz die Ausgeschmierten sind und daß das auch noch für normal gehalten wird.

Ingeborg: Trotzdem bestätigt die Erfahrung, daß Emanzipation im weitesten Sinne nur über eine berufliche Tätigkeit der Frauen erreicht wird.

In welche gesellschaftlichen Gremien man auch immer reinguckt, seien es Parteiversammlungen, Bürgerversammlungen, Elternbeiräte, Bürgerinitiativen oder so, immer sitzen da die berufstätigen Frauen drin. Also die Frauen mit der sogenannten Doppelbelastung. Selten die Hausfrauen, die ja ganz objektiv viel mehr Zeit haben. Das hat natürlich Gründe. Solange man hinter seinem Gartenzaun bleibt, nicht hört und nicht sieht, was draußen vorgeht, außer dem was einem abends der Mann

vermittelt, kann man sich noch einbilden, die Welt sei in Ordnung. Sobald man sich aber auf die täglichen Auseinandersetzungen in einem Betrieb einläßt oder einlassen muß, dann ist es vorbei damit. Dann gibts Zusammenstöße mit den Widersprüchen dieser Gesellschaft: einerseits ist kein Geld für einen Krippenplatz da, andererseits werden im Jahr um 50 Milliarden für Rüstung ausgegeben. Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit – noch immer nicht verwirklicht; wenn mein Kind ins Krankenhaus kommt – nehmen wir an, ich wäre Arbeiterin – muß ich mich strikt an die Besuchszeit halten. Meine Chefin kann rein, wann sie will – weil sie ihr Kind in einer Privatklinik unterbringt, die für mich unerschwinglich ist. Das Problembewußtsein wächst also, ob man will oder nicht, und der Wunsch stellt sich ein, kann sich einstellen, an der Aufhebung dieser Widersprüche mitzuwirken.

Und schon sitzt die berufstätige Mutter abends auch noch in einer Partei- oder in einer Bürgerversammlung, und hört sich – möglicherweise auch zu ihrem eigenen Schreck – sagen, daß sie am Samstagvormittag Flugblätter verteilen wird.

Antje: Aber das soll man doch bitte nicht noch glorifizieren. Jeder Frau ist diese Doppelbelastung zuviel, mir auch. Und darin liegt auch ein Grund für das geringere politische und gewerkschaftliche Engagement der Frauen.

Elisabeth: Aber wenn ich denke, mir ists zu viel, dann mach ich keinen Rückzieher, sondern sag: dann werden halt die Fenster nicht geputzt, oder der darf seine Schuh selber putzen.

Dagmar: Darf ich jetzt mal persönlich werden? Wie hast du das denn zu Wege gebracht mit deiner Entwicklung? Qualifizierter Beruf, Kind, gewerkschaftliche Tätigkeit – warst du immer berufstätig oder hast du mal ausgesetzt?

Elisabeth: Ich war mit 18 mit meiner Ausbildung am Polytechnikum fertig, bin dann in den Beruf gegangen, hab mit 20 geheiratet, mit 23 das erste Kind gekriegt und dann drei Jahre ausgesetzt. Und dann fings an mit der Ehekrise. Ich bin geschieden. In der berufslosen Zeit fing die Unzufriedenheit an. Ich hab gemerkt, wie leer ich eigentlich war, daß ich bis dahin nichts anderes kannte als Beruf und Hausarbeit. Ich hatte jetzt viel Zeit und wußte mit der Zeit nichts anzufangen. Um da herauszukommen, hab ich mich selbstständig gemacht. Als ich dann allein gewohnt hab, kam ich mit sehr progressiven Kollegen zusammen, die haben mir gesagt, geh doch mal zum Republikanischen Club. Zufällig war die erste Veranstaltung, zu der ich kam, über die Emanzipation der Frau. Als ich rauskam, hab ich mir gesagt, um Gottes willen, bin ich blöd. Das lief alles eine Ebene über mir ab, und das war für mich uninteressant. Man hat mir gesagt, daß es nicht meine Schuld ist, sondern wenn die etwas erreichen wollen, sollen sie es so bringen, daß man es auch verstehen kann. Ich hab noch öfter Veranstaltungen besucht und hab mich dann vom Betrieb aus nach München versetzen lassen. Das erste war: ich bin zur Gewerkschaft gegangen. Da hats bei mir geklickt, ich hab gemerkt, hier kannst du etwas tun. Und persönlich stand ich ganz anders da, allein mit einem Kind, ich mußte viele Dinge selbst lösen – Wohnung, Kindergarten und so, auch im Betrieb war manches anders, vorher Produktionsbetrieb, jetzt Forschung – da kam manches in Bewegung über diese Emanzipationsfrage bis hin zur Politik, bis in den Betrieb hinein. Ich habe mich gewerkschaftlich organisiert und Schulungen besucht, hab mitgearbeitet. Auch im Palästina-Komitee hab ich eine Zeitlang mitgemacht. So hat mich das ganz langsam nach vorn gebracht.

Antje: Würdest du daraus den Schluß ziehen, daß Frauen, bevor sie ihre Situation

aktiv zu verändern beginnen, einen verstärkten Druck brauchen – etwa: sie sind alleinstehend mit Kind, oder haben Probleme mit Arbeit, Haushalt und Kind.

Elisabeth: Wenn man ausgeht von der üblichen Erziehung, ja. Zum Beispiel muß sich die Einstellung zum Beruf ändern: eine alleinstehende Frau verdient nicht dazu, sie verdient selbst. Sie muß ihre Berufschancen voll ausnutzen. Und man weiß ja, daß sie sogar wesentlich mehr leisten muß als die Männer, um im Beruf Entwicklungschancen zu haben.

Elvira: Das heißt aber auch, daß der Einwand, die Familie, besonders die Kinder, würden durch eine berufstätige Mutter vernachlässigt, teuflisch real ist. Und die subjektiven Schuldgefühle, auf die Frau Pross anspielt, sind zu Recht da.

Ingeborg: Diese Schuldgefühle, die sind nun wirklich sehr groß. Selbst noch bei ganz jungen Frauen. Die allgemein geltende Vorstellung, eine Mutter gehöre ins Haus zu ihren Kindern, haben ja ganz offensichtlich Männer wie Frauen so verinnerlicht, daß es uns Mütter unendlich viel Kraft kostet, damit zu leben und diese Schuldgefühle immer von neuem auf ein halbwegs erträgliches Maß herabzudrücken. Das hat natürlich seine Folgen.

Erstens behandelt eine Mutter, die sich ihrem Kind gegenüber schuldig fühlt, dieses Kind falsch, nämlich als das arme, von der bösen, herzlosen Mutter verlassene Kind – wenn das auch nicht so ausgesprochen wird. Das kann natürlich nicht gutgehen. Und zweitens tritt die böse, herzlose Mutter, die ja auch eigentlich gar nicht an den Schreibtisch, sondern an den Kochtopf gehört, an ihrem Arbeitsplatz viel weniger bestimmt und selbstbewußt auf als beispielsweise der Mann. So verkauft sie sich, einer EMNID-Statistik zufolge, bei Einstellungsgesprächen um nahezu ein Drittel billiger als der Vater, beziehungsweise der Mann mit gleicher Qualifikation. Sie wendet sich zwölfmal weniger wegen einer Gehaltserhöhung an den Chef als ihr männlicher Kollege.

Das ist ein Problem, das die betroffenen Mütter und Frauen natürlich nicht allein lösen können. Um es zu lösen, müßten technische Voraussetzungen geschaffen, eine Atmosphäre hergestellt werden, in der es das Selbstverständliche der Welt ist, daß eine Frau so wie der Mann eine qualifizierte Ausbildung erwirbt, einen Beruf ausübt, sich weiterbildet. Das Recht auf Ausbildung und Arbeit müßte jedem garantiert sein, ohne daß man darüber diskutieren muß oder sich womöglich entschuldigen muß, weil man eben nicht zu Hause bleibt und zur Arbeit geht.

Das war übrigens eine meiner eindrucksvollsten Erfahrungen auf einer Reise durch die Sowjetunion, Schwerpunkt Sibirien. Natürlich haben die Frauen auch dort ihre Probleme, aber dieses schreckliche, lähmende, kräftebindende Mütterproblem, das hatten sie nicht. Ob das nun eine Physikerin war oder die Busfahrerin, eine Elektronikerin, Balletttänzerin oder Kolchosbäuerin, keine von ihnen hat nur eine Sekunde lang ihre Berufstätigkeit in Frage gestellt. Auf Fragen meinerseits in dieser Richtung sagte eine Physikerin in Akademie-Stadtchen bei Nowosibirsk:

„Ja, ich hatte mal mit meiner Tochter Schwierigkeiten wegen des Krippenplatzes, aber den Beruf auch nur zeitweise aufzugeben – auf den Gedanken kam ich gar nicht. Das hätte auch meine Umgebung gar nicht begriffen. Mein Verhalten in dem Augenblick war, auch das meines Mannes, wenn kein Krippenplatz da ist, muß dafür gesorgt werden, daß einer geschaffen wird, oder bis zur Fertigstellung der neuen

Krippe, die damals auf sich warten ließ, muß irgendeine Zwischenlösung gefunden werden.“

Das meine ich, wenn ich von einer bestimmten Atmosphäre spreche, die den Frauen gleichberechtigtes Berufsleben ermöglicht.

Antje: Warum wird eigentlich bei uns in den Gewerkschaften so wenig Rücksicht genommen auf die spezifischen Frauenprobleme? In Amerika, Frankreich und anderen Ländern gibt es inzwischen Ansätze, die sich an den spezifischen Problemen, etwa Doppelbelastung, orientieren, um mehr Frauen zu organisieren.

Elisabeth: Die Schwierigkeit bei uns würde ich nicht darin sehen, daß man die Frauen nicht organisieren kann. Sie zur Mitarbeit zu bewegen – das ist das Schwierige. Wir in der Gewerkschaft haben schon ganz verschiedene Wege ausprobiert. Allein das Terminproblem: am Abend kann man nichts machen, die Frauen sind müde und müssen sich ja noch um die Kinder kümmern. Samstag/Sonntag ist es schon eher möglich. Aber nicht, wenns mit Übernachten ist. Wichtig ist, daß die Frauen ihre Kinder mitbringen können; wir haben von der IG Chemie besondere Schulungsmöglichkeiten für Frauen mit Kindern. Wir haben auch Tagesschulungen eingerichtet wegen der Frauen. Ich hab meinen Sohn immer dabeigehabt. Aber die meisten Frauen sind trotzdem nicht bereit, aktiv mitzuarbeiten.

Antje: Worauf führst du das zurück?

Elisabeth: Das kann verschiedene Ursachen haben. Aber hauptsächlich wollen sie ihre Ehe nicht kaputt machen und haben Angst vor einer Auseinandersetzung. Viele Frauen haben nicht gelernt, Auseinandersetzungen zu führen. So daß man hinterher sagen kann: okay, jetzt sitzen wir wieder miteinander am Tisch. Sondern es wird alles persönlich genommen: jetzt habe ich mit meinem Mann gestritten, dann reden wir ein paar Tage nimmer. Meiner Meinung nach ist das eine Bildungsfrage. Die Frauen wissen ja innerlich genau, was ihr Recht ist, auch wenn sie sich nicht trauen, es zu vertreten.

Elvira: Aber wo steckt der Kern des Problems? Ich vermute, eigentlich bei dem Mann. Was erwartet er von seiner Frau und wieso fühlt er sich angegriffen, wenn sie mal fortgeht? Es kann doch nicht allein daran liegen, daß sie zwei, drei Stunden nicht im Haus ist.

Elisabeth: Da ist die Unbequemlichkeit, daß es Diskussionen gibt, die es früher nicht gegeben hat, daß widersprochen wird, was er früher nicht gewohnt war, und daß er auch mal was tun muß, was er sonst nicht getan hat. Dagegen anzukommen, ist schwer. Wir haben einmal zu einer Frauenschulung die Männer miteingeladen, damit „Schulung“ für sie nichts ganz Unvorstellbares bleibt, vielleicht sogar etwas, das in Richtung Frauenbewegung geht, die gegen die Männer arbeitet. Es sind aber nur zwei, drei Männer gekommen von über zwanzig.

Antje: Du hast gesagt: Frauenbewegung – und „gegen die Männer arbeiten“. Ist das für dich identisch?

Elisabeth: Ja, unter Frauenbewegung verstehe ich, daß Frauen für sich selbst etwas durchsetzen wollen, was nicht unbedingt gleichlaufend ist mit den Männern. Frauenteilungen, Frauenausschüsse gibts in der Gewerkschaft ja auch.

Antje: Natürlich macht man was gegen die Männer, wenn man sagt: ich bin nicht mehr bereit, die Hausarbeit allein zu machen. Entweder du tust da jetzt mit oder . . . Das richtet sich schon gegen die Männer.

Elisabeth: Ich würde da Betriebliches und Privates erst einmal auseinanderhalten. Wenn ich mich im Betrieb emanzipiere, dann heißt das, daß ich die gleiche Arbeit verrichte und den gleichen Lohn dafür bekomme und die gleichen Rechte wahrnehme wie ein Mann. Nur weil die Frauen benachteiligt sind durch Erziehung usw. und in einer Männerrunde schwer den Mund aufbekommen, schulen wir sie erst mal allein, aber dann arbeiten sie doch mit den Kollegen zusammen, das ist ja klar.

Ingeborg: Da fällt mir ein Stichwort von Gisela Kessler ein, der Bildungsreferentin in meiner Gewerkschaft, der IG Druck und Papier. Sie sagte mal in einer Rede: Keine Frage, daß mir die Interessen meiner Kollegen am Arbeitsplatz tausendmal näher sind als die Interessen der Frau meines Direktors. Ich finde, knapper und präziser kann man das Problem gar nicht in den Griff kriegen. Womit ich nicht etwa leugnen will, daß es spezifische weibliche Probleme gibt. Das Informationsdefizit gegenüber dem Mann, auch das geringere Vermögen der Frau sich auszudrücken, in einer Versammlung zu sprechen, das ist unbestritten. Und ist aus der Geschichte ja auch ganz leicht zu erklären.

Wenn die Gewerkschaften hier ganz speziell mit den Frauen arbeiten, wie das auch meine Gewerkschaft macht, so ist das natürlich richtig und notwendig, aber das darf wirklich nur ein Übergang sein. Ziel muß die gemeinsame Arbeit der Männer und Frauen um bessere Arbeitsbedingungen sein. Schließlich sind es ja nicht die Männer schlechthin, sondern die Leute auf der anderen Seite des Flusses, nämlich die Kapitaleigner, Besitzer der Produktionsmittel, die den Frauen den gleichen Lohn für gleiche Arbeit bis heute vorenthalten. Auffällig übrigens auch, wie genüßvoll gerade diese Leute die von den Feministinnen verbreitete Mär von der Alleinschuld der Männer aufgreifen und weitererzählen, weil das nämlich so schön von ihrer eigenen Schuld ablenkt.

Elisabeth: Und jetzt zum Privaten: wenn bestimmte Frauenbewegungen von Haus aus die Männer ausschließen, sie nicht mitnehmen, dann weiß ich aus eigener Erfahrung, das haut nicht hin.

Antje: Wie ist deine eigene Erfahrung?

Elisabeth: Also, mein Mann ist sehr emanzipiert. Nach meinen Begriffen. Er versucht, mich in allen möglichen Dingen zu unterstützen, so daß ich vieles tun kann, was ohne seine Hilfe schwerer möglich wäre. Aber er ist sehr feinfühlig in dem Moment, wo sich etwas andeutet, was gegen die Männer geht, auch wenn er selbst gar nicht betroffen ist.

Antje: Kannst du dir vorstellen, daß es Bereiche gibt, wo Frauen erst mal Zeit brauchen, um sich über ihre spezifischen Probleme klarzuwerden, die sich – auch im Betrieb – für sie anders stellen als für die Männer. Nehmen wir das Verhältnis Frauen-Vorarbeiter . . .

Elisabeth: Du, das ist aber kein geschlechtliches Problem, würde ich sagen.

Antje: Seit Jahrhunderten haben die Männer nur immer ihre Seite gesehen und als Problem erfaßt. Wir aber sollen von uns selber dauernd verlangen, die Probleme der Männer von vornherein mitzudiskutieren. Und da haben irgendwann einmal die Frauen gesagt: wieso eigentlich? Es geht erst mal um unsere Probleme. Die Frauenbewegung geht doch von den Verhältnissen hier und heute aus. Ich kenne durchaus Betriebsrättinnen, die sagen: es ist unheimlich schwer, sich gegen die Männer durchzusetzen – nicht so sehr gegen den Einzelnen, sondern gegen die Institution. Da ist

die Frage: wo kriegst du diese Stärke, wo verschaffst du dir Klarheit darüber, daß diese Spannungen nicht in so einer abstrakten Form von Sachlichkeit wegdiskutiert werden.

Man kann oft hören: Frauen sind zu emotional. Aber warum ist Emotionalität eine Schwäche in der Diskussion? Eigentlich ist sie doch eine Stärke. Warum herrscht in Institutionen ein bestimmter Diskussionsstil vor, der die Frauen von vornherein abwertet? Ist es nicht richtig, sich dagegen zu wenden? Und das heißt auch Kampf gegen bestimmte Männer. Ich glaube übrigens, daß es falsch ist, eine Trennung zu machen zwischen Beruflichem und Privatem. Man sollte versuchen, die Probleme zu vermitteln. Ich sehe in dieser Trennung einen Grund für die Unterdrückung von Frauen.

Ingeborg: Ich bin der Ansicht, Frauen haben eine ganze Menge einzubringen, vielleicht auch ihre Emotionalität, aber durchaus nicht nur.

Ich hatte, vor 10 Tagen etwa, ein Gespräch mit der Bürgermeisterin der Stadt Luxemburg. Dieses Gespräch und die Begleitumstände haben mir wieder einmal deutlich gemacht, wie positiv es ist, wenn mehr Frauen entscheidende Positionen einnehmen.

Diese Frau, die immerhin seit acht Jahren, weitgehend unangefochten auch von ihren Parteigegnern, im Amt ist, hat erst mal alle Vorzimmer abgeschafft. Sie ist entweder gleich selbst am Telefon, oder – wenn sie gerade spricht – wird man mit einem Sekretariat verbunden und erhält die Auskunft, man möge in ein paar Minuten wieder anrufen, dann sei sie frei. Und das ist sie dann auch. Dann spaziert man einfach in ihr bescheidenes Amtszimmer, sie sitzt da, fröhlich, ungezwungen, herzlich, als ob man sich schon seit Jahren kennt. Sie nimmt dir den Mantel ab, hängt ihn in den Schrank und erzählt freimütig, ausführlich aus ihrem Leben.

Diese Art färbt natürlich auch auf ihre Umgebung ab. Nie habe ich einen natürlicheren, ungezwungeneren, freundlicheren, menschlicheren Ton in einem Rathaus erlebt. Wenn ich mich an meine Interviews mit männlichen Bürgermeistern erinnere – nicht einer hat auf die Symbole der Macht verzichtet. Die gereizten Sekretärinnen, die emsigen Leute im Vorzimmer, ganz fürchterlich im Streß, ich warte eine halbe Stunde, dann er selber mit geschmerztem Blick vor lauter Anstrengung, natürlich fürchterlich wenig Zeit, eigentlich überhaupt keine Zeit, aber nun sei man ja mal da. In den Erklärungen, die Frau Focke – ehemalige Gesundheitsministerin – zu ihrem Ausscheiden gab, kam oft das Wort von dem männlichen Willen zur Macht vor, der das Arbeitsklima zumal für eine Frau so schwer erträglich mache.

Auch dies ist ja eine Frage der Tradition, des Rollenspiels. Der Mann muß siegen, Macht erringen und diese dann natürlich auch zeigen. Die Frau muß nicht siegen, unbedingt Macht erringen und kann sich infolgedessen auch in sogenannten Führungspositionen wie ein ganz normaler Mensch verhalten.

Ich habe diese Frau übrigens im Stadtrat und als Landesparlamentsabgeordnete erlebt, sprühend, kämpferisch, viel engagierter als die Männer, die wahrscheinlich einen großen Teil ihrer Kraft in ihre Imagepflege investieren. Ja, das ist ja nun schon fast etwas, wofür man die Männer bedauern sollte, ihnen helfen sollte, diese Probleme abzubauen.

Dagmar: Bleibt die Frage, ob es sinnvoll ist und in welchem Rahmen, wenn Frauen versuchen, ihre Probleme als spezifisch weibliche zu fassen.

Antje: Ich halte es für sehr wichtig, daß Frauen sich klar werden über ihre eigenen Forderungen, sie meinetwegen auch schärfer formulieren, als sie dann durchsetzbar sind. Ein konkretes Problem etwa in der Gewerkschaftsarbeit sehe ich darin, daß der private Bereich, der für die Frauen nochmals Arbeit ist, total ausgeklammert wird. In anderen Ländern hat man angefangen, das Problem des sogenannten privaten Sektors – Hausarbeit, Kinder, Familienprobleme – miteinzubeziehen. In Italien z. B. gibt es die Forderung, in den Betrieben Kindergärten einzurichten, wo die Väter die Kinder mit hinnehmen können. In England gibts ein Gewerkschaftsprogramm für Frauen, women's working charter, mit Forderungen zur Abtreibungsfrage, zur Gesundheitspolitik.

Elisabeth: Die Einzelgewerkschaften bei uns sind fixiert auf den Betrieb, auf die Probleme der Arbeit dort, was auch Vorteile hat. Aber der DGB kann durchaus kommunale und allgemein soziale Probleme anpacken und eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit entwickeln. Sicher geschieht da noch nicht genug.

Dagmar: Die Grundsatzfrage zur Frauenbewegung, zum Feminismus ist ja – verkürzt – wohl die: sieht man unsere Situation als Folge des Patriarchats oder des Kapitalismus? Ich sehe unsere Lage nicht allein als Folge des Patriarchats, aber wir haben das Patriarchat, als Bestandteil der Geschichte, heute in einem kapitalistischen oder spätkapitalistischen Zustand. Von daher müßte man entscheiden, wie man seine Kräfte einteilt, vereinfacht so: geht die Stoßrichtung gegen den Kapitalismus oder zuerst gegen das Patriarchat? Aus meiner Position würde ich sagen, gegen den Kapitalismus. Was nicht heißen soll, daß ich nicht ganz spezifische Probleme habe, die ich so nicht lösen kann. Wenigstens momentan nicht.

Antje: Aber die Schwierigkeit liegt doch gerade darin, daß in dieser Weise diskutiert wird: „zuerst“ den Kapitalismus schlagen und dann das übrige. Frauenprobleme nehmen sich so immer zweitrangig aus gegenüber viel größeren Problemen. Das ist meiner Meinung nach gefährlich, da zahlen wir immer drauf. Wir müssen uns mehr anstrengen, doppelt arbeiten, besser arbeiten als die Männer, um überhaupt gehört zu werden. Und ich habe keine Lust mehr, mir das ein Leben lang anzutun.

Dagmar: Scheinbar ist das ein spezifisches Frauenproblem. Aber dennoch steckt doch da was vom persönlichen Glücksanspruch jedes Individuums drin, inwieweit man oder frau diesen Anspruch überhaupt verwirklichen kann, innerhalb der politischen Arbeit etwa in einer Partei, einer Arbeit, die sich über Jahrzehnte hinstreckt.

Antje: Es geht mir jetzt nicht um den Glücksanspruch, sondern um die Überforderung von Frauen, die etwas verändern wollen.

Dagmar: Das könnte hinauslaufen auf eine Art Arbeitsteilung: die Männer schaffen den Kapitalismus ab, und wir kümmern uns um die Frauenprobleme.

Antje: Sicher, das Problem sehe ich auch. Aber ich meine, daß eine richtige Frauenpolitik weiter zielen müßte als nur auf die Veränderung der ökonomischen Struktur. Ich meine, die Frauenfrage, wenn sie richtig gestellt ist, ist das weiterführende Problem.

Elvira: Was daran weiterführt als bis zur Veränderung der ökonomischen Machtverhältnisse, sind meines Erachtens die humanen Fragen, Fragen der Gestaltung einer neuen Gesellschaft, also keineswegs nur Frauenfragen. Und selbst während des Kampfes heute sollte man doch auch sehen, daß der Kapitalismus die Männer als

menschliche Wesen auch kaputt macht und benachteiligt. Ob man sie nun gerade dann bedauern soll, wenn sie, wie Ingeborg vorhin erwähnte, die großen Gockel spielen, weiß ich nicht. Diese Rolle können sich ohnehin die wenigsten leisten. Aber wenn wir nicht verstehen, das allgemein menschliche Interesse der unterdrückten, vom Kapitalismus angeknacksten Individuen mitzuformulieren, dann hat die Frauenbewegung nur eine ganz begrenzte Funktion: die ersten Anstöße zu liefern, daß Frauen über ihre Lage nachdenken. Aber sie läßt sie schon allein bei der zweiten Auseinandersetzung in der Familie, weil man da auf Lösungen mit dem Mann zusammen angewiesen ist. Und weil man da nicht sagen kann, wir schieben das jetzt einmal auf und problematisieren die Sache von seiten der Frau solange, bis wir absolut durchblicken. Ich meine, man muß alternative Überlegungen anstellen, die die Individuen beiderlei Geschlechts miteinbeziehen.

Dagmar: Jetzt hast du die Doppelbelastung auf der theoretischen Ebene weitergeführt. Wir sollen für alle mitdenken und das Resultat unseres Denkens auch noch für alle schmackhaft zubereiten. Trotzdem, ich würde dir soweit schon folgen und dir recht geben, auch wenn die eigenen Probleme stärker sind als wir zugeben. Ich sehe keine andere Lösung, ich will nur feststellen, daß es eine ungeheure Anstrengung bedeutet, wenn man diesen Anspruch an sich stellt. Und ich glaube, daß die Arbeit mit anderen Frauen zusammen, die Solidarität unter Frauen, da schon entlasten und helfen kann.

Frauenbewegung – das hat für mich keineswegs gleich einen negativen Klang. Wir haben es letztlich der neuen Frauenbewegung dieser Jahre zu verdanken, wenn heute unsere Probleme wieder verstärkt im Bewußtsein sind. Zum Feminismus, die männermordende Variante mal beiseite, habe ich ein ambivalentes Verhältnis. Einerseits empfinde ich die Arbeit dieser Frauen, auch wenn ich mich selbst damit nicht identifizieren kann, als persönliche Rückenstärkung, andererseits habe ich dann doch wieder das Gefühl, sie fallen mir in den Rücken bei meiner politischen Arbeit: etwa durch ihr fast schon penetrantes Beharren auf der Diskussion solcher für mich abseitiger Fragen wie „Penetration“ oder „Vergewaltigung“. Meine konkreten Probleme im Beruf oder mit den Kindern verbllassen da als banal-alltäglich neben solch gewaltig-düsteren Sittengemälden. Praxis: ich sehe da nur die Frauenhäuser – wichtig, aber auch wieder ein Randproblem.

Andererseits sehe ich bei uns, die wir uns praktisch-politisch engagieren, daß wir oft die Frauenprobleme als private verdrängen und sie dann natürlich nicht mehr offensiv in unsere politische Arbeit einbringen können. Wenn wir von Haupt- und Nebenwidersprüchen reden, dann sollten wir aber nicht die zeitliche Abfolge konstruieren, die Antje vorhin meinte – erst der Kapitalismus weg und dann das übrige her. Wir müssen als Frauen unsere negativen Erfahrungen immer sogleich in die Zukunftsentwürfe einbringen und versuchen, in dieser Hinsicht auch die Organisationen zu beeinflussen, in denen wir arbeiten. Damit dort gar nicht die falsche Alternative auftauchen kann: entweder politische Arbeit oder Frauenarbeit. Aber dazu gehört, daß wir Frauen uns auch untereinander verständigen, ohne deshalb gleich eine Spezial-Sekte aufzumachen.

Elvira: Da fällt mir ein Beispiel ein. Es gibt ja Frauengruppen, die bewußt nicht „gegen die Männer arbeiten“, aber bei dem spezifischen Problembewußtsein der Frauen ansetzen. So wirkt seit einiger Zeit in München und in einigen anderen

Städten die „Demokratische Fraueninitiative“: sie betreibt systematische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, etwa über den § 218 oder das Bild der Frau in den Medien, über geschlechtsspezifische Erziehung oder Frauenliteratur, und sie unterstützt mit ihrer Kraft jede demokratische Initiative zum Nutzen der Frauen, gewerkschaftliche Forderungen wie „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“, nach besserer Ausbildung für Mädchen und Frauen, und in diesem Jahr die Abrüstungsinitiative mit der großen Demonstration im Mai, auch Aktionen gegen Arbeitslosigkeit und Lehrstellenmangel.

Dagmar: Es hat sich dort auch gezeigt, daß sich durch ein solches Herangehen Frauen ansprechen lassen, die durch feministische Argumente eher verschreckt werden, Arbeiterinnen und Hausfrauen. Für überzeugend halte ich auch den Ausgangspunkt der Tätigkeit dieser Fraueninitiative: nicht Forderungen bei den Männern einklagen, sondern die im Grundgesetz garantierte Gleichberechtigung der Geschlechter beanspruchen und verwirklichen.

Elvira: Darf ich jetzt auch einmal persönlich nachfragen? Du hast zwei kleine Kinder und einen qualifizierten Beruf. Wie läßt sich das Problem für dich lösen – drohende Isolation einerseits und Überbelastung andererseits?

Dagmar: Ich habe eine halbe Lösung gefunden, eine Art Tagesmutter. Ich bringe meine Kinder vier Vormittage in der Woche zu ihr, damit ist erstmal ein Zeitraum frei, in dem ich garantiert etwas tun kann. Außerdem teilen mein Mann und ich uns die Hausarbeit auf, von Fall zu Fall je nachdem, wer gerade unter größerem Termindruck steht ... Ohne das, mit zwei Kindern zu Hause, könnte ich nicht weiterarbeiten. Und diese recht glückliche Lösung wäre keine, wenn ich die Kinder allein durchbringen müßte, denn das Ganze kostet dreiviertel von dem, was ich verdiene. Man kann daran sehen, wie sehr bei uns solche Einrichtungen fehlen, die der Frau und auch dem Mann helfen, mit der Familie und den Kindern zurechtzukommen. Wobei dann noch die Frage steht, ob diese Einrichtungen in ihrer jetzigen Form – zumindest was Hort und Krippen angeht – für die Kinder überhaupt zumutbar sind.

Aber als verheiratete Frau habe ich erst gar keinen Anspruch. Es wird halt vorausgesetzt, daß ich mich ganz dem Haushalt, den Kindern widme. Ich bin außerdem in einer privilegierten Situation, weil ich einen freien Beruf habe, wo ich mir die Arbeit einteilen kann. Natürlich kann ich mich nicht absolut frei entfalten, und auch „Karriere machen“ kann man auf diese Weise nicht: ein Mitarbeiter, der dauernd Termschwierigkeiten hat – welcher Arbeitgeber mag das schon?

Elisabeth: Übrigens gilt das ja wohl allgemein in puncto Berufslaufbahn: Frauen kommen deshalb für höhere Positionen nicht in Frage, weil der Arbeitgeber, zum Teil realistisch, sagt, die Doppelbelastung ist mir zu riskant. Auch so ein Kreislauf, der die augenblicklichen Verhältnisse immer wieder befestigt.

Vielleicht läßt es sich noch machen, daß wir ein paar Worte sagen über die Institution Familie? Im allgemeinen funktioniert diese Institution ja nicht mehr so besonders. Versuche mit Kommunen sind allerdings auch großenteils gescheitert. Ist nun die Familie als Institution heute noch machbar, noch real?

Antje: Machbar ist sie nicht mehr. Die Institution Familie ist im Grunde genommen kaputt. Die Anzeichen dafür häufen sich: etwa Gewalt in der Ehe, Alkoholismus, steigende Selbstmordrate von Frauen, Kindesmißhandlung, Scheidungen ...

Dagmar: Scheidungen sind kein Argument. Wenn eine Zweierbeziehung nicht funktioniert, dann geht man auseinander. Da ist es völlig egal, ob der Standesbeamte nun was druntergeschrieben hat oder nicht.

Antje: Ich meine nicht die Ehe, sondern die Familie. Eine isolierte Kleinfamilie kann heute ihre Probleme nicht mehr lösen, um so weniger, wenn sie sich an die traditionelle Rollenverteilung klammert. Konflikte können nicht ausgetragen werden in der Isolation. Das Gefühl, die Probleme mit den Kindern nicht lösen zu können, für die sie angeblich allein verantwortlich ist, schafft für die Frau eine ausweglose Situation.

Elvira: Aber die Probleme mit den Kindern kommen ja nicht allein aus der Familie. Es könnte da ein Weg liegen, die Isolation der Familie zu durchbrechen. Und Eltern könnten ein gemeinsames Interesse entdecken, der Verelendung ihrer Kinder entgegenzuwirken.

Dagmar: Politische Arbeit also im Wohnviertel – für Lösung von Schulproblemen, auch für Freizeiteinrichtungen. Sicher auch so praktische Sachen wie Nachbarschaftshilfe, wobei man sehen muß, daß das hierzulande besonders schlecht funktioniert. Es muß wohl an der Erziehung liegen. Ich selbst nehme mich da nicht aus.

Auch Wohngemeinschaften wären für mich nichts. Obwohl ich sehe, daß Wohngemeinschaften schon prinzipiell bessere Lösungen für das Zusammenleben bieten, würde ich in meiner gegenwärtigen Situation sagen: nur keine neuen Probleme, und Angst haben vor den neuen Reibungen, die das möglicherweise mit sich bringt.

Ingeborg: Das Scheitern vieler Wohngemeinschaften beweist noch nicht, daß diese Form nicht geht und nicht vielleicht doch die Erlösung aus der Kleinfamilie wäre. Man müßte es ausprobieren, gut vorbereitet.

Mir fällt in diesem Zusammenhang Robert Jungk ein, der Zukunftsforscher, er hat das Wort von der „sozialen Phantasie“ geprägt, es gefällt mir ziemlich gut. Er hat mal gefordert, daß ebensoviel Geld, wie z. B. in die technische Forschung gesteckt wird, in die soziale Forschung gesteckt werden müsse: um auszuknöbeln, welche anderen, besseren, glücklicher machenden Lebensformen es geben könnte, alternativ zu denen, die es heute gibt und die uns wohl, wie auch hier mehrfach angesprochen wurde, nicht so glücklich machen. Er sagte, die Tatsache, daß uns bis heute noch nichts Besseres eingefallen sei, beweise durchaus nicht, daß es nicht etwas Besseres gebe. Das ist eigentlich auch meine Vorstellung dazu.

Noch bis weit in die 60er Jahre hinein sollte Frauen in verschiedenster Weise eine Berufstätigkeit „schmackhaft“ gemacht werden. Der große Schlager war die Teilzeitarbeit der Frauen. Viel geredet wurde von Erleichterungen wie Kinderkrippen, Kindergärten, Horten – zu einem bedarfsdeckenden Ausbau kam es nicht. Von der Bundesregierung wurde sogar ein neuer Frauenberuf, die Tagesmutter, kreiert. In einer Broschüre des Deutschen Industrieinstituts wurde der wirtschaftliche Nutzen bisher nicht erwerbstätiger Frauen ausdrücklich gelobt.¹ Hier und da kam es ansatzweise in den Massenmedien zu Versuchen, Vorurteile gegenüber berufstätigen Frauen, insbesondere solchen, die verheiratet sind und Kinder haben, zu überwinden. Landauf, landab herrschte eben Arbeitskräftemangel.

Heute aber sind Frauen Doppelverdiener, nehmen sie Männern die Arbeitsplätze weg, heißt es wieder: „Frauen ins Haus“ genauso wie „Ausländer raus“.²

Hohe Frauenarbeitslosigkeit

Von den über 1 Million Arbeitslosen sind über die Hälfte Frauen, obwohl nur ein Drittel aller Erwerbstätigen Frauen sind. Hinzurechnen muß man noch die sogenannte stille Reserve, also die Dunkelziffer bzw. die nicht beim Arbeitsamt als Arbeitsuchende registrierten Frauen. Ihre Zahl schätzt die Bundesanstalt für Arbeit auf ca. 374 000.³ Nicht registriert sind z. B. all diejenigen Frauen, die kein Arbeitslosengeld und keine Arbeitslosenhilfe beziehen können oder keinen Anspruch mehr haben.⁴ Nicht registriert sind auch jene Frauen, die aufgrund der spezifischen Arbeitsmarktsituation in ihrem Wohnort oder dessen näherer Umgebung keine Chance sehen, eine Arbeit zu finden.⁵ Und schließlich ist die große Gruppe der Schulabgängerinnen nicht registriert, die entweder selbst – aber erfolglos – auf die Suche nach einer Lehrstelle gehen, oder beim Arbeitsamt angeben, daß sie eine Lehrstelle, also keine Arbeitsstelle suchen⁶ oder drittens im elterlichen Haushalt „mitarbeiten“.⁷ Im allgemeinen sind Frauen von Arbeitslosigkeit mehr betroffen als Männer, das zeigt ein Vergleich der Arbeitslosenquoten. Der Frauenanteil bei den arbeitslosen Angestellten liegt bereits bei ca. 60 Prozent, ähnlich hoch ist auch der Prozentsatz der arbeitslosen Mädchen von den arbeitslosen Jugendlichen insgesamt. In einer Vergleichsstudie über einige westeuropäische Länder wird deutlich, daß einmal „in allen von zunehmender Arbeitslosigkeit betroffenen Ländern ... die Zahl der Arbeitslosen am schnellsten unter Frauen (steigt)“ und zum anderen „ein deutlicher Zusammenhang zwischen Erwerbslosigkeit und Ausbildungsniveau (besteht)“.⁸ So ist auch der Anteil der arbeitslosen Frauen ohne Berufsausbildung höher als ihr Anteil unter den Erwerbstätigen, mit anderen Worten: 64 Prozent aller arbeitslosen Frauen in der BRD haben keine Berufsausbildung, bei jugendlichen Arbeitslosen sind es ca. 60 Prozent Mädchen.

Frauen werden gegenwärtig noch stärker als früher – ähnlich wie ausländische Arbeitnehmer – zur industriellen Reservearmee herabgedrückt.

Krisen und Automation

Auch die Frauenarbeitslosigkeit hat in hohem Maße ihre Ursache in dem krisenhaften Wirtschaftsprozeß und der kapitalistischen Entwicklungsform neuer Technologien. Bereits die Krise 1966/67 bringt einen historischen Einschnitt in der wirtschaftlichen Entwicklung in der BRD. Nicht nur, weil mit ihr schroff die Illusionen von einem

Kapitalismus ohne Krisen auch in der BRD beseitigt wurden, sondern auch weil mit dieser Krise deutlich wurde, daß eventuelle Sonderbedingungen für die wirtschaftliche Entwicklung der BRD, die mit der Rekonstruktionsphase nach dem II. Weltkrieg zusammenhingen, nicht mehr bestehen. Somit steht seitdem auch die kapitalistische Wirtschaft in der BRD vor den gleichen Verwertungsschwierigkeiten wie andere vergleichbar hoch entwickelte kapitalistische Länder; und inzwischen ist ebenso wie in diesen Ländern mit periodischen Krisen zu rechnen.

Seit der Krise 1966/67 wird die Einführung neuer, insbesondere arbeitskräfte sparender Technologien, z. B. die Entwicklung der Produktivkräfte, in einem bis dahin nicht bekannten Maße vorangetrieben, gleichzeitig vollzog sich eine Zentralisations- und Konzentrationsbewegung, die zahlreiche Klein- und Mittelunternehmen vernichtete⁹, neue Absatzmärkte wurden nicht im Inland, sondern in erster Linie im Ausland erschlossen.

Das Bestreben, das ungünstige Verhältnis zwischen investiertem Kapital und zu erzielendem Profit zu verbessern, welches zunächst in Produktionsdrosselung bzw. Nichtauslastung vorhandener Kapazitäten in Erscheinung tritt, führt durch den Druck der Konkurrenz gerade zu neuen Investitionen, wobei sich über kurz oder lang gerade das ungünstige Verhältnis wieder herstellt. So läßt sich denn auch beobachten, daß mit den jüngsten Krisen jeweils ein Automationsschub verbunden ist.

Was ist eigentlich Automation? Automatisierung bedeutet, daß bisher stark aufgegliederte Arbeitsprozesse im *Maschinensystem* wieder zusammengefaßt werden. Der Produzent kann von einfachen, sich ständig wiederholenden, manuellen und geistigen Routineaktivitäten in der unmittelbaren Fertigung befreit werden. Die Produktion vorbereitende, sie steuernde und regelnde Bereiche gewinnen wesentlich an Bedeutung, während die unmittelbare Fertigung zunehmend einer automatisierten Maschinerie zukommt.

Es liegt auf der Hand, daß im Zuge einer derartigen technologischen Entwicklung gerade unqualifizierte Tätigkeiten, die sogenannten Hilfsarbeiteraktivitäten, wegfallen. Und es erscheint auch folgerichtig, daß je komplexer ein Maschinensystem ist, das es zu beherrschen gilt, um so höher die Anforderungen an die menschliche Arbeitskraft sein müssen.¹⁰ Mit zunehmender Ausbreitung der Automation fallen also nicht nur die unqualifizierten (Frauen-)Arbeitsplätze weg, darüber hinaus müssen auch Frauen, wollen sie mit der Entwicklung mithalten, besser und höher qualifiziert sein.

Unter kapitalistischen Bedingungen verläuft die technologische Entwicklung allerdings höchst widersprüchlich und garantiert weder Arbeitsplatzsicherheit noch Höherqualifikation.

Beispiel: Elektronik-Industrie

Automation wird durch Elektronik bzw. Mikroelektronik möglich. Wohl von keinem anderen Industriezweig sind so weitreichende Veränderungen ausgegangen. Etwas vereinfachend können wir drei Ebenen unterscheiden: Die Herstellung der Bauelemente selbst (neuestes und spektakulärstes Produkt der Mikroprozessor), die Herstellung von Computern und Geräten und drittens die Anwendungsbereiche von Produkten der Elektronik/Mikroelektronik-Industrie.

Durch den Einsatz von Mikroprozessoren werden nicht nur große Produktionsanlagen wie Walzstraßen oder gar ganze chemische Fabriken automatisch gefahren; jetzt bahnt sich auch der Einsatz in kleineren Bereichen an. Der Übergang von der Mechanik bzw. Elektromechanik zur Elektronik revolutioniert Arbeitsplatzstrukturen, verringert Fertigungszeiten, entwertet vorhandene Qualifikationen. Die Veränderungen in der Uhrenindustrie sind das augenfälligste Beispiel dieser Entwicklung: der herkömmlichen Uhr, deren Herstellung viele Stunden feinmechanische Arbeit benötigt, steht jetzt eine Quarzuhr gegenüber, deren Triebwerk aus nunmehr einem Bauteil besteht. Weitere Beispiele: Im Elektrogerätebau verkürzte sich die Fertigung eines elektronischen Fernschreibers gegenüber einem mechanischen von 75,3 auf 17,7 Stunden, also um mehr als zwei Drittel.¹¹ In der Druckindustrie wird, durch den Übergang von Maschinensatz auf Fotosatz, ein traditionsreicher Facharbeiterberuf wie der Setzer einfach überflüssig. EDV-Anlagen werden insbesondere in Verwaltungs- und Dienstleistungsbereichen verstärkt eingesetzt. Schließlich sind die Veränderungen in der Herstellungsweise im Halbleiterbereich selbst anzuführen. Gerade das Verdrahten von Bauelementen, d. h. das Zusammenlöten von Drähten, war bisher fast ausschließlich Frauenarbeit; jetzt können die Arbeiten Bestandteil eines automatischen Herstellungsprozesses sein.

Im Zusammenhang mit dem Einsatz neuer Technologien wird es möglich, Rationalisierungen über die Arbeitsorganisation durchzuführen und damit Personalkosten einzusparen, oder die Arbeitsgänge weiter zu zerstückeln, auf diese Weise das Qualifikationsniveau zu senken und niedrigere Löhne zu zahlen.

Beispiel: Anwendung von EDV

Der Einsatz von EDV im Büro- und Verwaltungsbereich ist in zweierlei Hinsicht folgenreich: einmal werden durch organisatorische Maßnahmen enorme Rationalisierungseffekte erzielt, und zum anderen treffen die Veränderungen in diesem Bereich gerade Frauen, weil sie in der Regel die unteren und mittleren Tätigkeiten ausführen.

In der Textverarbeitung lassen sich drei Entwicklungsstufen nachzeichnen. Zuerst wurde das Schriftgut reduziert, z. B. wurde Urschriftenverkehr eingeführt, man ging vom Stenogramm zum Phonodiktat über. Der Rationalisierungseffekt betrug 10 bis 20 Prozent.

Dann wurden die Schreibdienste zentralisiert, also sogenannte Schreibpools eingerichtet. Alle Verwaltungsarbeiten außer Schreibmaschinenschreiben fallen weg, sie bleiben wenigen Verwaltungssekretärinnen vorbehalten. Allein über diese organisatorische Maßnahme ließ sich die Leistung einer Typistin von durchschnittlich 10 000 bis 20 000 auf 40 000 bis 50 000 Anschläge am Tag erhöhen und über Prämiensysteme sogar auf 70 000 bis 80 000 Anschläge bringen. Es ist wissenschaftlich noch nicht geklärt, wie lange die Belastungen einer solchen Tätigkeit auszuhalten sind. In den Schreibpools arbeiten fast ausschließlich junge Frauen. Auf jeden Fall bringt diese Veränderung für die betroffenen Frauen eine Dequalifizierung mit sich. Die dritte Stufe sind dann die Textautomaten. Nach Herstellung der erforderlichen „Textbausteine“ für das jeweilige Schriftgut eines Unternehmens kann die Aufgabe der Erledigung des Schriftverkehrs von dem Sachbearbeiter mit übernommen

werden.¹² Fachleute sprechen bei dieser Stufe der Textverarbeitung von einer „Entfeminisierung der Büros“.

In Kaufhäusern werden Kassenterminals eingesetzt, die so programmiert sind, daß sie bei Bedienung weitere Arbeitsvorgänge automatisch erledigen, wie Lagerhaltung, Rechnungstellung, Verbuchungen etc. Auch hiermit werden Qualifikationen für traditionelle Büroarbeiten entwertet.

Ähnlich werden in Banken und Versicherungen viele Tätigkeiten durch den Einsatz von EDV verändert und Arbeitsplätze eingespart.

Dieser große Prozeß, der hier nur schlaglichtartig beleuchtet werden konnte, bringt – weil den Interessen des Kapitals unterworfen – für die Arbeitenden bedrückende soziale Auswirkungen mit sich, wie Arbeitslosigkeit und Dequalifikation, zunehmende soziale Unsicherheit auch bei Weiterbeschäftigung.

Ursachen für Frauenarbeitslosigkeit

Warum ist gerade typische Frauenarbeit von dieser Neuentwicklung betroffen? Offensichtlich hat die Automatisierung stärker die Frauen- als Männerarbeitsplätze erfaßt. Die Bundesanstalt für Arbeit sieht eine Ursache für Frauenarbeitslosigkeit in der Reduzierung von angelernten und ungelernten Tätigkeiten. In der Regel haben Frauen unqualifizierte Arbeitsplätze (ein Schicksal, das sie mit ausländischen Arbeitern teilen). Weg rationalisiert werden aber im Bereich der Produktion gerade die un- und angelernten Tätigkeiten, im kaufmännischen Bereich die unteren und mittleren Tätigkeiten und Teilzeitarbeiten.

Noch vor der jetzigen Krise, im Jahr 1971, konnte man folgende Aufgliederung der berufstätigen Frauen in der BRD verzeichnen: von der Gesamtzahl der beschäftigten Frauen waren 40,95 Prozent Arbeiterinnen, 59,05 Prozent Angestellte. Von den Arbeiterinnen waren 75 Prozent als Un- bzw. Angelernte tätig. Facharbeiterinnen waren 13 Prozent; von den Angestellten bezeichneten sich ganze 8 Prozent als leitende. Frauen befinden sich also mehrheitlich auf der untersten Sprosse der „Arbeitshierarchien“¹⁴.

Eine Erhebung des statistischen Bundesamtes über Gehalts- und Lohnstruktur in der Metallindustrie vom Oktober 1972 fördert für die im sogenannten Arbeiterstatus Beschäftigten noch krassere Unterschiede zwischen Männern und Frauen zutage¹⁵:

<i>männliche Arbeiter</i>	<i>weibliche Arbeiter</i>
Leistungsgruppe 3 (Hilfsarbeiter) 12 %	Leistungsgruppe 3 59 %
Leistungsgruppe 2 (Angelernte) 30 %	Leistungsgruppe 2 37 %
Leistungsgruppe 1 (Facharbeiter) 58 %	Leistungsgruppe 1 3 %*

* Insgesamt sind dies 16 918 Personen, bei den männlichen Facharbeitern aber 1 350 000, achtzigmal so viel.

Frauenarbeitslosigkeit röhrt auch daher, daß Frauen in verschiedenster Weise als nicht flexibel genug gelten (z. B. hinsichtlich ihrer Qualifikation, sie ist oftmals zu eng und erschwert einen Arbeitsplatzwechsel); oder in bezug auf ihre Teilnahme an Weiterbildungs- und Umschulungsmöglichkeiten (wegen der Arbeit für Haushalt und Kinder fehlt ihnen die Zeit); und schließlich sind sie auch örtlich nicht so mobil wie Männer (selten zieht eine Familie um, nur weil die Frau ihren Arbeitsplatz gewechselt hat).

In Krisenzeiten werden noch sogenannte geschlechtsspezifische Kosten als „Beschäftigungshemmnis“ für Frauen angeführt. Frauen verursachen Kosten für Mutterschutz, Kosten für Ausfallzeiten bei Krankheit der Kinder, und darüber hinaus sind Frauen angeblich öfter krank als Männer – was empirisch längst widerlegt ist.

Unqualifizierte Arbeit oder Arbeitslosigkeit = keine Alternative!

Das Recht auf Arbeit als Menschenrecht gilt für Frauen wie für Männer gleichermaßen. Eine Arbeitstätigkeit – wenn auch entfremdet – ist für jeden Menschen ein wesentlicher Faktor zur Entfaltung der Persönlichkeit. Sie ist für viele Frauen und deren Familien heute in der BRD existentiell notwendig. Sie fördert die Selbstständigkeit der Frauen. Eine Arbeitstätigkeit ermöglicht auch einer Frau die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, die Teilnahme am gewerkschaftlichen und politischen Kampf.

Je qualifizierter eine Tätigkeit sein kann, um so besser. Erstmalig ist historisch die Möglichkeit gegeben, schwere, unqualifizierte, geistig abstumpfende Tätigkeiten an die Maschinerie abzugeben, eine die menschlichen Fähigkeiten um ein Vielfaches übertreffende Leistung an Schnelligkeit, Präzision und Produktionsumfang mittels automatischer Anlagen zu erzielen. Der Mensch könnte für schöpferische Tätigkeiten eingesetzt werden, und bei steigender Arbeitsproduktivität könnten Arbeitsbelastung und Arbeitszeit zurückgehen. Genau das aber wird verhindert durch das Profitmotiv der kapitalistischen Produktion. Es wird noch zäher Kämpfe der Arbeiterklasse und ihrer Gewerkschaften bedürfen, bis die Möglichkeiten der Automatisierung im Interesse der Menschen genutzt werden können, die Arbeitszeiten zu verkürzen und allgemein die Qualifikation zu verbreitern und zu erhöhen. Für Frauen müssen eigens Fördermaßnahmen geschaffen werden, die insbesondere auch für zusätzliche Belastungen durch Haushalt und Kinder Abhilfe schaffen. Eine Berufsschulpflicht für alle Jugendlichen würde zur Berufsausbildung eines jeden Mädchens führen.¹⁶

Vorrangig ist jetzt der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Die Forderungen liegen auf dem Tisch.¹⁷ Die Bundesregierung muß gezwungen werden, von ihrer kapitalistischen „Beschäftigungspolitik“ abzulassen. Auf den letzten Gewerkschaftstagen der IG Metall und IG Druck und Papier wurde gefordert, daß die Gewerkschaften den technologischen Fortschritt nicht um jeden Preis akzeptieren. Vorschläge, wie man Arbeitsplätze, Qualifikationen und Löhne absichern kann, wurden diskutiert.

Nach wie vor, trotz Krise engagieren sich immer mehr Frauen für ihre Rechte. Sie arbeiten in Bürgerinitiativen mit, sind in Frauenorganisationen zusammengeschlossen, und zunehmend mehr werden Mitglieder in Parteien und Gewerkschaften. Frauen kämpfen auch an ihren Arbeitsplätzen, wie das Beispiel Pierburg zeigt, wo Frauen erfolgreich für die Beseitigung frauendiskriminierender Akkordlöhne gestreikt haben.

Auch wenn Arbeit im Kapitalismus niemals „erstes Lebensbedürfnis“ sein kann und trotz der besonderen Benachteiligung, die die Frauen hier und heute im Arbeitsprozeß erfahren, vermittelt ihnen die Arbeit doch Ansätze eines Selbstwertgefühls. Das läßt sich so einfach nicht wieder zurücknehmen, die Frauen werden sich nicht widerstandslos an den Kochtopf zurückzschicken lassen.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Frauenarbeitslosigkeit im internationalen Vergleich; Beiträge des Deutschen Industrieinstituts 8/9, 1970.
- 2 Marliese Dobbertin; Probleme der Frauenarbeitslosigkeit, dargestellt am Beispiel Baden-Württemberg, in: WSI-Mitteilungen 8/1977, S. 521.
- 3 DKP-Parteivorstand, (Hrsg.); Für die Rechte der Frau, Juli 1977
- 4 Keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld haben alle Teilzeitbeschäftigte, die bis zu vier Stunden täglich oder bis zu 19 Stunden wöchentlich gearbeitet haben, also keine Arbeitslosenversicherungsbeiträge zahlen mußten. Keinen Anspruch auf Arbeitslosenhilfe haben verheiratete Frauen, bei denen der Verdienst der Männer eine Mindesthöhe übersteigt.
- 5 Dies trifft immer auch dann zu, wenn die arbeitsuchenden Frauen in einer Region wohnen, in der eine ausgesprochene berufliche Monostruktur besteht, z. B. gibt es in Gebieten von vorherrschender Schwerindustrie, wie in Zentren des Ruhrgebiets, verhältnismäßig weniger Arbeitstätigkeiten für Frauen als anderswo. Oder dort, wo krisenanfällige Branchen dominieren, wie z. B. die Textilindustrie, ist gerade die Arbeitslosenzahl der Frauen besonders hoch.
- 6 Vgl. Probleme der Frauenarbeitslosigkeit a. O., S. 521.
- 7 Aus vielschichtigen Gründen leiden gerade Mädchen unter dem sozialen Druck eines angeblichen Makels durch die Arbeitslosigkeit mehr als Jungen. Vgl. auch Angelika Burger/Gerlinde Seidenspinner: Jugend unter dem Druck der Arbeitslosigkeit, München 1977.
- 8 Adrienne Windhoff-Heriter: Zur gesellschaftlichen Situation der Frau in verschiedenen westeuropäischen Ländern; in: Gewerkschaftliche Monatshefte 11/75, S. 670.
- 9 Im Jahre 1975 gab es annähernd 9000 Konkurse in der BRD, weit mehr als doppelt so viele wie im Krisenjahr 1967 ... Auf den mittelständischen Bereich ... entfallen 94,9 Prozent. Vgl. Huffschmid/Schui (Hrsg.); Gesellschaft im Konkurs? Handbuch zur Wirtschaftskrise 1973-1976 in der BRD, Köln 1976, S. 97 ff.
- 10 Vgl. Silke Wenk; Thesen zur Untersuchung des Zusammenhangs von Arbeit und kulturellen Bedürfnissen unter den Bedingungen der Automation; unveröffentlichtes Manuskript, Berlin (West) 1977.
- 11 Vgl. Report; Technischer Wandel. Der Computer in der Streichholzschachtel; in: Der Gewerkschafter, Monatszeitschrift für die Funktionäre der IG Metall, 5/1976.
- 12 Dieter Noth/Werner Oehl/Gudrun Trautwein-Kalms; Angestellte – bevorzugte Objekte der neuen Rationalisierungswelle; in: Gewerkschaftliche Monatshefte 6/1977, S. 361 ff.
- 13 Helge Pross, Gleichberechtigung im Beruf? Eine Untersuchung mit 7000 Arbeitnehmerinnen in der EWG, Frankfurt/Main 1973, S. 192 ff.
- 14 Ebd., S. 21.
- 15 Der Gewerkschafter, a. a. O., 5/76, S. 33 ff.
- 16 Marliese Dobbertin, Probleme der Frauenarbeitslosigkeit, a. a. O., S. 538.
- 17 Vgl. auch DKP-Parteivorstand (Hrsg.); Für die Rechte der Frau, Juli 1977 und DGB-Bundesvorstand (Hrsg.); Stop Jugendarbeitslosigkeit, Argumente statt Parolen – Gegenwehr konkret; Düsseldorf, September 1977.

oder: „Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad“

(Eine Gedankensammlung zum Thema: Kunst als Medium zur Selbstbestimmung der Frau)

Ein paar Kleinigkeiten, die das Prinzip verdeutlichen:

An der Tür ein Namensschild: Manfred Müller.

Es handelt sich um eine Vierzimmerwohnung. Darin wohnen: Herr Müller, Frau Müller, zwei Kinder.

Die Großeltern und Tanten schreiben an: Familie Manfred Müller.

Oder:

Geschäftsbriefe beginnen mit: Sehr geehrte Herren.

Die Männer nehmen die Geschäftsinteressen wahr. Die Damen kommen zum Diktat.

Oder:

Die Polizei will sichergehen.

Eine Ehefrau muß ein Formular ausfüllen. Zur Legitimation ihrer Person hat sie den Namen des Ehemannes anzugeben; oder am besten ihn gleich mitzubringen.

Oder:

Im Café: „Fräulein!“ und „Herr Ober!“

Oder, oder, oder.

Ein paar Begriffspaare: Mann – Frau,

männlich – weiblich, stark – schwach, aktiv – passiv, intelligibel – sensibel, herrschen – gehorchen, Kopf – Gefühl, Geist – Leib, Kultur – Natur, Tag – Nacht, Form – Materie, Same – Gefäß, Öffentlichkeit – Häuslichkeit, Mut – Furcht, Herr – Knecht . . .

Zwei Zitate:

Gleichberechtigung vor dem Gesetz heißt noch nicht Gleichberechtigung im Leben.

(Lenin)

Das Verhältnis des Mannes zum Weib ist das natürliche Verhältnis des Menschen zum Menschen. In ihm zeigt sich also, inwieweit das natürliche Verhalten des Menschen menschlich oder inwieweit das menschliche Wesen ihm zum natürlichen Wesen, inwieweit seine menschliche Natur ihm zur Natur geworden ist. In diesem Verhältnis zeigt sich auch, inwieweit das Bedürfnis des Menschen zum menschlichen Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellen Dasein zugleich Gemeinwesen ist. (Marx)

Ein paar Überlegungen: Geht man davon aus, daß die Unterdrückung der Frau (davon darf man wohl noch ausgehen) im Zusammenhang zu sehen ist mit der Klassengesellschaft, der Aufteilung von Menschen in verschiedene Klassen, dann ist der Kampf gegen die Unterdrückung der Frau ebenso zu sehen im Zusammenhang mit dem Kampf gegen die Klassengesellschaft. Die Frage, ob die Kunst ein Medium zur Selbstbestimmung der Frau sein kann, ist damit nicht zu trennen von der Frage nach den notwendigen gesellschaftlichen Voraussetzungen, die diesen Schritt überhaupt erst ermöglichen könnten.

So kann ich alles was mit „dem Schöpferischen“, speziell mit der sogenannten weiblichen Kreativität zusammenhängt, nicht losgelöst sehen von der gesellschaftlichen Realität, in der ein Nährboden für Kreativität geschaffen wurde, bzw. zu schaffen ist. Da frage ich mich dann schon, ob die Tatsache, daß bisher und auch noch heute statistisch gesehen verhältnismäßig wenige Frauen sozusagen anerkannt kreativ tätig werden (das heißt bestätigt durch die gesellschaftliche Wertschätzung), sie also ablesbar, nachweislich kreativ sind, überhaupt etwas mit einer mehr oder weniger ausgeprägten (womöglich angeborenen?) Kreativität zu tun hat, oder vielleicht viel mehr mit einer bestimmten gesellschaftlichen Werte- und Normenskala, also mit gesellschaftlichen Zuständen und Bedingungen.

Was bietet uns die Geschichte?

Große Künstler-Frauen fallen einem jedenfalls vergleichsweise wenig ein. Gab es sie nicht? Wo es sie gab, hatten sie es immer entschieden mit den Männern zu tun – auf (über) eine Künstlerin fielen sozusagen –zig Männer – oder sie mußten versuchen, sich möglichst männlich darzustellen, möglichst männlicher als die Männer; oder aber als exotische Superweiber.

So hat es zwar immer schon Schriftstellerinnen, Malerinnen, Musikerinnen gegeben, doch wurden sie von den Männern mit Nachdruck aus dem öffentlichen Bewußtsein ins Private, in die vier Wände, am liebsten ins Bett geschoben – was den Eindruck möglich machte, daß Frauen eben nicht so künstlerisch schöpfend seien und ihre „eigentliche Aufgabe und Bestimmung“ woanders läge.

Ein paar Beispiele für die heutige Situation:

Auf hundert männliche Filmer kommen drei weibliche Filmemacherinnen. Ein schöner Prozentsatz.

Komponistinnen schicken ihre Arbeiten zu Wettbewerben gern unter Pseudonym oder mit abgekürzten Vornamen ein. Damit besteht immerhin eine reale Chance, daß sie nicht sofort als Frau zu identifizieren, sprich zu entlarven sind.

Unter 70 Bewerbern zu einem Dirigentenkurs gibt es im Höchstfall ein bis zwei Frauen. Und wenn es eine Dirigentin geschafft hat, wird sie immer noch bevorzugt unter dem Aspekt ihrer Weiblichkeit und dementsprechender Reize betrachtet, weniger im Hinblick auf ihre musikalischen Leistungen. Überhaupt wird ja nur der unlautere Einsatz von Erotik (wenn nicht gar Schlimmerem) für den Erfolg einer Frau in Rechnung gestellt, seltener ihr Können auf fachlichem Gebiet. Der Anerkennung ihrer Qualifikation steht ihr Geschlecht im Wege.

Der Oberbegriff solcher „Gegebenheiten“ lautet Sexismus.

Ein Beispiel:

Der Sexismus zeigt sich in der Filmbranche in dreierlei Gestalt:

Die erste Hürde wird wirksam, bevor eine Frau überhaupt in die Nähe des Films kommt, bzw. bevor ihr der Beruf als Möglichkeit auch für sie als Frau bewußt wird. Hierfür ist die ganze Gesellschaft verantwortlich: die mangelnde Mädchenbildung, die wenigen und einseitigen Lehrberufe für Mädchen, die Rollenerziehung, die Sexualerziehung, die fehlende Ermunterung, die Gesetze. Dies bewirkt die Vorauslese . . .

Die rollenspezifische psychische Konditionierung erschwert Frauen später ihr Durchsetzungsvermögen und verursacht ihre Identitätsschwierigkeiten.

Der Sexismus gegenüber denjenigen, die den qualifizierten Beruf erreicht haben, beweist sich in schlechteren Aufstiegschancen, schlechterer Bezahlung, größerer

Kontrolle, in strenger angelegten Maßstäben, im Zwang zur Anpassung, im Zwang, besser sein zu müssen als Männer, in der Angst, Fehler zu zeigen.

Das dritte Gesicht des Sexismus wird sichtbar in dem Augenblick, wo sich Frauen bewußt für die Interessen der Frauen einsetzen, sei es durch inhaltliche Analysen, durch neue Problemstellungen, durch formale Experimente. In dem Augenblick durchbrechen Frauen das Gesetz zur Anpassung (obwohl sie nichts anderes machen, als ihre grundgesetzlichen Rechte wahrzunehmen) und werden offen bekämpft. (Helke Sander, in: Frauen und Film, 1974)

Kampf gegen den Sexismus heißt Emanzipation der Frau. Das könnte ich unter Feminismus verstehen.

„Unser Ziel ist Emanzipation, das heißt die Befreiung von Frau und Mann zum Menschen, und die Befreiung aller Menschen von Unmündigkeit und Unterdrückung.“ So die Zielsetzung einer sozialistischen Frauengruppe (1974). Damit sind für mich Positionen ausgeklammert, die Emanzipation und Selbstverwirklichung der Frau grundsätzlich als Geschlechterkampf, als Frontstellung gegenüber dem „miesen Objekt“ Mann sehen wollen. Was nicht heißen soll, daß Frauen nicht zunächst erst einmal vom Mann, bzw. der männlichen Domäne abrücken, loskommen müssen, um sich selbst zu entdecken, besser zu begreifen. Aber der Zukunftsperspektive „Frauen- oder Amazonenstaat“ könnte ich wirklich nichts abgewinnen.

Natürlich gilt es, Frauen zu verstehen, die vielleicht in der Tat besser allein, oder mit einer anderen Frau oder in einer Gruppe mit mehreren Frauen ihr Leben gestalten können. Klar, daß ich für die Zukunft auch keinen Lesben-Jet-Set vor mir sehe, mit weiblichen Blaubärten etc. Wichtig ist für mich zunächst mal, daß Frauen begreifen, in welchem Maße ihr bisheriges Aktionsfeld, die Plattform für gesellschaftliche Aktivitäten überhaupt von Männern bestimmt, das heißt eingegrenzt wurde, und sie die Bedingungen erkennen, unter denen sie eine Chance haben, zu sich selbst zu kommen und einen eigenen Aktionsradius zu gewinnen. Es darf schon mal erst von den spezifischen Belangen der Frau gesprochen werden und von der Spezifik ihrer Bedürfnisse – auch dann, wenn sich diese Bedürfnisse durchaus nicht in allen Bereichen als so spezifisch erweisen müssen.

Dieser Prozeß kann nur Teil des gemeinsamen Kampfes, des Klassenkampfes sein, und der Ausgleich von Selbstbestimmungsdefizit und Selbstbestimmungsziel für die Frau kann eben gerade nicht in einem auf die Zukunft projizierten Machtkampf Frau – Mann stattfinden. Diese Front wäre nicht schief, sondern falsch. Der Gegner einer menschlichen, befreiten Gesellschaft hat einen viel konkreteren Namen als „der Mann“ schlechthin. Würden sich die Frauen vor falsche Entweder-Oder-Alternativen stellen lassen, lachten sich die (falschen) Gewinner ins Fäustchen. Praktisch bliebe dann alles beim alten, also bei einer unproduktiven Mann-Frau-Problematik. Praktisch bliebe bei einer ausgesprochenen Frauenecke die Männerecke unberührt. Und die Männerecke könnte weiter Bestehendes repräsentieren: die scheinbar unveränderbare Klassen-(Männer-)Gesellschaft.

Vor dem Hintergrund dieser Männergesellschaft werden unzufriedene Frauen, die das auch noch zu erkennen geben, in den großen Feminismustopf geworfen. Dort können sie schmoren.

Nochmal Helke Sander:

Der Begriff Feminismus wird heute sowohl von denen zur eigenen Charakterisierung gebraucht, die für die Abschaffung der Klassenherrschaft kämpfen, als auch von denen, die Männer in keiner Form mehr akzeptieren und einen eigenen Frauenstaat diskutieren. Die kommentierende Männerpresse verzichtet dann großzügig auf Differenzierungen und korrekte Informationen. Sie versteht unter Feministen im besten Fall Frauen, die ein bißchen über das Ziel hinausschießen, und erst lernen müssen, objektiv zu sein.

Die weniger wohlwollende Presse versteht unter Feministen hysterische Weiber mit „abstrusem Männerhaß“, die weit davon entfernt sind, Emanzipation zu verstehen, sondern im Gegenteil, dem „Gedanken der Emanzipation eher schaden“.

Mit diesem Begriff von Feminismus ist es dann für die Aufgabenverwalter der öffentlich rechtlichen Anstalten leicht, Frauen, die in dem Ruf stehen, Feministen zu sein (und in dem Ruf steht jede Frau, die sich für Frauen einsetzt), abzutun. Der Begriff Feminismus liefert ihnen die Berechtigung für den offenen Sexismus. Indem man alle Frauen, die einem unbehaglich sind, unter diesem Begriff subsumiert, glaubt man noch im öffentlichen Interesse zu handeln und die Öffentlichkeit vor „Unsachlichkeit“ zu schützen.

Wie wird die Frau „künstlerisch“ dargestellt und von wem? Im Film – ich verallgemeinere – gibts klare Fronten: die Frau erscheint entweder in der Weibchenrolle als verführerische Luxuswuschel – die Kehrseite dieser Medaille ist natürlich auch möglich: die spröde, zickige Jungfer, die sofern nicht vergewaltigt, von den Männern links liegen gelassen wird –, oder sie kommt gar nicht vor. Zelebriert wird der gepflegte Kult von Männern und Männergruppen, die ihren Mann stehen. Auch die westdeutschen Jungfilmer lieben es, sich in dieser Richtung zu entfalten. Im „jungen“ Film gibt es auffällig oft die Frau nicht. Als Partnerin, also gleichberechtigt, schon gar nicht. (Vielleicht mal die Partnerschaft eines Mannes zu einem kleinen Mädchen – oder vielleicht Kindweib?).

Selten genug begegnen wir auch in der bildenden Kunst der Frau als „normalem“ Wesen; eher doch als Madonna, als Schönheit, als Sexsymbol und -objekt. Selbst da, wo die Tatsache der Degradierung der Frau zum Lustobjekt kritisch persifliert wird, zeigt sich das noch in Form ästhetischer Verherrlichung dieses Klischees. Für den Mann bleibt die Frau Ästhetik, eine schöne Statue, bzw. was zum Anfassen. Der Mann dagegen erscheint als Macher, als der agierende, planende, die Fäden in der Hand habende Teil, als Täter. Und so wie die Männer die Frauen sehen, sehen sich die Frauen schließlich auch selber gern: schön und deshalb liebenswert.

Karl Scheffler: *Die Frau und die Kunst*, Berlin 1908

Darum werden wir in aller Zukunft mit den Schilderungen der Frau vorlieb nehmen müssen, die das männliche Genie gibt. Und damit dürfen beide Geschlechter zufrieden sein. Die Frau könnte sich niemals so edel idealisieren, wie der Mann es in unzähligen Fällen getan hat.

Karin Schrader-Klebert:

Seiner (der männlichen) Anschauung von der Frau haftet immer etwas Mythisches an, dessen gesellschaftliche Wirkung die Frau zum objektlosen Opfer macht... Trotz aller Veränderungen, die die fortgeschrittene Industriegesellschaft gebracht hat, bleibt das Leben der Frau ein Kult, dessen Subjekt der Mann ist...

*Sie muß seine Verehrung und Anbetung genauso ertragen wie seine Grausamkeit und Verachtung.
(Die kulturelle Revolution der Frau, Kursbuch, 1969).*

Skepsis ist geboten, wenn im patriarchalischen Kulturbetrieb die Frau zum Thema wird. Die anerkannten Normen, mit denen kunststinnig und kulturkritisch über die Frau verhandelt wird, sind ausschließlich männliche. Von 26 Beiträgen zum Thema Jugendfernsehen (beim letzjährigen Prix Jeunesse) hatten nur drei solche Inhalte, die auf jugendliche Mädchen zutreffen.

In Eustaches Film, *Die Mutter und die Hure*, macht schon der Titel deutlich, in welche Kategorie die Frauen einzuordnen sind. Die dargestellten Frauen geben sich zwar recht selbstständig, allerdings nur, soweit sie als Spielball für die Launen der männlichen Hauptfigur ergiebig und akzeptabel sind – und natürlich auch als zahlende Kraft, als Ernährerin für den Mann bequem.

Es fehlt nicht an scheinemanzipatorischen Frauenbildern, Frauendarstellungen, Frauenanalysen. Sie weisen der Frau nur wieder eine neue Rolle zu, in der sie von den Männern besser unter Kontrolle gehalten werden kann.

Natürlich werden inzwischen auch erfolgreiche Frauen akzeptiert (dabei sei jetzt mal dahingestellt, wie und um welchen Preis sie erfolgreich wurden), aber doch immer mehr als Ausnahme von der Regel, als Paradepferde, oder auch als ein Alibi liefernde nützliche Vorzeigepuppen – wir Männer sind doch gar nicht so! Aber es müssen schon einzelne Frauen sein, nicht etwa mehrere, geschweige denn ganze Gruppen von Frauen. Denn Solidarität unter Frauen wird als gefährlich empfunden, konspirativ, anstößig.

Das große Schlagwort „Frau“, „Jahr der Frau“, „Frauenemanzipation“ wird gern zum Türschild für Frauenreservate gemacht: in dieses Gehege kann man alle Probleme abstellen (zum Teil belustigt, zum Teil mit jenem Interesse, das man Paradiesvögeln entgegenbringt), letztlich aber mit dem Ziel eines plakativen Etiketts für ein „besonderes Phänomen“. Dieses Etikett heißt „weiblich“ als Gegensatz zum „Männlichen“. Damit läßt sich einschränken, einkasteln, vorbehalten, Spielraum und Bewegungsfreiheit nehmen.

Weibliche Kunst als eine Spezialkunst aus dem Reservat für Frauen – begründet in der weiblichen Kreativität, bestimmt von der weiblichen Ästhetik – das hieße doch, Männerkunst und Männerkult zu bestätigen – als die richtige, die wahre Kunst, die unantastbar bleibt. Mit dem Gegensatzpaar weibliche – männliche Kunst (und womöglich weibliche-männliche Ästhetik) kommt man sicher nicht weiter, wenn man nicht die gesellschaftlichen Bedingungen für künstlerisches Schaffen überhaupt ins Blickfeld bekommt.

Nelly Kaplan:
Weibliche Sensibilität ... Sanftheit ... erregende Instinkthaftigkeit ... Das sind Fallen, vor denen man sich hüten muß wie vor der Pest... Ein Konzil hat einmal entschieden, daß die Frau keine Seele habe. Heute, ob paradoxe Repression, mutet man ihr eine ganze Menge Seele zu. Denn Seele ist weder Verstand noch Körper, mit all dem, was beide entdecken können. Die kreative Frau darf also sensibel sein, gelegentlich auch intelligent, aber niemals genial. Das beweisen die Tatsachen: hat man jemals in der Geschichte der Kunst und der Wissenschaften

*oder gar der Politik Frauen gesehen wie Leonardo da Vinci, Shakespeare, Rimbaud? Stehen nicht für eine Marie Curie Tausende von Hodenwundern?
(in: Frauen und Film, 1974)*

*Simone de Beauvoir im Spiegelinterview mit Alice Schwarzer (1976):
Einerseits ist es richtig, daß die Frauen sich nicht mehr ihres Körpers schämen ... Aber man darf keinen Wert an sich daraus machen, nicht glauben, der weibliche Körper verleihe einem eine neue Version der Welt. Das ist lächerlich und absurd. Das hieße einen Gegen-Penis daraus machen. Frauen, die das glauben, fallen ins Irrationale, ins Mystische, ins Komische zurück. Sie spielen das Spiel der Männer.*

Zum Spiel der Männer gehört es auch, das, was sie bei sich selber als Kreativität verstehen, schätzen und pflegen, der Frau als Einfallsreichtum am häuslichen Herd abzuverlangen. Solche Kreativität der Frau wird schon gepriesen, wenn sie einem praktischen Zweck dient und dem Nützlichkeitsdenken, sprich der Bequemlichkeit des Mannes.

Wie die „Mutter Erde“, die Früchte trägt, muß bei der Frau alles Früchte tragen, zweckgebunden sein.

So blieb der Frau lange im Höchstfall die Kunst vorbehalten, zu häkeln, stricken, stopfen, nähen, zu dekorieren, auszustatten (zu putzen), auf daß das Heim des Herrn und Gebieters erstrahle.

Inzwischen haben sich da die Männer freilich manches abschminken, Verluste hinnehmen müssen. Die künstlerische Domäne des Mannes ist unterwandert, wenn auch noch lange nicht von Frauen erstürmt.

Ein paar Beispiele aus der Praxis:

Vom Filmhepaar *Straub/Huillet* bleibt in der Öffentlichkeit eigentlich nur der Name *Jean-Marie Straub* hängen, *Danielle Huillet fällt unter den Tisch*.

So durfte *Mendelssohns* Schwester auch komponieren – veröffentlicht wurden ihre Arbeiten allerdings unter dem Namen des Bruders.

So darf die Frau des bildenden Künstlers *Jean le Gac* schon zur Konzeption und Ausführung seiner Arbeiten beitragen, aber die erste große Ausstellung im Lenbachhaus läuft ausschließlich unter seinem Namen.

Berühmte Männer lassen ihre Frauen auch gerne in der Funktion einer Sekretärin am Beruf partizipieren.

Filme machen ist Männerache – Filme schneiden Sache der Frau. Doch die Oberaufsicht über die Filmcutterin (zum Beispiel im Bayerischen Rundfunk) führen wieder die Männer.

Wie sieht man nun eine Frau, die es sich nicht nehmen läßt, ihrerseits künstlerisch zu arbeiten und Anerkennung zu verlangen?

Selten mit häuslichen Aufgaben kämpfend, zwischen Kindern und Hausarbeit sich Einfälle und Zeit abringend. Dergleichen verträgt das Künstlerimage nicht.

Nun leben eben die meisten erfolgreichen Frauen bisher auch in einer eher männerähnlichen Situation, sind schick und gepflegt und über mindere Geschichten wie eine Familie hinaus.

Wie sagte doch eine Filmemacherin, von Frauen gefragt, wie sie zu diesem Beruf gekommen sei: wenn sie mit zwanzig einen netten Mann kennengelernt, geheiratet und Kinder bekommen hätte, wäre sie wohl nie Filmemacherin geworden. (Soll man sie da nun bedauern oder beglückwünschen ob ihrer heutigen Situation?)

Will eine Frau als Malerin, Filmerin, Literatin groß rauskommen, muß sie Verzicht üben. Eine Frau mit Mann und Kindern bleibt erfahrungsgemäß beruflich immer mehr auf der Strecke als der Mann – oder die Familie bleibt auf der Strecke; und eine Frau allein mit Kind muß unmenschliche Kopfstände machen, um Hausarbeit und künstlerische Tätigkeit zu koordinieren.

Leben zwei künstlerisch aktive Menschen zusammen, läuft es doch meist darauf hinaus, daß die Frau mehr zur Brotkunst greift, um die finanzielle Sicherheit zu garantieren und dem Mann die „freie“ Kunst zu ermöglichen.

Andererseits werden Frauen bestimmte Stellen und Arbeitsmöglichkeiten abgeschlagen, weil sie schließlich keine Familie zu ernähren haben. Das sind doch wieder nur Scheinalternativen, die gegen eine menschlich annehmbare Lebenssituation gerichtet sind. Die Frontstellung: entweder Erfolg im Beruf *oder* Familie ist lebensfeindlich. Wenn auch bisher die Symbiose selten glückt, spricht das nicht gegen die Möglichkeit, sondern nur gegen die gesellschaftlichen Zustände, die das verhindern. Nach welchen Maßstäben wird eine Frau künstlerisch bewertet?

Entweder sie stellt sogenannte feministische Themen dar, dann kann man sie mit diesem Stempel als beschränkt abtun, arbeitet sie in sogenannten normalen Themenzusammenhängen, ist sie einfallslos – oder man sucht nach dem männlichen Inspirator. So ist *Gabriele Münter* ohne *Kandinskys* beiwohnendes Genie nicht denkbar, aber sehr wohl *Kandinsky* ohne die *Münter*.

Eine Frau ist also entweder unbegabt oder männlich!

Leitspruch einer französischen Frauengruppe: *Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad.*

Kein Fazit!

Das Fazit sind wir, wozu wir uns bekennen, was wir machen, was wir mit uns machen lassen.

Kann die Kunst ein Medium zur Selbstbestimmung der Frauen sein?

Ja!

Wie?

Daß manche Frauen zu den Mitteln der Kunst griffen, um überhaupt zu überleben, heißt noch nicht, daß „weibliche Kunst“ so aussehen muß.

Emanzipierte Frauen: Drei Gespräche zum Arbeitsgesetzbuch der DDR

Am 1. Januar 1978 tritt in der DDR ein neues Arbeitsgesetzbuch in Kraft. Die Arbeitsrechtlerin der Berliner Humboldt-Universität, Professor Wera Thiel, sieht das Gesetz als Ausdruck dafür, daß die sozialistische Gesellschaft der DDR die grundlegenden Lebensfragen ihrer Bürger lösen, das heißt vor allem soziale Sicherheit gewährleisten kann; diese wird verstanden als das Recht jedes Bürgers, während seines Arbeitslebens nicht nur eine Beschäftigung zu haben, sondern eine solche, die seine Qualifikation, seine Kenntnisse und Fähigkeiten berücksichtigt und entwickelt. Arbeit ist dabei begriffen „als Grundlage der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung der Persönlichkeit“. Nun hat schon Marx gewußt, daß die Emanzipation des schönen Geschlechts ein Maßstab ist für die Emanzipation einer Gesellschaft. Es lag also nahe, Frauen nach dem Zustandekommen des Gesetzbuchs der Arbeit und nach den Erwartungen zu fragen, die sie damit verbinden, und auch danach, was über die Möglichkeiten gesetzlicher Regelungen hinausgeht. Oskar Neumann hat die Antworten für den *kürbiskern* aufgezeichnet.

ANNI NEUMANN SO ENTSTEHEN BEI UNS GESETZE

Rostock, Neptun-Werft. Die Frau, die ich suche, kennt jeder; die Suche nach ihrem Büro im Neubau der Werkleitung, der noch nach Lack und Farbe riecht, führt an ein provisorisches Türschild: Anni Neumann, Kader und Bildung. Der korrekte Titel lautet: Fachdirektor der Neptun-Werft und Abgeordnete der Volkskammer, dort Mitglied im Verfassungs- und Rechtsausschuß. Übrigens sind wir weder verwandt noch verschwägert, sie duzt mich als Genossen und sagt:

Nach euren Gepflogenheiten könntest du schreiben, ich bin Personalchef. Das mag ich aber nicht, weil es bei uns um die Einheit der Persönlichkeitsentwicklung geht: von der zehnklassigen Oberschule, einschließlich polytechnischer Ausbildung, zur Berufsausbildung, dann Arbeitsaufnahme als Jungfacharbeiter, eventuell zum Studium, Dienst in der Armee, wieder zurück in den Betrieb und Weiterbildung. So ist für mich keiner „Personal“, sondern jeder „Kader“, mit allen Chancen für eine immer anspruchsvollere Tätigkeit, und mit unserer Verantwortung, was daraus wird. Wie aus mir das geworden ist, was ich bin? Angefangen habe ich als Entrosterin, damals die dreckigste, schlechtestbezahlte Arbeit auf der Werft. Qualifiziert hab ich mich zuerst in den Schulen, die im Betrieb existieren. Dann hab ich Stahlschiffbau studiert, als erste Frau, eine mußte es ja probieren. Aber das ist, von Ausnahmen abgesehen, doch ein Männerberuf, ebenso wie der Rohrleitungsmonteur, obwohl da die körperliche Belastung dank der neuen Technik schon geringer geworden ist. Ich bin gern auf der Helling gewesen, mein Geld habe ich immer im Beruf verdient und nicht mit der Parlamentsarbeit. Ich bin jetzt 24 Jahre Abgeordnete, von Anfang an in der Volkskammer und ein Jahr in der Länderkammer.

Und jetzt willst du wissen, wie bei uns Gesetze entstehen. Zum neuen Gesetzbuch der Arbeit lag die Initiative beim FDGB. Nach einer Diskussion, an der über 5,8 Millionen Werkätige teilgenommen hatten, bestätigte der FDGB-Kongreß den Entwurf und leitete ihn der Volkskammer zur Beratung und Beschußfassung zu. Die Zahl von fast 6 Millionen sagt etwas aus: der FDGB hat etwa 8 Millionen Mitglieder,

das heißt, der größte Teil der Werktätigen hat mitbestimmt bei der Gestaltung des Arbeitsgesetzbuchs. Das ist ihr Gesetz. Ich habe schon viele Gesetze mitberaten, vorbereitet, beschlossen. Eine so große, vielfältige, engagierte Teilnahme wie dieses Mal ist einmalig. Vor 16 Jahren, als das alte Gesetz der Arbeit in Kraft trat, waren wir längst nicht so weit. Diesmal hatten wir eine Diskussion wie bei der Verfassungsaussprache. Das entspricht auch dem Entwicklungsstand der Bevölkerung.

In der Vorbereitung des Arbeitsgesetzbuchs orientierten wir von vornherein darauf, in der Diskussion nichts abzublocken, kein Problem wegzuschieben. Wir hatten zu unterscheiden: Welche Fragen sind auf betrieblicher Ebene zu lösen, durch die BGL, von der Betriebsleitung? Welche Probleme gehen darüber hinaus und gehören in die Zuständigkeit der Rostocker Kreiskommission, zusammengesetzt aus gewerkschaftlichen und staatlichen Organen? Und welche sind von da aus wieder nach oben weiterzuleiten? Vieles ging den Betrieb an: Arbeitsschutz, Gesundheit. Dabei hatten wir festgelegt, jeden Vorschlag als „Eingabe“ zu behandeln. Sie mußte beantwortet werden, entweder, daß die vorgeschlagene Verbesserung im Betrieb realisiert wird, oder mit Begründung, warum etwas nicht oder noch nicht in gewünschter Weise verändert werden kann. Es gab zum Beispiel Unzufriedenheit mit der Bereitstellung von Ferienplätzen. Die Zahl ist zwar eindrucksvoll, aber sie liegt unter dem Bedürfnis. Der Betrieb muß hier seiner Verantwortung für den Bau von Ferienheimen nachkommen, da können wir nicht auf übergeordnete Entscheidungen warten. Also wurde beschlossen, daß wir zu den Heimen, die wir schon haben, unbedingt bis 1980 wieder ein neues bauen. Im gleichen Zeitraum stellen wir auch eine neue Sporthalle hin, die alte ist zu klein geworden. Auch dafür liegt die Verantwortung beim Betrieb – und das gehört mit zu den Geheimnissen, warum wir so viele Medaillen holen. Das sind Ergebnisse der Diskussion um das Arbeitsgesetzbuch genauso wie die neuen Regelungen zum Hausarbeitstag, die erhöhte Bedeutung des Vertrauensmanns, seine Mitwirkung schon bei der Einstellung, und die weitere Stärkung der Rechte und der Verantwortung der Gewerkschaften.

Wenn du mich fragst, ob nun manchmal „zwei Seelen in meiner Brust wohnen“, die des Fachdirektors und die der Abgeordneten – eigentlich kaum. Das heißt nicht, daß es nicht auch Konflikte gibt. Wir hatten kürzlich einen, wegen einer fristlosen Entlassung. Der Werkleiter hatte sie wegen vielfacher grober Verletzung der Arbeitsdisziplin ausgesprochen; als ich dagegen war, sagte er: „Aber der versaut uns das Kollektiv. Und er hat schon einen Verweis, und einen strengen Verweis, er muß jetzt raus.“ Als Abgeordnete kenne ich die Intention des Gesetzgebers: Fristlose Entlassung nur im wirklich äußersten Fall, und dann müssen wir im Benehmen mit dem Rat der Stadt wissen, wo geht der Mann hin? Denn wo soll ein Bürger besser erzogen werden, als im Arbeitskollektiv? Der Werkleiter hat sich in diesem Fall gegen meinen Einspruch durchgesetzt, richtig für den Betrieb, aber auch im Sinn unserer sozialistischen Gesellschaft? Auch ich muß die Belange des Betriebs berücksichtigen, der Betrieb hat mich zur Wahl vorgeschlagen, aber als Abgeordnete muß ich vom Gesamtinteresse ausgehen. Also doch „zwei Seelen“ – aber solche Fälle sind schon extrem selten.

Womit ich mich normalerweise befasse, ist viel erfreulicher, besonders die Arbeit mit der Jugend. Wir haben siebenhundert Lehrlinge, davon 22 Prozent Mädchen. In der Belegschaft – siebentausend – haben wir so um 1450 Frauen, das differiert etwas

wegen der Freistellung zum Kinderkriegen. Für eine Werft haben wir sehr viele weibliche Lehrlinge; das entspricht dem Staatsplan, ist langfristig bilanziert, und da kann auch der Betrieb nicht sagen, Werftarbeit war immer ein typischer Männerberuf und wir nehmen jetzt keine Mädchen. Wir haben auch schöne Berufe für sie: Elektriker, Maschinenbauer, Tischler, dazu eine Reihe von Bürotätigkeiten in Technik und Verwaltung, und natürlich delegieren wir auch Mädchen zum technischen oder ökonomischen Studium. Bei der Förderung der Frauen kommt uns zugute, daß wir viele Kolleginnen in verantwortlicher Funktion haben, dabei drei Frauen, alle Diplom, in der Werkleitung – noch eine Ausnahme in den Großwerften. Unser Planungsleiter ist eine Frau, seit 15 Jahren steht sie an der Spitze dieser Hauptabteilung und hat in dieser Zeit zwei Kinder geboren und großgezogen. Die zweite Kollegin leitet die Hauptabteilung Betriebsorganisation. Und die dritte bin ich. Dazu kommen in anderen leitenden und mittleren Funktionen weitere 45 Frauen, bei den Hoch- und Fachschulkadern sind es an die 19 Prozent. Unsere Jungen sind sehr modern und sehr offen. Was auch immer mich einer auf einem Forum fragt, ich sehe darin keine Provokation, sondern die Notwendigkeit, ihm ebenso offen zu antworten. Ich denke immer daran, wie wir früher waren; da hätten die Älteren auch bei manchem von uns, die wir in der Nazizeit großgeworden waren, denken können, das ist ein Feind. Natürlich ist einiges, was auf den Foren rauskommt, von drüben inspiriert, aber wir sind doch um eine Antwort nicht verlegen, und Schlagfertigkeit mögen sie. Und wenn wir etwas nicht wissen, sagen wir das ebenso offen. Die Antwort kommt beim nächsten Mal. Wenn nach dem Forum Disko ist, dann tanze ich auch mit ihnen. Aber nach einer Stunde sage ich Dankeschön, mir reicht's. Ich bin zwar Stahlschiffbauer und kann Krach vertragen, aber was zuviel ist, ist zuviel.

Die Lehrzeit ist bei uns kurz, wir sehen sie als Einheit von Arbeit und Lernen. Die Lehrlinge machen ein Jahr Grundausbildung und gehen dann schon in die Meisterbereiche, in die Arbeitskollektive. Dort gibt es Lehrfacharbeiter, bewußte Arbeiter mit hohem fachlichen Können, zu ihrer speziellen Ausbildung. Gegen Ende des zweiten Jahrs, im Juni, ist Facharbeiterprüfung. Im Februar, also etwa ein halbes Jahr vorher, läuft schon die spezielle Ausbildung für den Bereich an, wo sie dann arbeiten. Während der Lehrausbildung interessieren wir uns auch dafür: wer entwickelt besondere fachliche Qualitäten, besondere gesellschaftliche Aktivität? Mit denen schließen wir Förderungsverträge, weil wir da die Chance sehen, daß so einer Leiter wird. Dadurch haben wir schon in jungen Jahren, mit 25, 27, verantwortliche Leiter. Wir geben auch welche ab, an die FDJ, an die Partei, an die Gewerkschaft. Dieses System bauen wir noch aus – das verstehen wir unter der Einheit *Kader und Bildung*. Wer bei uns auslernt, hat bei uns seinen gesicherten Arbeitsplatz. Wir schließen im Februar mit denen, die im Sommer zur Prüfung gehen, bereits den Arbeitsvertrag ab. In dem Punkt hat keiner von den jungen Leuten Sorgen. Höchstens haben wir Sorge, daß andere Betriebe sie uns wegholen, besonders, wenn sie nicht aus Rostock sind, und das veranlaßt uns wieder, die Unterbringung im Ledigenheim für sie so angenehm wie möglich zu machen. Eine kritische Bemerkung zur Freizeitproblematik: Wenn wir uns zu wenig darum kümmern, wie es da aussieht, und wenn wir nicht auch materielle Voraussetzungen schaffen, damit die Mädchen und Jungen wissen, wo sie hingehen können, und wo auch kulturell was los ist, das ihnen Spaß

macht – dann läuft uns das schief. Nun steht bei den sozialpolitischen Maßnahmen der Wohnungsbau unbedingt im Vordergrund. Aber es geht, und dazu haben wir uns in den Beratungen die Hilfe des Rats der Stadt gesichert, auch um die Nachfolgeeinrichtungen, die nach der Arbeitszeit eine vernünftige, sinnvolle Gestaltung der Freizeit erst ermöglichen. In Lütten-Klein haben wir dafür ein Beispiel geschaffen, mit Gaststätten, Jugendclub, Diskothek, Sportplätzen, auch unter Beteiligung der Jugendlichen selbst und der dortigen Wohnbezirke.

Wenn die Jungen dann für 18 Monate oder auch länger zur Armee gehen, halten wir weiter ständige Verbindung, vor allem über die Arbeitskollektive und auch durch die Leitung. Die Armeezeit wird auf die Betriebszugehörigkeit angerechnet; das hat Vorteile bei der Jahresprämie, bei der Treueprämie und bis zur Rente. Während der Dienstzeit eines Kollegen kümmern wir uns auch um die Angehörigen, bei Verheirateten um eine Wohnung für die Frau. Umgekehrt freuen wir uns, wenn wir über unsere Leute Gutes hören vom Bataillonskommandeur oder vom Zugführer. Diese Briefe geben wir weiter an das Kollektiv, aus dem der Junge kommt, wir veröffentlichen besondere Leistungen und Auszeichnungen in unserer Betriebszeitung. So kommt keiner unserer Leute als Fremder zurück, wir wissen über ihn Bescheid, und er über uns.

Natürlich, man täuscht sich auch manchmal über jemanden, es gibt Rückschläge, bis hin zu Straftaten. Nun mußt du sehen, von den Straftaten, die bei uns begangen werden, sind höchstens 30 Prozent von der Art, daß die Leute in den Strafvollzug müssen; die meisten bleiben also in ihrem bisherigen Arbeitskollektiv und die Kollegen sind verantwortlich dafür, daß der ein vernünftiger Kerl wird. Das gleiche gilt auch dann, wenn einer vom Strafvollzug zurückkommt. Wir haben die Verpflichtung, daß dieser Bürger wieder als vollwertiges Mitglied unserer Gesellschaft mitwirkt. Das geht meist gut, aber nicht jeder, der aus dem Vollzug zurückkommt, ist gleich eine Leuchte. Da macht einer chronisch Bummelstunden: soll jetzt das Kollektiv, das die gesellschaftliche Verantwortung für seine Wiedereingliederung übernommen hat, dafür durch Minuspunkte im Wettbewerb bestraft werden? Da würden uns die Kollegen natürlich sauer, und wir haben das so geregelt, daß dem Kollektiv keine Nachteile entstehen.

Wir beschäftigen auch Strafgefangene. Für sie gilt: wer in der sozialistischen Gesellschaft nützliche Arbeit macht, der verdient auch den üblichen Grundlohn. Ein Teil des Gelds wird zur Begleichung der Vollzugskosten verwendet, der andere Teil steht der Familie und dem Strafgefangenen selbst für Einkauf beziehungsweise bei der Entlassung zur Verfügung. Während des Strafvollzugs kümmern wir uns auch um die Ausbildung. Zunächst sind da oft Qualifikationsrückstände aufzuholen – das ist vertraglich vereinbart. Dann geben wir die Möglichkeit auch zur Weiterbildung, zum Beispiel in einer acht- bis neunwöchigen Betriebsausbildung zum Schweißer. Nach dem Strafvollzug hat er einen neuen qualifizierten Beruf, eine sehr wesentliche Voraussetzung für seine erfolgreiche Wiedereingliederung.

So glatt geht das nicht immer, ein Fall hat mir gerade viel Kopfzerbrechen gemacht. Angefangen hat's mit der Scheidung, drei Kinder sind da, für die er zahlen muß. Dann fing er an zu saufen. Er wurde straffällig, inzwischen dreimal. Und immer wieder der Alkohol. Jetzt macht er eine Entziehungskur, der Arzt meint, er sei vom Alkohol geheilt, und empfiehlt noch Arbeitstherapie. Solange ist er also krank

geschrieben. Seine Mutter hat ihn in ihre Wohnung aufgenommen, der muß er nun etwas Geld geben und sich doch auch selber ein wenig röhren können. Vom Krankengeld gehen aber die Alimente für die drei Kinder runter, dazu die Kosten für den selbstverschuldeten Klinikaufenthalt. Rest 24,50 Mark. So kam er zu mir. Wie weiter? Nun kriegt er 150 Mark als Vorschuß von uns dazu, aber jedesmal nur so weit, wie er sagen kann, was er mit dem letzten Geld angefangen hat. Später soll er's dann zurückzahlen. Zwei volle Stunden hat mich das gekostet. Da denkt schon mancher Kollege: Aus dem Knast müßte man kommen, dann ist man fein raus. Und ich überlege mir natürlich auch: Wieviele andere hätten mindestens den gleichen Anspruch, daß wir uns so intensiv mit ihnen beschäftigen.

Vergleiche ich meine jetzige Arbeit mit der früheren – mit der Funktion wachsen auch die Probleme. In der Produktion siehst du das Ergebnis am Abend. Bei dieser Arbeit sieht man die Ergebnisse erst über Jahre. Da ist die Kontrolle über die beschlossenen Maßnahmen, über das, was man sich vornimmt, entscheidend. Das bekommen wir hin, und das Arbeitsgesetzbuch hilft uns dabei durch die Festlegung der Verantwortung. Wie geht die Arbeit mit den jungen Leuten, ist da was los mit Kriminalität, wie spielt sich die Förderung der Frauen und Mädchen ab – über diese Seite der Arbeit müssen wir Rechenschaft ablegen vor der Parteileitung des Betriebes, dazu müssen der staatliche Leiter und die Bereichsleiter vor der Werkleitung berichten und gradestehen.

Jetzt geht's am 1. Januar los mit dem neuen Arbeitsgesetzbuch. Wir sind darauf vorbereitet. Viele soziale Maßnahmen, die auf dem IX. Parteitag beschlossen wurden, sind schon Praxis. Manche neuen Bestimmungen gehen darüber hinaus, einige Paragraphen sind erst als Orientierungsrahmen formuliert. Das ganze ist keine Sache für zwei, drei Jahre. Es ist eine Sache auf längere Perspektive, für die weitergehende Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens.

RUTH GEBHARDT UND ELSA SCHLÖSSER UNSERE ANTWORT HEISST NEUE IDEEN

Meine nächsten Gesprächspartnerinnen finde ich in Teltow. Zu Teltow gehören Rübchen, seit Goethe diese Delikatessen über seine Küche in die Literatur einführte. Damit hat Ruth Gebhardt, wenn sie nicht grad am Kochherd steht, jedenfalls nichts zu tun. Sie ist Facharbeiterin, Elektromonteur, 49, verheiratet, 1 Kind, 2 Enkelkinder. Wir treffen uns in ihrem Betrieb, dem „Carl-von-Ossietzky-Werk“ für elektronische Bauelemente. Sie ist stolz darauf, daß der Name des Antifaschisten und Friedensnobelpreisträgers über ihrem Werkstor steht, und sie findet das erst recht wichtig nach den beschämenden Vorgängen um die Universität Oldenburg. Mit ihren Antworten zögert sie ein einziges Mal – als ich sie im Zusammenhang mit dem neuen Arbeitsgesetzbuch frage, was für sie die garantierte Sicherheit ihres Arbeitsplatzes, die Möglichkeiten zur Qualifizierung bedeuten. Ruth Gebhardt antwortet:

Angst um den Arbeitsplatz, Arbeitslosigkeit, das ist längst vergessen. Und auch Qualifizierung ist für mich nichts Neues, und nicht nur für mich. Das ist für uns im Lauf der Jahre schon gewohnte Wirklichkeit geworden. Gerade dadurch haben wir uns manchmal gefragt: warum steht sowas und anderes mehr nicht auch schwarz auf

weiß im Arbeitsgesetz? Das ist jetzt gelöst worden: der Text ist klar, für jeden von uns lesbar, das sind für uns feste, bindende Aussagen. Ich bin 21 Jahre im Betrieb, ich hab die ganze Entwicklung mitgemacht. Angefangen habe ich als Arbeiterin in der Presserei, damals haben wir Zündentstörstecker hergestellt. Dann bin ich im Lauf der Jahre durch Qualifikation über die Widerstandsfertigung bis zu meiner jetzigen Tätigkeit in der Qualitätsendkontrolle gekommen. Für die Qualifikation hatten wir damals schon Frauen-Sonderklassen im Betrieb, mit zweimal in der Woche Schule während der Arbeitszeit. Nein, Lohnneinbußen hatten wir dadurch keine. So wurde ich erst mal Teifacharbeiterin. Als Bauelementefertiger habe ich dann an meiner Arbeitsplatzqualifizierung gearbeitet, ich hab mich bemüht, meine Kenntnisse zu erweitern und für meine eigene Arbeit zu nutzen. Na ja, sie haben das Bahnbrecherwirkung genannt, und die Betriebsleitung hat mir dann dafür mit 41 Jahren den Facharbeiter zuerkannt.

Nach meinen Erfahrungen sage ich auch sofort Ja, wenn man mich fragt, ob wir die Arbeitsstunden, die uns jetzt durch soziale Verbesserungen ausfallen, bei uns reinholen können. Wir in der Produktion wissen: Mehr rausnehmen als wir uns erarbeiten, das ist nicht drin. Bei euch würde Erhöhung der Produktivität zum Beispiel bedeuten: Beschleunigung der Bandgeschwindigkeit. Ein solcher Weg kommt für uns nicht in Frage, nein. Unsre Antwort heißt neue Ideen, technische Verbesserungen, bessere Arbeitsorganisation.

Daß wir das jetzt können, auch wir Frauen, das hat schon zu tun mit den alten Frauen-Sonderklassen. Dort haben die Kolleginnen zu lernen angefangen, die heute in mittleren und leitenden Funktionen sind, in mittleren schon massenhaft, in leitenden noch zu wenig – damit sind wir nicht mehr zufrieden. Natürlich hat das Geld gekostet, und natürlich gabs Widerstände. Ich denk noch oft an unsren ersten Werkdirektor, inzwischen ist er leider gestorben, der hat gesagt: „Das kostet mich jetzt viel Investitionen. Aber das lohnt sich hernach, wenn die Frauen klug mitreden können.“ Dafür haben wir uns eingesetzt. Ich weiß noch, wie wir die ersten selbstgemalten Schildchen in der Abteilung angehängt haben: „Hier arbeitet das Frauenausschußmitglied ...“ Da hat schon mancher von den Männern gebrummt – das gehörte nicht hierher, von wegen Sauberkeit und Ordnung am Arbeitsplatz und in der Halle! Heute brauchen wir keine solchen Schilder mehr, heute kommen Männer genauso selbstverständlich wie Frauen und sagen: „Du bist doch im Frauenausschuß. Kümmre Dich doch mal um die Kollegin ..., die hat da Probleme.“ Nichts davon ist vom Himmel gefallen. Wir mußten selbst damit anfangen, wir haben auch viel Hilfe und Ermutigung dabei gehabt, durch Partei und Staat, von unserer Gesellschaft und hier im Betrieb durch unsre Elsa.

„Unsere Elsa“: das ist Elsa Schlosser, seit einem Jahrzehnt Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung im Kombinat Elektronische Bauelemente, Stammbetrieb Teltow – Gesamtzahl der Beschäftigten 16 000 –, außerdem Mitglied im Bundesvorstand des FDGB. Wie wirken Spitze und Mitglieder des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes zusammen beim Entstehen, beim Realisieren des Arbeitsgesetzbuchs? Elsa Schlosser erzählt:

Den ersten Entwurf habe ich beim FDGB, im Bundesvorstand bekommen. Wir hatten ja vom Betrieb aus darauf gedrängt, weil klar wurde, daß einiges aus dem alten Gesetz von 1961 überholt war, und weil wir auch in manchen Fällen feststellen

mußten, daß zum Beispiel bei Umsetzung oder Entlassung in dem Durcheinander der bisher geltenden 38 Gesetze und Verordnungen nicht immer alle Interessen und Ansprüche der Werktätigen genügend berücksichtigt worden waren. Wir wollten deshalb ein neues einheitliches Arbeitsgesetz und wir haben uns dafür auch mit eigenen Vorschlägen schon in der Vorbereitung engagiert.

Ich habe sofort 300 Exemplare des Entwurfs vom Tribüne-Verlag, unserem Gewerkschaftsverlag, für den Betrieb besorgt, um in den Gewerkschaftsgruppen, in den Kommissionen der Betriebsgewerkschaftsorganisation und auch mit der staatlichen Leitung darüber zu diskutieren. Inzwischen haben wir uns in 10 Seminaren einzelne Kapitel vorgenommen: Arbeitsrecht, Arbeitsverhältnis, Lösung des Arbeitsverhältnisses, die Abschnitte für die Frauen natürlich besonders im Frauenausschuß. Das ganze Kapitel 12 heißt ja: „Besondere Rechte der werktätigen Frau und Mutter“. Das verstehen wir als Gewerkschaftsorganisation so, daß wir die Verantwortung dafür haben, auch wirklich alle Voraussetzungen für die Berufstätigkeit, zugleich verstanden als Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung unserer Frauen und Mütter zu schaffen.

Das Gesetzbuch der Arbeit gibt uns viele Anstöße zu neuen Überlegungen, ob das die Planung des vorsorglichen Kuraufenthalts für Frauen ist, oder die Festlegung der Urlaubszeit für Kollegen mit schulpflichtigen Kindern, oder die Sache, die wir jetzt gerade anpacken – einen zusätzlichen Durchgang im Kinderferienlager für den Herbst, besonders zur Entlastung der Schichtarbeiterinnen, die damit für weitere 10 Tage ihre Kinder versorgt wissen.

Wir haben eine grundsätzliche Erfahrung gemacht: wir können keines unserer Probleme getrennt von den andern durch isolierte Kampagnen lösen. Danach sind wir auch diesmal vorgegangen. Mit der Diskussion zum Entwurf des neuen Arbeitsgesetzbuchs ließen ja schon ab 1. Mai die neuen sozialpolitischen Maßnahmen, wie die Verlängerung des Urlaubs auf mindestens 18 Tage für Drei-Schicht-Arbeiter oder die verkürzte Arbeitszeit für werktätige Mütter. Dazu konnten und wollten die Kolleginnen und Kollegen ja nun nicht bloß „Ja, prima“ sagen. Das gab für sie zugleich Anregungen, danach zu suchen, was jeder künftig beitragen kann, um über die Steigerung der Arbeitsproduktivität und die Entwicklung neuer Initiativen auch die entstehenden Ausfallzeiten abzudecken. Schließlich wollen wir ja nicht für die eine soziale Verbesserung durch Produktionsausfall und damit am Ende durch soziale Einbußen an anderer Stelle draufzahlen.

Aus dieser Überlegung kommt die „Initiative 40“, so genannt, weil ab 1. Mai Schichtarbeiter die 40-Stunden-Woche haben. Das bedeutet mehr Freizeit für die Familie, für die Kinder, für Erholung und Bildung. Und dafür lohnt es sich ja nun, auch selber was zu leisten – unter vollem Einsatz der eigenen Möglichkeiten; denn zusätzliche Arbeitskräfte kommen nicht hinzu. Wir hatten in unserem Betrieb allein 346 Vorschläge zur Plandiskussion, und wir können im Ergebnis heute sagen, die Produktionskollektive decken die neuen sozialen Maßnahmen voll ab.

Ruth Gebhardt: Dabei spielen Minuten eine Rolle, und nun nimm eine solche scheinbar ganz einfache Sache: sollen wir die Gewerkschaftsversammlung wie früher während oder nun nach der Arbeitszeit machen? Schon das geht nicht durch Anordnung vom grünen Tisch. Es verlangt Verständnis von der Arbeiterin – und von ihrem Mann. Da sagt doch noch mancher: Die Zeit, die über die achtstündige

Arbeitszeit rausgeht, verläng ich für mich, für die Familie. Es geht also um zweierlei: die Frau dahin zu bringen, daß ihr die Arbeit zum Bedürfnis wird, und dabei den Mann dahin zu bringen, daß er das versteht, auch wenn es in seine bisherigen Ansprüche eingreift.

Dieses Bewußtsein hat sich bei uns stark entwickelt, auch dadurch, daß wir offen über diese Fragen reden, vor allem aber mit der Verbesserung unserer Arbeits- und Lebensbedingungen. Dadurch haben wir jetzt auch die Bereitschaft, die Arbeitszeit so effektiv wie möglich zu nutzen und sich darüberhinaus auch noch nach der Arbeitszeit zu engagieren, zum Beispiel in der Gewerkschaftsversammlung.

Elsa Schlösser: Das Bewußtsein, es geht um unsere eigne Sache, ist auch die Erklärung dafür, daß es von den Kollegen insgesamt 147 806 Vorschläge, Hinweise und Anträge zum Entwurf des Gesetzes der Arbeit gegeben hat. Das ist unsre demokratische Mitwirkung der Werktaigen, die sehr wohl wissen: was jetzt schon an weiteren Verbesserungen in das Gesetz aufgenommen werden kann, hängt von der Kraft ab, die wir haben. Und das gleiche gilt für das Tempo, in dem wir andere, heute noch als Rahmenbestimmungen gefaßte Vorstellungen morgen mit konkretem Inhalt füllen werden. Um für das, was schon erreicht ist, ein Beispiel zu nennen: wir sind ja überwiegend Frauenbetrieb, 65,2 Prozent der Beschäftigten sind Kolleginnen. Trotzdem haben wir uns stark gemacht für den Haushaltstag auch besonders belasteter Männer. Da gab es bisher Kann-Vorschriften, die von uns viele Einzelregelungen erforderten. Jetzt gibt es klare Bestimmungen für den Hausarbeitstag und andere Vergünstigungen auch bei vollbeschäftigten Männern, für Alleinstehende mit Kindern bis zu 18 Jahren oder zur Erfüllung der Aufgaben im Haushalt bei Pflegebedürftigkeit der Frau.

Oder um einmal auch von den älteren Kollegen zu reden: die spezielle Arbeit mit ihnen beginnt fünf Jahre vor Erreichen des Rentenalters. Dazu gehört die gemeinsame Suche nach dem geeigneten Arbeitsplatz, den der Kollege noch zu 100 Prozent ausfüllen kann. Das ist sehr wichtig für den Kollegen, der bei uns niemals das Gefühl haben soll, daß er nun bald zum alten Eisen gehört, und ebenso auch für die Produktivität der Arbeit, die ja nicht durch eine etwaige Überforderung des Kollegen am falschen Arbeitsplatz gemindert werden soll. Diese besondere Betreuung setzen wir mit unseren Rentnern fort; sie haben ihre Betreuer, die auch den einzelnen der 370 Kollegen im Auge behalten; sie haben in diesem Jahr 40 Ferienplätze von uns bekommen; wir holen sie zu Gruppenaussprachen und zu gemeinsamen Veranstaltungen. Jeder soll spüren, ich bin nicht abgeschrieben, ich gehöre dazu, und diese Freude der alten Kollegen gehört auch für uns wirklich mit dazu.

In allen diesen und vielen anderen Bereichen ist das neue Arbeitsgesetzbuch für mich als Gewerkschaftsfunktionär zugleich das Gesetz zur Kontrolle, zur Mitentscheidung in Zusammenarbeit mit den Kollegen in der Produktion wie mit der Betriebsleitung. Dazu soll natürlich auch jeder Kollege selber genau Bescheid wissen über seine Rechte und Pflichten. Deswegen haben wir vom FDGB 6 Millionen Exemplare gedruckt. Alle Leitungsmitglieder werden speziell geschult, damit sie in der täglichen Arbeit richtig umgehen können mit dem Gesetz und falsche Auslegungen vermieden werden.

Wenn nun am 1. Januar 1978 das Gesetz in Kraft tritt, haben wir schon viele praktische Erfahrungen. Seit dem 1. Mai gibt es ja auch schon den um eine

Dreiviertelstunde vorverlegten Arbeitsschluß für Mütter mit mehreren Kindern. Sie bekommen für diese Zeit den vollen Durchschnittslohn und wir sind als Gewerkschaftsorganisation dafür, daß die Frauen die Arbeitszeitverkürzung täglich in Anspruch nehmen. Aber klappst das dann auch mit dem Berufsverkehr? Nur dann hat die Regelung einen Sinn. Nach vier Wochen haben wir gefragt: Wie empfinden die Frauen die neue Lösung? Viele haben uns gesagt, diese Dreiviertelstunde ist für mich Gold wert, ich kann die Besorgungen vorher machen und dann die Kinder heimholen, so kommt mehr Zeit zur Gemeinsamkeit in der Familie raus.

Wir haben in der Frauenkommission des FDGB auch darüber diskutiert, wie kommen wir zu differenzierten Erkenntnissen und Maßnahmen im Interesse der Frauen von hoher Qualifikation: befriedigt sie die Arbeit, könnten sie mehr leisten, sind sie bereit, noch verantwortungsvollere mittlere und besonders auch leitende Funktionen zu übernehmen? Dabei stoßen wir auf allerhand Überbleibsel bei Männern: „Und wenn die dann heiratet ... und wenn die dann Kinder kriegt ...“ Natürlich verlangt die Übernahme einer leitenden Tätigkeit durch eine Frau Verständnis, vom Betriebsleiter ebenso wie vom Ehemann, und von uns immer neue Überlegungen, wie wir den Frauen helfen können. Ein großer Schritt ist die Regelung, daß die junge Mutter ein Jahr zuhause bleiben kann, und wir sind als Gewerkschaftsleitung dafür, daß sie das tut; denn das ist das kritischste Jahr für das Baby. Die Kollegin weiß, nachher kommt sie an ihren Arbeitsplatz zurück, und das Kollektiv sieht auch klar, der Arbeitsplatz muß für diese Zeit ausgefüllt werden. Der Kontakt zu der Kollegin bleibt erhalten, und wenn sie wiederkommt, ist sie voll einsetzbar, vielleicht sogar mit einer inzwischen an der Abendschule erworbenen höheren Qualifikation.

Vieles verändert sich jetzt ja auch dadurch, daß die jungen Jahrgänge schon eine ganz andere Ausbildung mitbringen als frühere. Allerdings, wenn sie vor den hochproduktiven vollautomatischen Anlagen stehen, dann sieht das zuerst so aus: da wird vorn was reingeschoben und hinten kommt das fertige Zeug raus. Die Lehrlinge müssen Verständnis dafür bekommen: nur wer großen Überblick hat, wer die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen dieser Produktion durchschaut, kann hier mitreden, auch Störungen finden, Neuerungen vorschlagen. Die Ausbildung soll verstanden werden als die Chance der eigenen beruflichen Weiterentwicklung, nicht fürs nächste Jahr, sondern für das Leben. Bei uns braucht jeder sein ganzes Wissen, seine ganzen Fähigkeiten. Dabei helfen die sozialistischen Arbeitskollektive den Lehrlingen, mit Patenschaften für die Ausbildungszeit, mit der Betreuung durch erfahrene Facharbeiter. Und die Jungen sind gut. Sie sind ganz unduldsam, wenn sie den Eindruck haben, daß ihnen ein Lehrmeister nicht alles richtig erklärt. Die Lehrmeister haben zuerst dagegen gemotzt, wir haben ihnen dann klargemacht, daß der Lehrling ein Recht darauf hat, auf jede Frage eine exakte gründliche Antwort zu bekommen. Schließlich soll er mit dem Ende der Lehrzeit vollwertiger Produktionsarbeiter sein, also muß er auch wissen, was in der Produktion Sache ist.

Ruth Gebhardt: Es wird zwar viel auf unsere Jungen geschimpft. Wo hat aber früher schon ein junger Vater den Kinderwagen geschoben? Und wo hat einer in der Hortskommission mitgearbeitet? Und wo ist gar einer mit dem Baby zur Mütterberatung gekommen? Sowas finden die Leute jetzt schon nicht mehr merkwürdig oder gar

lächerlich. Bei meinen Kindern geht alles gemeinsam. Die Wäsche macht grundsätzlich der Mann; dabei spielt natürlich die Tatsache eine Rolle, daß bei uns in jedem dritten Haushalt eine Waschmaschine steht. Aber auch das Fensterputzen, wo es keine neue Technik gibt, erledigen sie miteinander. Bei uns Alten hat das gedauert, bei den Kindern ist es schon so selbstverständlich, daß sie jetzt richtige Arbeitspläne für die Familie haben. Und wenn meine Tochter da ist, dann fragt sie auch: „Warum machst Du denn das noch? Das macht bei uns längst der Peter.“ Sicher, von nichts kommt nichts, das hat Auseinandersetzungen gekostet, auch mit meinem Mann. Davor habe ich keine Angst. Auseinandersetzung zerstört nichts, man kommt dann wieder zusammen. Wir hätten, das wissen wir inzwischen beide, in der Vergangenheit um manches gar nicht so streiten brauchen. Aber wenn wir nicht so gestritten hätten, wären wir jetzt nicht so einig. Das Verständnis füreinander muß da sein, sonst geht nichts.

Gestern abend war ich müd, und ich wollt ins Bett. Mein Mann hat gesagt: „Bleib da! Heut kommt im Fernsehen der 'Reigen' von Arthur Schnitzler und sowsas bringen sie bei uns nicht alle Tage.“ Er hat recht gehabt, das war ein schöner Abend für uns. Wenn manche was dabei finden, weil zwei miteinander schlafen gehen – ich sehe darin die sauberste, menschlichste Sache, und die Geschichte hat bei Schnitzler schon den sozialen Hintergrund, der mich auch interessiert.

Die veränderten Ansichten vom Leben, auch das veränderte Verhalten zueinander, sind nicht auf die Familie beschränkt. Im Kindergarten wissen unsere Kleinen schon Bescheid, daß die Mama das Baby im Bauch hat, und sie wissen genau, ob sie eine Schwester wollen oder einen Bruder. Ein Bruder ist oft zuerst eine große Enttäuschung, und dann sind sie doch nett und lieb zueinander. Davon kann doch auch ein Kollektiv von Erwachsenen was lernen. Wenn zum Beispiel ein Kollege lange krank ist, dann ist seine soziale und menschliche Situation nicht nur eine Sache des Gesetzes oder der Leitung, sondern auch seines Arbeitskollektivs. Da knobeln wir aus: wer besucht ihn, wer besorgt was, wer macht auch mal die Wohnung sauber und so. Die größere Familie des Kollektivs erledigt jetzt schon viel, bevor es überhaupt auf die höhere Ebene kommt. Wir mußten früher so oft allein fertigwerden mit unseren Problemen. Jetzt ist es bald wie eine Familie, und das ist eigentlich natürlich: wir sind doch einen Großteil unserer Zeit auf Arbeit. Das ist die Grundlage, um Gemeinsamkeit auch außerhalb der Arbeitszeit zu entwickeln, und das in guten und weniger guten Tagen, vom Festfeiern über den Betriebssport bis zum Altwerden.

Elsa Schlösser: Ich bin jetzt 53, für mich steht fest, daß man jedem Alter was Schönes abgewinnen kann, ob im Beruf, ob in der Ehe. Mein Mann ist auch Funktionär. Der hat früher auch den Abwasch stehen gelassen. Jetzt ist das schon nicht mehr drin. Dafür machen wir dann auch am Sonntag gemeinsame Wagenwäsche, und das habe ich früher nicht getan. Man muß aufpassen, daß die Ehe nicht zum Alltag wird, und man darf auch nicht vergessen, welche Rolle bei alledem das Sexuelle spielt. Sonst geht man an vielem vorbei, was schön ist. Wenn ich mich als Frau dabei ertappe, daß ich mächtig angespannt bin von der Arbeit und für nichts anderes mehr was übrig habe, dann sage ich mir: Höchste Zeit zum Aufpassen. Und höchste Zeit auch, darüber mit dem Partner klarzukommen. Wir feiern am 4. Oktober Silberhochzeit. Da denken wir schon ein bißchen über uns nach, wie wir als Junge zueinander waren,

wie wir uns entwickelt haben, wie wir jetzt miteinander unsere Lebenserfahrungen nutzen, wie wir als Kommunisten miteinander umgehen.

IRMTRAUD MORGNER

WELTSPITZE SEIN UND SICH WUNDERN, WAS NOCH NICHT IST.

Meine letzte Gesprächspartnerin ist Irmtraud Morgner, Schriftstellerin, 1977 Nationalpreis der DDR. Ihr Roman „Leben und Abenteuer der Troubadour Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura“ ist seit 1975 in zahlreichen Auflagen erschienen und hat lebhafte Diskussionen auch in der Bundesrepublik ausgelöst. Die Autorin lebt in Berlin, von ihrem Arbeitszimmer im 20. Stock sieht man viel von der Tätigkeit des VEB Hochbau, der ja, beflogt von den Liedern seiner Mitarbeiterin Beatriz, dabei ist, den Wohnungsmangel in der Hauptstadt schwinden zu lassen. Bei aller Freundlichkeit von Irmtraud Morgner ist nicht zu übersehen: ich störe die gewohnte nachmittägliche Gemeinsamkeit von Sohn, 10 Jahre, und Mutter. Hat das am Ende auch mit Emanzipation, ihren Folgen und Nebenwirkungen zu tun?

Sehr sogar, sagt Irmtraud Morgner:

Mein Zusammenleben mit dem Jungen ist der Versuch, nachteilige Folgen von Gleichberechtigung zu kompensieren. Die führt nämlich dazu, daß ich überall, wo Knochenarbeit gemacht wird, massenhaft Frauen finde. Zum Beispiel in Kliniken und Schulen. In der Gerontologischen Abteilung in Buch arbeiten, außer dem männlichen Leiter, lauter Frauen. In unsren Schulen: fast nur noch Lehrerinnen. Kommt man in der Frühe in ein Lehrerzimmer, dann sitzen da noch zwei, drei Männer, die rauchen in Ruhe. Die Lehrerinnen kommen im letzten Augenblick angerannt; die haben zuerst die eigenen Kinder zu versorgen – wecken, anziehen, Frühstück, auf Krippe und Kindergarten verteilen, schnell verabschieden –, so kommt die Frau zur Schule und hechelt und muß ohne Schnaufpause in den Unterricht. Im Hinterkopf hat sie ganz andere Sachen: Was ist mit dem Jungen, wird er krank? Wo krieg ich bloß Strumpfhosen, die Schuhe für das Mädel? Das ist ihre zweite Schicht. Aber die sollen nun die ganze Schule in Gang halten. Bei denen ist der Ofen aus, und das teilt sich den Kindern mit. Mein Sohn hatte eine sehr nette Lehrerin, die sagte: „Meine Kinder machen die Schularbeiten lieber im Hort als bei mir; ich bin zu nervös, um den eigenen Kindern die Ruhe zu geben, die sie brauchen.“ Ruhe geben: das ist es, was ich versuche – oft genug nicht sehr erfolgreich; wenn mein Sohn mit seinem Schul-Streß heimkommt und seine aufgestaute Aggressivität an mir ausläßt, dann muß ich schon sehr die Zähne zusammenbeißen bei meiner zweiten Schicht.

Ich bin auf dem FDGB-Kongreß gewesen, die Beratungen waren für mich sehr interessant, dabei ist man als Frau auch hellhörig für Zwischentöne. Dort hat man die Kollegen – ähnlich steht es auch in unserem Parteiprogramm – nicht bloß auf die Gesetze verwiesen. Mit Gesetzen allein kommt man nicht durch. Es geht um Sitten, die geändert werden müssen.

Die Partei, die Regierung, die Gewerkschaften wissen genau: wir brauchen praktische Maßnahmen, damit die Frau die Rechte auch in Anspruch nehmen kann, die sie hat. Wenn man zum Beispiel einer Frau sagt, qualifiziere dich n a c h der Arbeit, dann ist das Demagogie. Denn nach der Arbeit hat sie ihre zweite Schicht und

die ist genauso wichtig, aber gesellschaftlich noch zu wenig anerkannt. Der Mensch, die Kinder würden kaputtgehen, würde diese Arbeit nicht gemacht. Kinder aufziehen, dem Menschen ein Dach über dem Kopf geben, das ist gesellschaftliche Arbeit, und eine ganz wichtige dazu. Wenn eine Arbeiterin sich während der Arbeitszeit qualifiziert, dann ist das schon schwer genug, und die praktischen Maßnahmen sind eben der Ausdruck der Erkenntnis: die Frau kann sich nur während ihrer Arbeitszeit qualifizieren.

Die weiteren Schritte, um die es geht, müssen dabei helfen, daß die Frauen ihre beruflichen Aufgaben mit denen der Frau und Mutter schaffen können. Nun wünsche ich mir, daß vom Vorsitzenden einer Gewerkschaft, von einem Regierungsmitglied mit dem ganzen Gewicht seiner bedeutenden Stellung gesagt wird, daß man den Frauen wie auch den Männern helfen muß, damit sie den Beruf mit den Aufgaben als Frau und Mutter und ebenso als Mann und Vater in Einklang bringen. Ein gewachsener Sozialismus, vielleicht schon im Übergang zum Kommunismus, kann nur so aussehen: daß Frau und Mann, Mann und Frau Pflichten haben. Wenn man heute sagt: Pflichten im Beruf und als Mann und Vater, dann wird gelacht – aha, der muß tüchtig im Bett was zeigen! Sonst fällt den Leuten nichts ein dabei; denn die wesentliche Arbeit im Haushalt, mit den Kindern, machen nach wie vor die Frauen. Es ist immer noch nicht klar, daß auch dieser Arbeit große gesellschaftliche Wertschätzung zukommen muß. Das aber kann man nicht verordnen. Man konnte auch nicht verordnen, daß es eine Ehre ist, eine berufstätige Frau zu haben. Inzwischen ist es schon so, daß sich mancher Mann geniert, wenn sie „nur Hausfrau“ ist. Die Berufstätigkeit der Frau gilt als wertvoll, und das mit vollem Recht. Aber nun die andere Seite: die Pflichten als Mann und Vater. Eine Frau, die im Haushalt, bei den Kindern nichts macht, ist eine „Schlampe“ und eine „Rabenmutter“. Aber ein Mann mit gleichem Verhalten – sowsas gilt als Kavaliersdelikt. Wer hält einen Ingenieur, der im Betrieb tüchtig ist, für nicht auszeichnungswürdig, weil er ein Rabenvater ist? Das kann man nicht in 30 Jahren erreichen. Daß die berufstätige Frau angesehen ist, das ist schon was. Aber man muß doch darüberhinaus wissen, wo man hin will. Wir haben einen Zustand, der in Sachen Gleichberechtigung wohl im Weltmaßstab Spitze ist. Aber wir brauchen die Fähigkeit, uns über das zu wundern und aufzuregen, was noch nicht ist.

Machen wir uns zum Beispiel Gedanken über die Arbeitsnorm. Berufe, die keinen Achtstundentag haben, etwa die Forschung, sind nur dem Mann zumutbar, der eine Helferin hat. Je höher eine Frau qualifiziert ist, desto weniger gibt es für sie den Achtstundentag – so werden die Frauen nach oben immer weniger, in der Parteiführung, in der Regierung. Das liegt auch daran: die Gesellschaft kann sich die historische Umgebung nicht aussuchen, in der sie lebt. Die sozialistischen Länder leben in einem Ringen auf Sein oder Nichtsein mit Staaten, in denen alles auf Profitproduktion, auf Erzeugung materieller Werte, anfaßbarer Waren für den Konsum orientiert ist. Im Sozialismus gibt es ganz andere Sachen, die lebenswert sind; das wissen die Leute auch schon. Würden wir jetzt sagen: Die Gleichberechtigung der Geschlechter läßt sich nur verwirklichen, wenn den Männern etwas von ihrer Arbeitsnorm erlassen wird, dann stimmt das zwar im Prinzip, aber das kann man sich im Augenblick angesichts der weltweiten Auseinandersetzung, in der es um Tod und Leben geht, nicht leisten. Die ökonomische Lage bei uns bleibt nicht unbeeinflußt

von den Auswirkungen der kapitalistischen Krise. Da kann man sich nicht einfach deshalb, weil etwas moralisch an sich gerechtfertigt wäre, einen solchen Schritt auch schon ökonomisch leisten. Was allein nötig ist, um die Sicherheit des sozialistischen Lagers, seine militärische Stärke als Antwort auf die aufgezwungene Rüstung zu garantieren, das alles ist eine Verschleuderung enormer menschlicher Potenzen, von Forschung, von riesiger Arbeitskapazität. Das hält uns auf, und das meiste dafür zahlen die Frauen. Sie sitzen zwar nicht in den obersten leitenden Stellen, weder in der Regierung, noch in der Forschung, aber von ihnen wird verlangt, daß sie historisches Bewußtsein und politisches Verständnis haben, daß sie nicht um einer moralischen Forderung willen, die zur Zeit nicht erfüllt wird und nicht erfüllt werden kann, gleich aus den Latschen kippen wegen der ungerechten Verteilung der Kräfte und der Aufgaben.

Von dem Beitrag zur Erhaltung des Friedens, gleichzusetzen damit, daß wir uns nicht aufrollen lassen, weder ökonomisch noch militärisch – davon haben die Frauen das größere Paket übernommen. Die Frauen arbeiten am meisten: in dem Sinn sind wir schon ein Frauenstaat. Warum aber sind dann so wenig Frauen in der Staatsspitze? Außenpolitisch haben die sozialistischen Länder doch mit lauter Männerstaaten zu tun, die sind patriarchalisch, und der Partner muß sich darauf einstellen: da geht es von der Tradition her leichter, wenn bei Verhandlungen keine Frau dabei ist. Was die Frauen positiv in die Politik einzubringen haben, das wird erst voll da sein nach dem Sieg des Sozialismus im Weltmaßstab. Dann wird das Maß des sozialen Fortschritts wirklich gegeben sein mit dem des „schönen Geschlechts“. Innenpolitisch ist das schon anders. Da sind die politischen Potenzen, die die Frauen haben und die bisher geschichtlich nicht zum Tragen gekommen sind, schon eher nutzbar – wenn wir uns nicht zufrieden geben mit den mittleren Positionen bis zur Bürgermeisterin. Aber wir müssen sehen, der Druck von außen ist nicht zu trennen von der inneren Situation. Auch da könnten die sozialistischen Länder sicher sehr viel weiter sein, wenn sie nicht gezwungen wären, sich mit patriarchalischen Leistungsgesellschaften auseinanderzusetzen.

Nun fragt man: ist die DDR nicht auch bloß eine Leistungsgesellschaft? Die Art von Anspannung, mit der wir leben, hängt mindestens zum Teil mit der kapitalistischen Umgebung zusammen. Wir würden sicher manches anders machen, wären wir nicht zu vielem gezwungen, was uns widerstrebt – und total zuwiderläuft unserem ganzen Wesen – die Rüstung. Das wird nun noch forciert durch die Drohung mit der Neutronenbombe, ohne Zweifel ein Schritt, der die Schwelle zum Krieg runterdrückt und die Vernichtung wahrscheinlicher macht.

Gesellschaftsordnungen, die vom Krieg geprägt sind, müssen auch dem Intimsten dieses Vom-Krieg-geprägt-Sein aufdrücken. Der Geschlechterkrieg ist eine Widerspiegelung der allgemeinen Kriegssituation. Friede auch in den intimen Beziehungen ist nur zu erreichen, wenn eine Gesellschaftsordnung weltweit wird, für die Krieg nicht Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Erst wenn keine kriegerischen Staatsgebilde, keine patriarchalischen Staaten mehr existieren, können die Fähigkeiten der Frau im Austausch der friedlichen Haltungen politisch prägend werden: die gegenüber der vielleicht aggressiveren Haltung der Männer vielleicht friedlichere der Frauen, was bei aller Relativität solcher Zuordnungen doch neu wäre.

Bin ich damit Feministin? Ich habe keinen Grund, einerseits Kommunistin, andererseits Feministin zu sein. Seit Marx ist klar, daß sich gesellschaftlicher Fortschritt messen läßt an der gesellschaftlichen Stellung des „schönen Geschlechts“. Wenn also so viele Frauen im Westen gegen ihren gesellschaftlichen Status rebellieren, auch mit absurdem Mitteln, dann weist das auf den absurdem Zustand der Gesellschaft hin, am absurdesten für die Frauen, so daß sie so, wie sie leben, nicht mehr leben wollen. So ist der Feminismus für mich ein Signal, ein Indiz dafür, daß der Sozialismus im Weltmaßstab auf der Tagesordnung steht.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist ein Fundamentalsatz des Sozialismus. Diesen Satz nehme ich beim Wort, ich wäre ja dumm, täte ich das nicht. Wenn eine große Weltbewegung dieses Ziel auf ihrer Fahne stehen hat, dann sind die Aussichten, es zu erreichen, sehr viel besser als mit einem Verein, den man aufmacht, um am runden Tisch Wunschräume auszuhecken. Genau gesagt: In der sozialistischen Bewegung sehe ich die einzige reale Aussicht; denn Gleichberechtigung ist kein Frauenproblem, sondern ein Menschheitsproblem und kann nur von der ganzen Gesellschaft gelöst werden. Dabei ist der erste Punkt die sozialistische Revolution. Damit wird die ökonomische Grundlage hergestellt – keinesfalls schon die Gleichberechtigung – und erst dann kann die Umwälzung der Sitten beginnen. Das geht nicht durch Dekret. Das ist ein schöpferischer Prozeß einer ganzen Gesellschaft. Dabei hat Literatur eine Chance, die sie so noch nie gehabt hat: bei dieser Umwandlung der Sitten, die einen Prozeß der Herstellung von Verwunderung über Zustände erfordert, die menschlich unangemessen sind. Dafür ist am ehesten durch ein intensives Gespräch zwischen Zweien etwas zu machen – hier zwischen einem, der schreibt, und einem, der liest.

Mancher stellt sich vor, ein Schriftsteller schreibt ein Buch, sagen wir für schnelleres Arbeiten, und das passiert dann. Es passiert nicht, also werden solche Bücher nicht gebraucht. Aber eine solche Produktion, die den Anstoß gibt, sich zu wundern, sein Leben zu überdenken, zu sich selber zu kommen, über ein Buch angeregt zu werden, selber Wahrheiten zu finden – nur die selbstgefundenen Wahrheiten wiegen für den Menschen –: das wird gebraucht, um jahrtausendelang eingeschliffene Sitten und Gewohnheiten zu ändern. In dieser Bestimmung kann Literatur durchaus mit geschichtsprägend sein, indem sie die größte Produktivkraft jedes einzelnen Menschen anregt.

So muß Literatur in der DDR sein. Ein Schriftsteller in der DDR ist kein Außensteiter in Clown-Situation. Was der Schriftsteller bei uns sagt, wird mit der Goldwaage gewogen. Das kann Nachteile haben, aber daß man als Schriftsteller ernst genommen wird, das ist das, was man erträumt.

Wir, die wir uns schon lange mit dem Frauenproblem beschäftigen – es ist ja das unsere, und die Männer haben sich ja auch lange und intensiv mit ihren Fragen befaßt – wir haben ein deutliches Gefühl von Macht. Das haben wir in wichtigen Auseinandersetzungen bewiesen. Man weiß, was nötig ist zum Leben, zum Aufziehen des Kindes, um den Haushalt zu schmeißen, und so kann man sich auch einfühlen in das, was ein Staatshaushalt erfordert. Wenn man kein Geld hat, kann man nichts kaufen, und alles kann man sich nicht auf einmal leisten. Frauen lernen jeden Tag, den Realitäten ins Auge zu sehen. So ist es für die Frauen, jedenfalls bei uns, auch gar nicht so schwierig, sich mit ihren Erfahrungen, mit dem Kapital, über

das sie verfügen, zu orientieren in den Verwicklungen des wiederauflebenden Kalten Krieges. Sich in der Auseinandersetzung des Kalten Kriegs als Frau, die an der Gleichberechtigung der Geschlechter interessiert ist, auf die Seite der reaktionären, patriarchalischen, kapitalistischen Ordnung zu schlagen – wie auch immer, das verbietet der politische Instinkt. Von der Seite ist für die Frau nichts zu erwarten. Je reaktionärer die Parteien sind, desto feindlicher verhalten sie sich zu den Problemen der Frau. Eine CDU/CSU ist selbstverständlich gegen die Forderung nach Abschaffung des § 218, und das hat nichts mit religiösen Bindungen zu tun, die sind nur vorgeschoben. Keine Frau kann von daher etwas für sich erhoffen. Im Faschismus war ihre Lage noch schwerer, wer ihn erlebt hat, weiß das aus Erfahrung. Mit dieser Vergangenheit ist anderwärts nicht Schluss. Wir sind damit fertig.

Unsere Frage ist, was tun wir, um nun in unsere Gegenwart noch mehr Zukunft hereinzuholen? Ich sehe meine Aufgabe als Schriftstellerin so: Um ernst genommen zu werden, muß man unterscheiden, was wäre schön, und was ist jetzt möglich? Das Entwerfen von Utopien ist ganz wichtig. Aber gleichzeitig muß man wissen, was ist im Moment das mögliche Machbare. Wer ohne diese Seite Utopien entwirft, ist nicht einer, den man ernst nehmen kann in dem Sinn, daß man auf ihn hört, daß sein Wort Gewicht hätte. Von einer Konzeption des Schriftstellers als Gewissen der Nation halte ich nicht viel. Nicht nur Schriftsteller haben Gewissen. Warum sollte ein sozialistischer Politiker, ein Betriebsarbeiter weniger Gewissen haben als ein Schriftsteller? Wenn sich einer schon in so einer Richtung sieht, dann würde ich von ihm verlangen, daß er sich und seine Entscheidung auch ganz deutlich in den politischen, welthistorischen Zusammenhängen versteht, und zwar Politik nicht nur als Gegenstand von Literatur, sondern als Politik: da muß schon ein deutlicher Sinn sein für das real Machbare. Andernfalls radiert man den Leuten das Machbare mit Wunschräumen weg, und das finde ich nicht edel und moralisch, sondern unmoralisch. Ja, Politik einfach mit rigorosem Moralismus zu messen, kann auch unmoralisch sein. „Einerseits sagt ihr, ihr wollt die Gleichberechtigung der Frau, andererseits setzt ihr die Arbeitsnorm für Männer nicht runter: was ist das für ein Sozialismus? Jedenfalls kein menschlicher!“ – da ist sogar was dran, aber der Politiker würde, verhielete er sich nur rigoros moralisch, verantwortungslos handeln. Denn er würde das ökonomische Fundament von Gleichberechtigung zerstören. Ich bin für dieses feste Fundament unserer sozialistischen Gesellschaft, die einzige Möglichkeit für die Gleichberechtigung der Geschlechter.

In einer Seitenstraße der „Avenida Antonio Carlos“, dem Ort tagelangen, ausgelassenen Treibens, steht am Morgen das Wrack eines Umzug-Gefährts. Die Figur auf dem Wagen stellt einen schwarzen Musiker dar, der an einem Piano hockt. Vor wenigen Stunden noch wurde sie bejubelt. Jetzt, außer Funktion, wirkt sie wie eine Allegorie auf die Misere. Der Pianist hat nur einen Arm. Seine Nase ist abgehackt worden. Die Achse des Wagens ist gebrochen. Auf dem Holz-Piano pennt nun ein Neger-Junge.

Auf der Avenida scheppern noch immer die Lautsprecher. Vier Tage und vier Nächte peitschten sie mit ihren Sambas die Massen auf. Jetzt wirkt ihre Agitation in der menschenleeren Straße eher komisch.

Nur zwei ausgemergelte Gestalten torkeln über den Asphalt. Ihre nackten Füße kämpfen sich durch einen Wust weggeworfener Papp-Becher, Papier-Schlangen und Plastik-Dosen. In zerlumpter Karnevals-Montur gröhnen die beiden lautstark die Samba-Hymnen. Ihr „Gesang“ klingt wie ein uralter Plattenspieler, den man vergessen hat, aufzuziehen.

Es ist Mittwoch. Das Ende einer kurzen Orgie.

„Karneval in Rio“ dokumentiert so eindringlich, umfassend und konkret wie kein anderes Ereignis in Brasilien die Bedingungen, unter denen die Massen der Brasilianer, vor allem die Schwarzen, rund 90 Jahre nach Abschaffung der Sklaverei in diesem Land leben müssen. Während des Karnevals zeigt sich zum Beispiel, wie gering das Leben der Schwarzen hier bewertet wird – und wie ein Leben gehätschelt wird, wenn es einem Weißen gehört. Ohne daß jemand eingreift, können sich Schwarze beim Karneval erdrücken. Wird dagegen die Privat-Sphäre eines Weißen geschützt, rückt nicht selten eine Kompanie der „Policia Militar“ an.

„Karneval in Rio“ ist so Schnitt- und Brennpunkt für die Lebens-Verhältnisse vor allem der schwarzen Brasilianer. Eine Orgie voll Brutalität, Blut, Pornographie, Trunksucht, Massen-Hypnose und Ausbeutung.

Dieses Fest, das gern als „größtes Volksfest der Welt“ hochgejubelt wird, spielt sich für die schwarze Bevölkerung in den Straßen der Innenstadt ab. Die wichtigsten Straßenzüge sind in dieser Zeit gesperrt für Autos und Busse. Hier tanzt das Volk. Unter Lampions, Girlanden und Rosetten. Unter indianischen, afrikanischen und portugiesischen Motiven.

Höhepunkt des Straßenkarnevals: die Parade der „Samba-Schulen“ am Sonntagabend auf der „Avenida Antonio Carlos“. Vor 100 000 Zuschauern passieren an diesem Abend rund 20 000 Samba-Tänzer. Sie sind eingeteilt in zwölf Gruppen, in die sogenannten „Escolas de Samba“. Für die Mitglieder dieser Vereinigungen, in der Regel bestehend aus schwarzen Bewohnern der Slums, wird mit diesem Auftritt Wirklichkeit, wovon sie das ganze Jahr träumten: der Tanz in der Glitzer-City.

Das übrige Jahr sehen die meisten von ihnen nichts außer Bretter-Buden am Stadtrand. Die Viadukte, Schnellstraßen und Wolkenkratzer der City symbolisieren für

sie den Fortschritt, die Zukunft. Mit ihrem Tanz glauben sie schon heute an dieser Zukunft teilhaben zu können – mit ihrem Tanz zwischen den Hochhäusern dieser „Prachtstraße“, die laut Gesetz mindestens 22 Stockwerke besitzen müssen. Ein Glaube, der brasiliанische Hochhaus-Mentalität völlig verkennt.

Touristik-Unternehmen und Massen-Zeitschriften schwelgen in den exotischsten Superlativen, wenn sie „Karneval in Rio“ zu Werbezwecken verbrämen. „Karneval in Rio“ hat jedoch nichts mit Exotik zu tun. Im tropischen Klima von Rio wird kein „einmaliges Fest der Lebenslust und des Frohsinns“ veranstaltet, wie Massen-Publikationen gern berichten, hier wird vor allem (besonders in der ursprünglichen Form) orgiastisch der wohl einzige Besitz der Schwarzen gefeiert (über den sie wohl auch nur während der vier Tage relativ frei verfügen können): ihr Körper.

Das Volksfest hat seinen Ursprung in einem historischen Anlaß. Im Mai 1888 wurde in Brasilien die Sklaverei abgeschafft. Das Volk feierte die Befreiung von nun an jedes Jahr in den Straßen. Schon vorher gab es natürlich Karnevals-Feiern; entstanden aus den sich hier vermischtenden afrikanischen, indianischen und portugiesischen Traditionen. Vorher wurden diese Feste jedoch in kleinem Rahmen veranstaltet. Die Schwarzen selbst konnten, wenn überhaupt, ihre traditionellen Feste nur geheim feiern. Von nun an durften auch sie ungestört in den Straßen tanzen.

Das Volksfest ist in vielerlei Hinsicht mit dem Weg der Schwarzen in Brasilien verbunden. (Ähnlich wie der Blues mit den Schwarzen Nord-Amerikas.) In den Karneval flossen nicht nur afrikanische Kultur-Elemente direkt ein; etwa das Bedürfnis nach Spontaneität, die Betonung des Körperlichen, das Streben nach unmittelbarer Lebensfreude – Karneval ist auch Ausdruck und Abbild des Wegs der Schwarzen in diesem Land.

Man sieht das bei der Vorführung der „Escolas de Samba“, dem heute wichtigsten Teil des Straßenkarnevals. Diese Parade wurde zum erstenmal 1932 veranstaltet. Einige Jahre vorher hatten sich die Bewohner bestimmter Slums in Gruppen zusammengeschlossen. Sie pflegten in ihnen das ganze Jahr die Traditionen des Samba-Tanzes und Samba-Gesangs, ihr afrikanisches Erbe. Die Mitglieder dieser „Escolas de Samba“, dieser Treffpunkte Gleichgesinnter, waren meist Arbeiter. Gelegentlich gingen diese Vereinigungen aus Fußballclubs hervor. In diesen „Schulen“ empfanden die Schwarzen ihren persönlichen Wert. Als Menschen – und nicht nur als Arbeitstiere; gedemütigt, ausgenutzt und diskriminiert.

Die größten Slums von Rio de Janeiro wurden die Stätten der berühmtesten „Samba-Schulen“. „Mangueira“. „Portela“. „Serrano“. „Salgueiro“. Für ihren Auftritt in der „Avenida Antonio Carlos“ wählten diese Gruppen jedes Jahr ein Motto. Meist einen Aspekt des brasiliанischen Lebens, der ihnen nahe lag. So wurden in den vergangenen Jahren in Songs, Tänzen und Figuren der „Samba-Schulen“ jene Dichter geehrt, die sich engagiert mit der mißlichen Lage der Schwarzen beschäftigt hatten. Etwa mit den katastrophalen Folgen der Hungers-Nöte im verödeten Nord-Osten Brasiliens, die vor allem die Schwarzen treffen. Oder mit den naiven Hoffnungen junger Samba-Tänzerinnen, die nach kurzem Aufstieg stets in der Gosse landeten. Die Mitglieder der „Samba-Schulen“ schlüpften dazu häufig, passend zum jeweiligen Motto, in die Kleider von Figuren aus dem brasiliанischen Alltag. Sie traten als

Fischer oder Fischerinnen auf; als Blumenhändler oder Blumenhändlerinnen; als Marktfrauen oder Flößer. So feierten sie nicht nur die Befreiung von der Sklaverei, so feierten sie auch ihren eigenen Alltag. Ihre Freude klang entsprechend. Diese „Samba-Schulen“ wirkten sich auf das Leben in den Slums aus. Die frühzeitige Tolerierung afrikanisch beeinfluster Volkskultur durch brasilianische Regierungen trug dazu bei, daß sich diese am Rand der Gesellschaft vegetierenden Massen in der Regel sanftmütig und in ihr Schicksal ergeben verhielten. Die Schwarzen wurden in Brasilien ja stets nur spärlich ermuntert (im Gegensatz etwa zu Nord-Amerika), sich um die Vorteile der westlichen Zivilisation zu bemühen – um berufliche Fortbildung, Alphabetisierung und Krankheitsfürsorge. Man bestärkte sie im Gegenteil, in den „Samba-Schulen“ noch intensiver, noch absoluter ihr afrikanisches Erbe zu pflegen – damit mehr oder weniger freiwillig auf Kultur-Güter anderer „Schulen“ zu verzichten. Man ermutigte sie, in den „Samba-Schulen“ das ganze Jahr Lieder einzustudieren, Tänze einzuüben, Kostüme zu nähen. Die Schwarzen gaben dazu nicht nur ihre Freizeit her, sie opferten auch den Großteil ihrer spärlichen Einkünfte. Schließlich zahlten sie ihre häufig nicht gerade billigen Kostüme in der Regel selbst. Daß sie sich mit Hilfe der sogenannten „Samba-Schulen“ in keiner Weise weiterbilden oder emanzipieren, geschweige denn sich einer politischeren Haltung nähern konnten, dafür sorgten schon die Leiter der Vereinigungen. Die Slums von Rio de Janeiro waren ja schon immer, aus den verschiedensten soziologischen und wirtschaftlichen Gründen, wichtiger Dreh- und Angelpunkt für kriminelle Geschäfte. Vor allem für Rauschgifthandel, Glücksspiele und Prostitution. Jene Personen, welche die Kriminalität in den Slums kontrollierten, leiteten auch die „Samba-Schulen“. Das bedeutete für die Mitglieder vor allem, daß sie ihren Beitrag völlig unentgeltlich zu leisten hatten. Das Geld, das mit etwaigen Auftritten der „Escolas“ im Fernsehen oder bei Auslandstourneen zu verdienen war, floß stets in die Taschen der Gangster. Die Verbrecher-Bosse bestimmten auch Konzept und Entwicklung der „Samba-Schulen“. Sie wollten aus der „Pflege“ afrikanischer Traditionen vor allem Kapital und Ansehen schlagen. So trimmten sie die Auftritte der „Schulen“ immer mehr auf den Geschmack des großen Publikums. Die ursprüngliche Idee wurde immer häufiger nur noch als Basis verwendet, das Drumherum artete zur „Big Show“ aus.

Früher wurden etwa die Songs der „Samba-Schulen“ ausschließlich von Musikern aus den jeweiligen Slums komponiert. Ihre Texte beschäftigten sich in der Hauptsache mit dem Alltag der Bewohner, mit ihren Träumen, Illusionen und Hoffnungen. Als die „Direktoren“ merkten, daß sie immer häufiger das Interesse von Weißen für ihre Umzüge gewinnen konnten, heuerten sie Schlagerkomponisten an. Ihre für die breite Masse geschriebenen Songs hatten mit der Spontaneität und Ausdrucksstärke der frühen Sambas nur noch wenig zu tun.

Das ist offensichtlich: „Karneval in Rio“, das Fest zur Befreiung der Sklaven, das Fest des afrikanischen Erbes, wurde in den letzten Jahren immer mehr zur Show für Weiße, zur Show für Touristen.

Vor dem 2. Weltkrieg war der Karneval eine Veranstaltung noch ausschließlich für Schwarze gewesen. Danach interessierten sich auch weiße Bürger aus der Mittelschicht dafür. Erst Bewohner von Rio de Janeiro, dann weitere Brasilianer, später

Touristen. Die Regierung begriff in dieser Zeit, daß sie diese Veranstaltung gut zu touristischen Zwecken verwenden konnte, als Grundstock für kommerziell verwertbare Folklore. Sie förderte den „Karneval in Rio“ als Ziel touristischer Massen. Das bedeutete unter anderen, daß von Seiten der Regierungen für die Gestaltung der Paraden statt der Schwarzen immer häufiger Weiße engagiert wurden. Die Weißen nun kannten zwar den Geschmack des großen Publikums, von echter Samba hatten sie jedoch wenig Ahnung.

Die „Samba-Schulen“, zu Anfang mit ihren Tänzen spontane Ausdrucks-Möglichkeiten für die Schwarzen, wurden zur Unterhaltungs-Industrie. Die Tänzer wurden nicht nur zur unbezahlten, ausgebeuteten, diskriminierten Touristen-Attraktion, sie wurden auch in ihrer Spontaneität beschnitten.

Typisch für die Situation der schwarzen Bevölkerung in Rio de Janeiro ist nicht nur die Parade der „Samba-Schulen“ auf der „Avenida Antonio Carlos“, kennzeichnend sind auch die mit ihr verbundenen Begleiterscheinungen. Rechts und links der Avenida werden rechtzeitig für den jährlichen Umzug Zuschauertribünen errichtet. Für die Steh- und Sitz-Plätze werden auf dem freien Markt Karten verkauft. Meist sind diese Tribünen für 2500 Besucher eingerichtet. In der Regel versammelt sich jedoch die vierfache Zahl. Viele Plätze werden nämlich mehrfach verkauft. (Keine Seltenheit in Brasilien.) Häufig werden auch viele Karten schwarz gedruckt und verscheppert. Außerdem hocken sich manche Besucher schon auf die Plätze, bevor sie von Absperrungen daran gehindert werden. Die Tribünen können diese legalen und illegalen Besucher-Massen nicht fassen. Ein Chaos entsteht.

Die Leute auf den Bänken, auf der Suche nach ihren Plätzen, erdrücken sich gegenseitig, trampeln aufeinander herum, schlagen einander nicht nur krankenhausreif. An einer Stelle konnte ich beobachten, wie ein Vater verzweifelt nach seinem Kind rief. Es war offenbar unter die Füße der Massen geraten. Daneben versuchte eine schwangere Frau mit größter Anstrengung, ihren Bauch vor der drückenden und stoßenden Menge zu schützen. Vergeblich. Die Frau sackte nach kurzer Zeit erschöpft zu Boden.

Niemand half. Die Militär-Polizisten auf der Avenida achten stets sorgfältig darauf, daß die Zuschauer nicht jenen Teil betreten, der für die Parade reserviert ist. Das mörderische Treiben auf den Rängen – das fällt nicht unter ihre Zuständigkeit. So entsteht im Karneval immer wieder ein Klima der Angst, Unsicherheit und Gewalttätigkeit. Das ist typisch für Brasilien. Die schwarzen Zuschauer auf den Bänken sind offensichtlich nur aus kosmetischen Gründen geduldet. Die Regierung will mit ihnen nach außen den Eindruck entstehen lassen, daß sie sich „volksnah“ verhält, daß sie Verständnis für die Kultur der schwarzen Bevölkerung aufbringt. Um einen sicheren Ablauf auf den Bänken sorgt sie sich jedoch nicht im geringsten. Unter welchen Opfern dieses Fest von Seiten der Schwarzen durchgeführt wird, das nimmt die Regierung offenbar nicht einmal zur Kenntnis. Dieser Eindruck entsteht, wenn man die Kommentare der Verantwortlichen nach den „Karnevals-Feiern“ hört. Da heißt es stets: „Das war ein überaus gelungener Karneval“. Oder: „Welch unvergessliches Ereignis!“ Kein Wort über Opfer. Die Regierung weiß, wie stark die Anziehungskraft der erotisierten Samba-Parade ist; wie sehr die Zuschauer das frenetische Getanze der „Samba-Schüler“ fasziniert.

Sie weiß auch, wieviel Elan und Energie die Leute beim Karneval einsetzen. Sowohl Zuschauer als auch Teilnehmer. Die Regierung kennt Grenzen und Möglichkeiten der Schwarzen. Sie nützt diese Kenntnisse für sich aus. Sie lässt die Schwarzen gewähren. Kann sie doch für sich nur Vorteile aus dem Karneval ziehen: Psychologische, soziologische, wirtschaftliche. Sexualität und Erotik werden hier rigoros als Macht-Instrument eingesetzt, als Ventil.

Der Karneval zeigt, mit welchen Mitteln und Methoden die schwarze Bevölkerung in Brasilien ausgebettet, abhängig gemacht und im ernstesten Sinn des Wortes zum Narren gehalten wird. Der Karneval dokumentiert die naive Genügsamkeit der Schwarzen, die sich schon zufrieden geben, wenn sie jedes Jahr in den Straßen der City tanzen dürfen. Der Karneval demonstriert die Berechnung der Herrschenden. Sie denken an nichts anderes als an Profit.

Ein großer Teil der Bevölkerung lebt in Brasilien im Elend. Vor allem deshalb – wie diese vier Tage und vier Nächte ebenfalls beweisen – weil die Mächtigen sich hemmungslos bereichern aufgrund der unterbezahlten Arbeitskraft der Armen. Der Karneval lässt erkennen, daß die Schwarzen in Brasilien auf dem Papier zwar befreit wurden, daß ihre Knechtschaft in Wirklichkeit jedoch andauert. Den Weißen wird hier noch immer unbegrenzte Überlegenheit zugesprochen. Die Neger sind noch immer zu Gehorsam und Unterordnung verdammt. Selbst im Karneval, in dem angeblich der Spieß umgedreht werden soll; in dem angeblich die Schwarzen ihre „Befreiung“ feiern!

In einer Seitenstraße der „Avenida Antonio Carlos“ wird am Mittwoch-Morgen ein Umzug-Wagen zerlegt. Junge Schwarze montieren alle Bretter ab, alle Bleche und Stoffe. Sie dienen in den nächsten Wochen als Unterschlupf für Neuankömmlinge in den Slums. Diese Neuen bereiten sich in den Blech- und Bretter-Boxen auf den nächsten Karneval vor, auf ihre nächste „Orgie“ in den Straßen der brasilianischen Metropole.

daran gewöhnt, mich hinten anzustellen
hörte ich nur undeutlich
ihre Worte vom Lesepult:
„hier ist immer Krieg.“

jetzt, da ich selber vom Lesepult aus
das gleiche etwas anders sage,
schau ich immer wieder
in die letzten Reihen,
wer mich da hinten überhört
aus schlechter Gewohnheit.

denn ich will da vorne
nicht allein sitzen.

Nachtrag zu Paul Celan

»Der Dichter Paul Celan wurde im Jahre 1970
tot aus der Seine geborgen.«

1
jedem die Seine?

2
mit bitterem Sprachwitz
nähern wir uns denen,
die ihren Mund aufzaten
und uns verschwiegen.

3
dabei kämpften auch sie.

4
und Kritiker,
voller Haß auf unsere Liebe,

zeigen uns herzen,
die von uns schwimmen
wie ein kalter fisch,
sprachlos in den wellen.

5

und jenen, die untergehen,
werden gräber errichtet,
die uns überragen.

6

diese toten ehren wir nur
im weitergehn.
geschmückt sind ihre gräber
mit unserem NEIN.

Ingeborg Bachmann

Nichts mehr gefällt mir.

*Ich habe ein Einsehen gelernt
mit den Worten,
die da sind
(für die unterste Klasse)*

Hunger

Schande

Tränen

und

Finsternis.

*Mit dem ungereinigten Schluchzen,
mit der Verzweiflung
(und ich verzweifle noch vor Verzweiflung)
über das viele Elend,
den Krankenstand, die Lebenskosten,
werde ich auskommen.*

*Muß ich
mit dem verbagelten Kopf,
mit dem Schreibkrampf in dieser Hand,
unter dreihundertnächtigem Druck
einreißen das Papier,
wegfegen die angezettelten Wortopern,
vernichtend so: ich du und er sie es*

wir ihr?

(Soll doch. Sollen die andern.)

*Mein Teil, es soll verloren geben.
1963/64*

Klagenfurt, der Ort der Herkunft, konnte der Ort des Bleibens nicht sein. Ingeborg Bachmann studierte in Innsbruck, Graz, Wien und promovierte 1950 mit einer Arbeit über Heidegger. Gab es danach für sie einen Platz? Österreich hat in diesem Jahrhundert eine erstaunliche Reihe Dichter von Rang entlassen, deren Leben und Werk in der Fremde Fragment blieben. In ihren Werken ist das Land präsent mit der entleerten Attitüde von Gesellschaft und Kultur einer verblichenen Großmacht, und mit liebenswürdig bitterer Ironie wird über das eigne

Ende hinausgewiesen auf die Endzeit der alten Gesellschaft. Bei Ingeborg Bachmann – durch die Länder vagabundierend wie vor ihr Robert Musil oder Joseph Roth – findet sich diese Haltung österreichischer Dichtung so formuliert: In ihrem Roman „Malina“ wird die Schriftstellerin interviewt. Sie erklärt ihr Einverständnis mit dieser Landschaft, die „aus der Geschichte ausgetreten ist“, und nennt das mit charmanter Bosheit ein „Beispiel für die Welt“: „. . . weil hier keine verschonte Insel ist, sondern an jeder Stelle Untergang ist, es ist alles Untergang, mit dem Untergang der heutigen und morgen Imperien vor Augen.“

Tief verbunden mit ihrer Herkunft, ist sie aus Österreich weggegangen, hat in vielen Städten und Ländern gewohnt, bis sie einen Platz fand in der Fremde, wo sie leben und sterben konnte. Sie nannte den Süden „mein erstgeborenes Land“, ihre letzte Wohnung war in Rom. Dort fing eines Nachts ihre Kleidung Feuer, sie kam mit verbrannter Haut ins Krankenhaus und starb. Das war 1973, sie war siebenundvierzig Jahre alt.

In der kurzen Geschichte ihres Werks gibt es keine Gleichzeitigkeit der Genres: zwei Bände Lyrik zuerst (Erscheinungsjahr 1953 und 1956), dann der Band Erzählungen „Das dreißigste Jahr“ (1961), darauf der Roman „Malina“ (1971). Der zweite Erzählungsband, „Simultan“ (1972), steht bei aller Eigenständigkeit mit Personage und Milieu in „Malina“-Nähe. Der Roman sollte zu einem Zyklus gehören, die Erzählungen könnten Etüden für die Fortführung des Vorhabens sein. 1955 und 1958 gab es ein Hörspiel, Ballett- und Opernlibretti für Hans Werner Henze entstanden. Gedichte wurden noch einzeln veröffentlicht, die letzten aus den Jahren 1963/64. Der literarische Platz der Heimatlosen wurde geschwind bestimmt, der war am deutschen Poetenhimmel. Diese Dienstleistung übernahm Günter Blöker – es hätte ebenso gut ein anderer sein können: „Das lyrische Jahr 1953/54 hat alle Aussicht, in die Literaturgeschichte einzugehen, und zwar aus einem doppelten Grund: Es hat uns – das ist das eine Ereignis – einen neuen Stern am deutschen Poetenhimmel beschert, ein Talent das (. . .) – ein Novum in der Lyrik seit 1945 – seine eigene Kategorie darstellt.“ Als es sich weder verbergen noch verhindern ließ, daß der Stern in die Niederungen des Irdischen leuchtete, da wurde er zu einer Person von zweifelhaftem Talent.

Die Existenzberechtigung des Dichters

Die Frankfurter Universität hatte einen Lehrstuhl für Poetik eingerichtet, Ingeborg Bachmann war im Wintersemester 1959/60 die erste Dozentin, ihre Frankfurter Vorlesungen wurden publiziert: „Literatur als Utopie“.

Ein öffentliches Nachdenken, oft zaghaft, unsicher, auch naiv („Hätten wir das Wort, hätten wir die Sprache, wir bräuchten die Waffen nicht“) – manchmal aber von hellsichtiger Schärfe. Ingeborg Bachmann fragt nicht rhetorisch, sondern mit ihrem ganzen Sein, und so fragt sie verantwortungsbereit und tapfer nach der Rechtfertigung dichterischer Existenz.

Eine solche Frage entsteht im Beziehungsgeflecht von Kunst und Leben, sie distanziert sich von Autonomie der Kunst. „Der Fragwürdigkeit der dichterischen Existenz steht zum ersten Mal eine Unsicherheit der gesamten Verhältnisse gegenüber“ – die Radikalität, mit der hier Neues, sich von der Existenzweise älterer

Dichter Unterscheidendes benannt zu sein scheint, wird im folgenden relativiert. Konkretisierungen für *Unsicherheit* oder für *Verhältnisse* scheinen nicht aus unmittelbarem Realitätsbezug gewonnen, sondern den Filter neopositivistischen Denksystems passiert zu haben. Wenn sie auf die Sprache kommt, redet Ingeborg Bachmann einfacher und tätiger, als es ihre Studien des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein erwarten lassen.¹ Ihre Vorstellungen von der Notwendigkeit einer neuen Sprache bleiben von modischen Wort-Spielen und dem Bruch der Sprache mit der Realität unberührt. Sie will nicht so verstanden werden, als könnte man „die Sprache an sich neu“ machen und so „Erkenntnis eintreiben und Erfahrung kundtun, die man nie gehabt hat“. Erkenntnis, Erfahrung sind Primäre, sie brauchen, bilden neue Sprache – aber vor jeder Erkenntnis, vor jeder „formulierbaren Moral“ gibt es ein neues Denken, das wiederum den Anstoß gibt, „eine neue sittliche Möglichkeit zu begreifen und zu entwerfen“. Mühsam und zögernd geht Ingeborg Bachmann zu Werke. Ihre logische Potenz hilft ihr nicht bei der Analyse einer schmerhaft empfundenen, unzumutbaren Wirklichkeit. Es sind einige Vermittlungen nötig, bis sie schließlich das bedenkliche, bedeutende Wort doch ausspricht: „Von einem notwendigen Antrieb, den ich vorläufig nicht anders als einen moralischen vor aller Moral zu identifizieren weiß, ist gesprochen worden, eine Stoßkraft für ein Denken, das zuerst noch nicht um die Richtung besorgt ist, einem Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache und durch die Sprache hindurch etwas erreichen will. Nennen wir es vorläufig Realität.“

Nachdem das Wort *Realität* gesagt ist, geht es leichter zu der Antwort hin, die die Frage nach der Existenzberechtigung des Dichters fordert – mit dem moralischen Antrieb als das allen Gemeinsame und der Richtung als Einmalig-Individuelles: „Was aber möglich ist, in der Tat, ist Veränderung. Und die verändernde Wirkung, die von neuen Werken ausgeht, erzieht uns zu neuer Wahrnehmung, neuem Gefühl, neuem Bewußtsein.“

Bei dem Mühen um den Begriff *Realität* hemmten Zweifel, was er denn heute alles bedeuten könnte. Aber zur *Realität* zählen auch Selbstverständlichkeiten, die in dem Literaturbetrieb, der Ingeborg Bachmann vereinnahmte, keineswegs selbstverständlich sind: „Daß Dichten außerhalb der geschichtlichen Situation stattfindet, wird heute niemand mehr glauben.“ Sorgsam befragt und bedacht, was einerseits geschichtliche Situation ist, andererseits das Spezifische der poetischen Arbeit, steht nun eine kühne, provokante Behauptung da für die Existenzberechtigung des Dichters: „Gelingen kann ihm, im glücklichsten Fall, zweierlei: zu repräsentieren, seine Zeit zu repräsentieren, und etwas zu repräsentieren, für das die Zeit noch nicht gekommen ist.“

Ingeborg Bachmanns Werk steht vom Anfang bis zum Ende dafür, dieser doppelten Verpflichtung nachzukommen. Gegenstand und Äußerungsweise für Zeitrepräsentanz änderten sich im Laufe einer zwanzigjährigen Arbeit, während der ein imperialistischer deutscher Staat wieder auf die Höhe kam. Trauer und Bitterkeit nehmen zu, aber die Repräsentanz dessen, wofür die Zeit noch nicht gekommen ist, hält an. Das Thema der Zeitrepräsentanz war in den ersten Büchern vor allem die Warnung vor der gegenwärtigen Vergangenheit. Unter den Gedichten von 1953:

Früher Mittag

Wo Deutschlands Himmel die Erde schwärzt,
sucht sein enthaupteter Engel ein Grab für den Haß
und reicht dir die Schüssel des Herzens.

Eine Handvoll Schmerz verliert sich über dem Hügel.

Sieben Jahre später
fällt es dir wieder ein,
am Brunnen vor dem Tore,
blick nicht zu tief hinein,
die Augen geben dir über.

Sieben Jahre später,
in einem Totenhaus,
trinken die Henker von gestern
den goldenen Becher aus.
Die Augen täten dir sinken.

Das ist eine eindeutige poetische Benennung dessen, was in Prosa Restauration heißt, eine zornige Anklage, daß da in einem schönen Heimatland deutscher Poesie, das nun besudelt unter den Völkern sitzt, ungerührt aufs neue Becher und Trunk die zur Hand haben, die dieses Land besudelten. Die Henker von gestern vergessen nicht, wenn sie einer bloßstellt. Fühlten sie sich einstweilen noch verborgen genug in einer Szenerie, in der ein enthaupteter Engel umging?

Zunächst wurde unterlassen, als man über das Einmalige der Bachmann schrieb – „ein Talent, das . . . seine eigene Kategorie darstellt“ –, über Gemeinsamkeiten mit anderen zu informieren, von der gleichen „Stoßkraft des Denkens“ bewegt. Neonazistische Erscheinungen begleiteten den Restaurationsprozeß und mobilisierten Dichter, deren Einverständnis in der Sorge um solche Entwicklungen wesentlichen Anteil hatte an der Formierung einer eigenständigen BRD-Literatur. Zu ihnen gehörte Ingeborg Bachmann wie Paul Celan, dessen Gedichte über die Gemeinsamkeit des Nonkonformismus hinaus selbst Berührungspunkte in der „Richtung“, dem Individuell-Besonderen, mit Ingeborg Bachmanns Lyrik haben.

Selten in den fünfziger Jahren, als Zeitrepräsentanz das Dringendste, die wieder-auflebende Vergangenheit, betraf, war das Einbringen von „etwas, für das die Zeit noch nicht gekommen ist“. Selten und kostbar sind Ingeborg Bachmanns Leistungen. Will man das näher bezeichnen, ist man auf das heikle Wort Schönheit angewiesen. Man weiß nicht genau, was es meint, es macht einen sozial indifferenten Eindruck, das humane Anliegen der Kunst begreift auch Häßlichkeit, es betrifft Form wie Inhalt – kurz, ich sympathisiere mit einer Bemerkung in den „Weimarer Beiträgen“, die auch auf den Befund der Bachmann'schen Lyrik zutrifft: „Als begriffliche Invariante bleibt aber im Schönen das Bewußtsein von der Humanisierung aller menschlichen Beziehungen präsent, artikuliert sich in und mit ihm die

jeweils historisch-klassengebundene Antizipation von Zukunft, das Streben nach – und der Grad der – Freiheit, wird im Schönen stets auch die Sympathie gegenüber der sinnlich-gegenständlichen Weltaneignung und der menschliche Selbstgenuß mit formuliert.“²

Ingeborg Bachmanns Poesie, reich an Trauer, Schmerz und Dunkelheit, hat Süße und Schönheit in diese Welt gebracht, daß sie heller werde, daß sie sich ändere. Immer wieder ist die Schriftstellerin aus Abgründen zurückgekommen mit dem Wort im Herzen „Nichts Schöneres unter der Sonne zu sein“. Bitter bezahlte Botschaften – wer hat sie angenommen?

1964 erschien ein Gedicht, in dem es gelungen war, die doppelte Repräsentanz – Zeitkritik und Zukunftsantizipation – zu vereinen, und das so ganz den Menschen gehört, die in unendlich banalen Mühen für die Ausführung des kategorischen Imperativs der Ingeborg Bachmann sorgen:

Freies Geleit

Mit schlaftrunkenen Vögeln
und wind durchschossenen Bäumen
steht der Tag auf, und das Meer
leert seinen schäumenden Becher auf ihn.

Die Flüsse wallen ans große Wasser,
und das Land legt Liebesversprechen
der reinen Luft in den Mund
mit frischen Blumen.

Die Erde will keinen Rauchpilz tragen,
kein Geschöpf ausspeien vorm Himmel,
mit Regen und Zornesblitzen abschaffen
die unerhörten Stimmen des Verderbens.

Mit uns will sie die bunten Brüder
und die grauen Schwestern erwachen sehn,
den König Fisch, die Hoheit Nachtigall
und den Feuerfürsten Salamander.

Für uns pflanzt sie Korallen ins Meer.
Waldern befiehlt sie, Ruhe zu halten,
dem Marmor, die schöne Ader zu schwellen,
noch einmal dem Tau, über die Asche zu gehn.

Die Erde will freies Geleit ins All
jeden Tag aus der Nacht haben,
daß noch tausend und ein Morgen wird
von der alten Schönheit jungen Gnaden.

Repräsentanz von Gegenwärtigem wie von Zukünftigem als Existenzberechtigung des Dichters – diesem Anspruch unterwarf Ingeborg Bachmann auch die eigene Arbeit. In Mitteilungen repräsentativer BRD-Kritik über die Dichterin spielen solche Ansprüche keine Rolle. Häufig bestreitet man ihr mit dem Glanz dessen, „für das die Zeit noch nicht gekommen ist“, die Verpflichtung auf die Gegenwart. Etwa auf der Mitte ihres Weges, 1963, schrieb Marcel Reich-Ranicki: „Daß es einer Lyrikerin vom Typ der Ingeborg Bachmann geradezu widerstrebt, die historischen, gesellschaftlichen und moralischen Gegebenheiten zu benennen, (. . .) ist begreiflich. Wir müssen es respektieren. Aber eben dieser Umstand hat dazu beigetragen, daß die Bachmann'sche Poesie von der als links und von der als rechts geltenden Kritik, von allen Seiten mit demselben Beifall bedacht werden konnte. (. . .) Die in der Bachmann'schen Dichtung verschlüsselten und unbarmherzig anmutenden zeitkritischen Elemente erhalten sofort einen Stich ins Ewige und somit ins Unverbindliche.“³ Mit Reich-Ranicki steht geradezu ein Spezialist in Sachen Verbindlichkeit zur Verfügung – ein Mann, der bereits in einem Staat der Diktatur des Proletariats verbindlich sein wollte und es nun ist in einem Staat der Diktatur der Bourgeoisie.

Als Ingeborg Bachmann über die Existenzberechtigung des Dichters sprach, hatte sie einen Posten nicht erwähnt. Sie hatte sich zur Realität vorgetastet, um den Bezugspunkt zu bestimmen, und ihr Werk weist aus, daß keine Allerweltorealität gemeint ist, sondern die einer bürgerlichen Gesellschaft unserer Zeit, speziell ihre Deformation des Menschseins. Jener Posten ist die unveräußerliche Verpflichtung der Dichtung auf die Humanität. Wenn Antrieb und konstituierendes Element eines poetischen Werkes Menschlichkeit ist, sind bald die Kollisionen mit einer im Wesen unmenschlichen Gesellschaft wahrzunehmen. Auch da sind wieder Kritiker dienstwillig, so Clemens Heselhaus: „Freilich ist Menschlichkeit an sich noch kein ästhetischer Wert, und ihre Umsetzung ins Gedicht ist immer auch ein Verlust an Brillanz, Fertigkeit und Komposition. Strukturmäßig lässt sich Menschlichkeit im Gedicht weder erfassen noch bestimmen. Dennoch stellt sie einen guten Wert dar, dessen Anerkennung und Darstellung man auch vom guten Dichter erwartet. Die Bachmann'schen Gedichte sind ein Beweis dafür, daß Menschlichkeit selbst über Strukturvermengungen hinweghelfen kann. Das menschliche Dokument, das Zeugnis für Menschentum, hat poetisches Gewicht.“⁴ Da sieht man, wie weit es die deutsche Bourgeoisie im Laufe ihrer Herrschaft mit den Menschenrechten gebracht hat: Was auch immer zu Goethes Zeiten in den Journalen gesudelt wurde, „strukturmäßig“ von Menschlichkeit zu faseln hätte wohl keiner gewagt. Goethes Wort war eine Maxime: „Wir wissen von keiner Welt, als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist.“

Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen

Für das Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ bekam Ingeborg Bachmann den Hörspielpreis der Kriegsblinden. Sie gab ihrer Dankrede den Titel „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ und sprach davon, daß in dem Hörspiel „alle Fragen auf die nach der Liebe zwischen Mann und Frau und was sie ist, wie sie verläuft und wie wenig oder viel sie sein kann, hinauslaufen“. Man könnte einwenden, es ginge um einen Grenzfall: „Nun steckt aber in jedem Fall, auch im alltäglichsten von Liebe, der Grenzfall (. . .) Denn bei allem, was wir tun, denken und fühlen, möchten wir

manchmal bis zum Äußersten gehen. Der Wunsch wird in uns wach, die Grenzen zu überschreiten, die uns gesetzt sind.“

Als Prisma von Zukünftigem ist die konstituierende Menschenbeziehung, die Beziehung von Mann und Frau, eines der großen Themen Ingeborg Bachmanns. Es wird sich herausstellen, daß die Geschlechterbeziehungen das Stigma des Patriarchats tragen. Mit kaum einem Gegenstand hat Ingeborg Bachmann so heftigen Anstoß erregt wie mit Liebessachen in der Literatur.

In ihrer Lyrik konnte sie mit einer in unserer Zeit seltenen Gefühlskraft Gewinn wie Verlust Wort und Form geben. Sie hat dort auch das individuell Besondere ihrer Liebeshematik benannt:

*Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann:
sollt ich die kurze schauerliche Zeit
nur mit Gedanken Umgang haben und allein
nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?
Muß einer denken? Wird er nicht vermisst?*

Man kann leicht sagen, das sei eine falsche Alternative, Denken und Fühlen seien kein Widerspruch. Aber die falsche Alternative ist nicht von Ingeborg Bachmann, sie ist schmerhaft existent – in der Liebe, in der Kunst . . . Von den ungezählten Beispielen wenigstens eins: Brecht, der Theatertheoretiker, äußerte seine Sorgen mit der Trennung von Verstand und Gefühl, der Diffamierung des Verstandes, damit die Gefühle leichter zu manipulieren waren. Das alles steht auf dem Blatt der Geschichte, auf dem die bürgerlichen Hoffnungen von der Totalität des Individuums eingetragen wurden, damals, als das Blatt gerade aufgeschlagen war. Unterm Strich aber wird die unsägliche Zerstörung des Humanen zusammengezählt. Auf das Blatt der neuen Klasse ist diese Last übertragen und mit ihr als Auftrag Hoffnungen, die gerettet wurden.

Als Ingeborg Bachmann ihr Thema nach dem lyrischen Beginn in Prosa variierte, „„Undine geht“,“ hoben Kritiker wohlwollend den Finger und warnten vor Kitsch. Offenbar war das ein Hieb, der gesessen hat, Undine, diese Märchenfrau, aus dem Wasser kommend, ins Wasser gehend: „Doch vergeßt nicht, daß ihr mich gerufen habt in die Welt, daß euch geträumt hat von mir, der anderen, dem anderen, von eurem Geist und nicht von eurer Gestalt, der Unbekannten, die auf euren Hochzeiten den Klageruf anstimmt und von deren Kuß ihr zu sterben fürchtet, so wie ihr zu sterben wünscht und nie mehr sterbt: ordnungslos, hingerissen und von höchster Vernunft.“ Den Traum vom Grenzübergang haben die Männer namens Hans verraten, sie haben sich eingerichtet: „Ihr mit euren Musen und euren Tragtier und euren gelehrten, verständigen Gefährtinnen, die ihr zum Reden zulaßt . . .“ Aus profanem Egoismus – Max Frisch würde vermutlich male chauvinism sagen – arrangieren sie sich feige und bequem mit Gleichen, mit Frauen, die Undines Welt nicht dulden: „Die heftigen Menschenfrauen schärfen ihre Zungen und blitzen mit den Augen, die sanften Menschenfrauen lassen ein paar Tränen laufen, die tun auch ihr Werk.“

Neben der Anklage aber steht Undines Lob – mir ist ein solches Lob der Männer bisher in der Literatur nicht bekannt. Aber die, denen geschmeichelt wird, mögen Anmaßung wittern: „In euren schwerfälligen Körpern ist eure Zartheit zu loben.

Etwas so besonders Zartes erscheint, wenn ihr einen Gefallen erweist, etwas Mildes tut. Viel zarter als alles Zarte von euren Frauen ist eure Zartheit, wenn ihr ein Wort gebt oder jemand anhört oder versteht.“ Ein Lob stellt zudem Ansprüche. – Nicht die heftigen oder sanften Menschenfrauen haben dem Mann namens Hans zugehört, sondern die Fremde: „Nie hat jemand so von der Erde gesprochen, von ihrer Gestalt, ihren Zeitaltern. In deinen Reden war alles so deutlich: die Kristalle, die Vulkane und Aschen, das Eis und die Innenglut. So hat niemand von den Menschen gesprochen, von den Bedingungen, unter denen sie leben, von ihren Hörigkeiten, Gütern, Ideen, von den Menschen auf dieser Erde, auf einer früheren und einer zukünftigen Erde. Es war recht, so zu sprechen und soviel zu bedenken.“ Die Prosa von „Undine geht“ ist der Lyrik nah. Ihre Zeit ist das Seiende, der Augenblick, und hier ist alles absolut und ohne Zeit, – die Männer, die undifferenziert alle Hans heißen, im Guten wie im Bösen, die Undine-Frau, die immer ihre Welt verläßt um des Lebens und der Liebe willen, immer verraten wird und immer sterben muß an diesem Verrat. Profanes, das den Traum preisgibt, wird nicht unterschieden von Profanem, das dem Traum dient. Unter Anklage des Alltäglichen fällt auch Lebensnotwendiges, dem sich die Autorin selber verpflichtet hat. Sie hat in jener Preis-Rede gesagt, daß es den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt: „Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es in der Liebe, der Freiheit oder jeder anderen reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten.“ Das ist ein Votum für Undine. „Malina“ ist der umfangreichste dichterische Beitrag zur Problematik der Mann-Frau-Beziehungen, ein Roman, der Teil in einem Zyklus sein sollte. Er tendiert zum Gesellschaftsroman, allerdings bewegt er sich nicht in ihrer Totalität, sondern in dem, was man auf österreichisch Nobelpreisgesellschaft nennt. Wien ist der Schauplatz. Ich, die Frau, ist Schriftstellerin. Sie hat einen Beruf, Andeutung des Bezugs auf die Totalität des Lebens mit ihrer Korrespondenz von Liebe und Arbeit. Beides ist für sie in ihrer Gesellschaft problematisch. Sie lebt seit langem mit Malina. Der versieht Dienst im Heeresmuseum, „aus Gründen der Tarnung“, wie es bei den Personenbeschreibungen am Anfang mysteriöser Weise heißt. Ihm sind die Papiere der Schriftstellerin zugeschoben. Eine neue Liebe ereignet sich, zu Ivan, der „geht einer geregelten Arbeit nach“ in einem „Institut für äußerst wichtige Angelegenheiten“. Es läßt sich nichts beweisen, aber hinter der Struktur der Beziehungen zwischen Malina und der Ich-Person irisiert etwas, das Erfahrungen vom Zusammenleben reputierter Schriftsteller zitieren könnte, etwa Ingeborg Bachmanns und Max Frischs gemeinsame Zeit.⁵ Zum Leben mit Malina gehört eine gemeinsame Wohnung, das Leben mit Ivan besteht vor allem aus Telefonaten und kurzen Besuchen. Die beiden Sphären ignorieren sich.

Ivan ist bemerkenswert unengagiert. Daß sie nicht glücklich ist, wenn sie nichts Gutes tun kann, sagt er so nebenbei. Ihr Entzücken, wenn sie ihn oder Zeichen seiner Existenz anrühren kann, duldet er eben. Eines Tages will Ivan zum Essen bleiben. Elektrisierende Sensation für das Ich: einmal mehr als stundenlieben, möglicherweise ein Hinweis auf Dauer? Aber unter all den Büchern im Haus ist kein Kochbuch mit dem Rezept für das Wunder, das dieses Essen werden soll. Was nutzen Kant, Leibniz und Hume, Heidegger und die Vorsokratiker, Kafka, Rimbaud, Freud, Adler, Jung, Balzac und Proust, die französischen Moralisten und die Wiener

Logistiker, was nützen Marx, Engels, Lenin – Ivan will zum Essen bleiben! Pörköl und Marillenknödel, das ist die Frage. Mit österreichischem Charme wird hier in Prosa die lyrische Elegie ironisiert: „... sollt ich die kurze schauerliche Zeit / nur mit Gedanken Umgang haben und allein / nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?“ Leben, Arbeit und Liebe sollen eins werden, und so sagt Ich: „... befreit von allem Gelesenen für eine Stunde lege ich mich neben Ivan und sage: ich werde dieses Buch, das es noch nicht gibt, für dich schreiben, wenn du es wirklich willst.“ Das Buch entsteht, sein Anfang: „Ein Tag wird kommen ...“. Ein Wort für die Repräsentanz dessen, wofür die Zeit noch nicht da ist, und jedesmal die Parole dafür, daß jetzt aus dem wachsenden Buch mitgeteilt wird, und jedesmal wird das Ende allen Elends und der Beginn der Wunder vorausgesagt – so: „Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen schwarz-goldene Augen haben, sie werden die Schönheit sehen, sie werden von Schmutz befreit sein und von jeder Last, sie werden sich in die Lüfte heben, sie werden unter die Wasser gehen, sie werden ihre Schwierigkeiten und ihre Nöte vergessen. Ein Tag wird kommen, sie werden frei sein, es werden alle Menschen frei sein, auch von der Freiheit, die sie gemeint haben. Es wird eine größere Freiheit sein, sie wird über die Maßen sein, sie wird für das ganze Leben sein ...“

Aber wie kann das Buch werden ohne das Glück von Gemeinsamkeit? Es ist ja bald kein Buch für Ivan – „ich werde nie verlangen, daß du es liest“. Ivan, sagt Ich, weiß nicht, mit wem er umgeht, und sie stört ihn nicht. Er ist unbelastet von der Welt der Gedanken. Auch ändern will er sie nicht. Ihren übersensiblen Weltbezug findet er einfach blöd – ist das nicht wunderbar? Aber auch sie will seine Lektion nicht lernen, sich ihm einmal zu verweigern. Spielregeln sagt er dazu, das Wort findet sie unpassend, nennt es aber doch nicht primitiv. Eines Tages beginnt er, sie mitzunehmen, wenn er mit seinen Söhnen ausfährt, und diese Kinder mögen sie – welche Hoffnung. Doch die Zeit kommt, in der Ivan seltener anruft. Er hat gewechselt. Sie bedenkt noch, ob sie ein einfaches Leben gestört haben könnte. Ians Schönheit, die sie brauchte, konnte sie nicht festhalten, und die Endfrage ist: „Wenn jemand vollkommen schön und gewöhnlich ist, warum setzt er allein die Phantasie in Bewegung?“ Die Frage erscheint im Dialog mit Malina, in dem Ordnung gemacht wird. Malina fühlt sich wohl im Umgang mit Gedanken. Er ist nicht schön und nicht ordnungslos. Das Buch „Ein Tag wird kommen ...“ wird zurückgenommen, Liebe und Leben sind zu Ende. Der letzte Satz des Buches: „Es war Mord.“

Das Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ (1958) war bereits nach dem gleichen Modell gebaut. Alles, was dem Ich in „Malina“ geschieht, stieß schon der Jeniffer zu. Sie irritierte den Partner in seinen Klischeevorstellungen und zog ihn zeitweilig ganz und bedingungslos an durch ihre maßlose Hingabe, die die Besitzertaktik, sich zu verweigern und wieder erobern zu lassen, als würdelos abwies. In dieser Hingabe verbrannte sie, wartend auf Jan, der inzwischen rückfällig geworden war: „Er war gerettet. Die Erde hatte ihn wieder. Jetzt wird er längst bei schlechter Laune und mäßigen Aussichten lange leben.“ Hier war die dichterische Fiktion nicht mit Requisiten aus der Wirklichkeit hergestellt, sondern mit irrealen, phantastischen. Das hat die Leute offenbar weniger aufgebracht. „Malina“ hat Kritiken von einer Bosheit ausgelöst, die weit über den Anlaß eines als mißlungen bewerteten Romans hinausgehen. Günter Blöker, der einst in seinem Observatorium Ingeborg Bachmann als neuen Stern entdeckte, läßt „Malina“ bestenfalls als eine Neuorientierung

der Lyrikerin am nicht-lyrischen Objekt gelten und fragt indigniert: „Aber war es notwendig, uns und das heißt eine mit gutem Grund immer noch verehrungsbereite literarische Öffentlichkeit daran teilnehmen zu lassen?“⁸ Sibylle Wirsing wirft der Verfasserin vor: „Obwohl das Romanthema die Selbstaufgabe ist, kennt das Ich nur einen Faszinationspunkt: den eigenen Nabel.“⁹ Und so steigert sich das bis zu dem unsäglichen „Verständnis“ eines Friedrich Wilhelm Korffs: „Zu verstehen ist es freilich, daß eine unglückliche Frau gelegentlich gezwungen ist, ihr weibliches Minus als ein Plus der Literatur zuzuschlagen, unverständlich bleibt aber, daß sie darin gleich so weit geht, ihr Unglück auch noch in Szene zu setzen, um es alsdann literarisch auszukosten . . .“¹⁰

Ein Phänomen, das uns hellhörig macht, ist das Berufen auf die einfachen Leute. Hatte Ingeborg Bachmann bereits „gesundes Volksempfinden“ verletzt?¹¹ Sibylle Wirsing fühlt sich von „Malina“ getroffen, als sei sie in den Kämpfen der Ausgebeuteten streitbar engagiert, sie schlägt sich glatt den einfachen Leuten zu und redet gleich von *wir*: „Für so dummm werden wir gehalten, daß man nichts voraussetzt und uns auch noch die größeren Feinheiten eines gebildeten Umgangs und einer zarten Konstitution wortreich erklärt, so etwa wie früher eine bourgeoise Hausfrau ihrem Trampel von Dienstmädchen das teure Porzellan und die geschliffenen Gläser nicht ohne umständliche Mahnungen anvertraute.“ Korff sieht durch, das Gesperrte stammt von ihm: „Die Unkenntnis der Liebe – schlicht: die Unfähigkeit dessen, was gewöhnlich Menschen gemeinsam haben – wirft Schatten über ihren Roman.“ Der Schlichte besteht auf Gewöhnlichem, für ihn ist es auch geschmacklos, daß diese Frau ihren Kopf ausgerechnet auf Karl Jaspers „Die großen Philosophen“ stützt. Hätte sie Readers Digest genommen, sie lebte vielleicht noch.

In Standardwerken liest man zum Thema: „Die Erzählerin stellt das schon ange deutete proteische Vermögen unter Beweis, männliche wie weibliche Figuren in gleicher Weise glaubwürdig aufzubauen.“¹² Man stelle sich vor, eine Wissenschaftlerin hielte es für nötig, Max Frisch dergleichen zu bescheinigen. Oder man hätte seinerzeit Balzac dafür gelobt. Ingeborg Bachmann hat es nicht mehr erlebt, daß sich die Zunft der Schreiber für so etwas schämt. Wie dezent war sie, wenn sie den gönnerhaft anmaßenden Begriff emanzipationsbereiter Männer *New Woman* bloß verkehrte: „. . . und solange es diesen Neuen Mann gab, konnte man nur freundlich sein und gut zueinander, eine Weile. Mehr war nicht daraus zu machen, und es sollten die Frauen und Männer am besten Abstand halten, nichts zu tun haben miteinander, bis beide herausgefunden hatten aus der Verwirrung und Verstörung, der Unstimmigkeit aller Beziehungen. Eines Tages konnte es dann anders kommen, aber nur dann, und es würde stark und mysteriös sein und wirklich Größe haben, etwas, dem sich jeder wieder unterwerfen könnte.“ Das ist nach „Malina“ geschrieben, das Resümee der Elisabeth, einer fünfzigjährigen Liebenden („Drei Wege zum See“ in „Simultan“, 1972).

Ingeborg Bachmann war immer dezent, sie hat stille Frauen beschrieben, bereit, sich zu unterwerfen, den Intellekt zu verleugnen. So bewirkte sie unerwartete Enthüllungen über gesellschaftliche Mißbildungen. In der Sphäre der Mann-Frau-Beziehungen wurden die Grenze des Möglichen und die Reaktion auf ihre Grenzüberschreitungen deutlich sichtbar.

Das Ich und die Realität

Die Frage nach der Tendenz des Buches „Malina“ zum Gesellschaftsroman ist zugleich die Frage nach dem Realitätsgewinn der Dichterin. Das Ich dieses Buches sagt: „Ich habe über Gebühr gelebt, darum habe ich alle diese Friedensspiele, so geben sie sich nämlich aus, als wären es keine Kriegsspiele, in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit zu spüren bekommen.“ Ingeborg Bachmann leistete dem Zwang zur Genügsamkeit Widerstand. In diesem Konzept ist sowohl die Möglichkeit der grenzüberschreitenden Realitätserprobung enthalten als auch die zur Ich-Bezogenheit, zur Identifikation von Ich und Welt – Gewinn und Verlust.

Von dem, was in Wien als Modell der alten Welt „Die Gesellschaft“ heißt, wird in „Malina“ gesagt: „Die Gesellschaft ist der allergrößte Mordschauplatz“. Für den Zyklus, dem der Roman zugehören sollte, war an den Titel „Todesarten“ gedacht. So erscheint in den kranken Träumen des Ichs die Vater-Figur: „. . . er wechselt in einem fort die Kostüme, er trägt den roten Henkersmantel und steigt die Stufen hinauf, er trägt Silber und Schwarz vor einer Verladerampe, auf einem Wachturm, er trägt seine Kostüme zu Reitpeitschen, zu den Gewehren, zu den Genickschüßpistolen, die Kostüme werden in der untersten Nacht getragen, blutbefleckt und zum Grauen“. In die Vaterfigur des Traumes fließen Generationen von Machthabern ein, die schuld sind an Mord und Krieg in Vergangenheit und Gegenwart. Die Aggressionen dieses Vaters, der totale Besitzanspruch, auch sexuell, auch gegenüber der Tochter, haben einen unverkennbaren Zug von Psychoanalytischem. So entstehen diffuse Eindrücke, wenn in „Malina“ von gesellschaftlichen Mißständen und ihren individuellen Folgen die Rede ist, als könnten ihre Ursachen in dieser Männergesellschaft die Männer sein und nicht die sozialen Gegebenheiten. Der Stellenwert von „Malina“ hätte sich ändern können, wenn das Buch Teil eines Ganzen geworden wäre, eine Zuarbeit zu den „Todesarten“. So geben über mögliche Intentionen des Romans nur noch die späteren Erzählungen des Bandes „Simultan“ Auskunft. Das Auskundschaften des gesellschaftlichen Befundes, zu dem der tägliche Mord an Menschlichkeit, die Todesarten gehören, wird fortgesetzt. Die Erzählung „Das Gebell“ klärt, daß die Todesarten nicht sensiblen Privilegierten eingeräumt sind, sondern ebenso „gewöhnlichen“ Menschen. Ein Name, der schon im „Malina“-Umkreis aufgetaucht war, wird hier zur Person, der Professor Jordan. Seine Mutter, die alte Frau Jordan, reagiert psychopathisch auf Hundegebäll. Die junge Frau Jordan, neue und soundsovielte Gattin des Professors, findet das heraus, als sie in ihrem Liebeseifer dem Vielbeschäftigten die Arbeit abnimmt, ab und an seine Mutter zu besuchen. Da kommt noch mehr zutage, was sie nicht wußte: die Mutter gehörte gar nicht zur Nobelgesellschaft, sie war als Mädchen in Stellung, und Leos Studium hat ein Verwandter bezahlt, der später ins KZ kam und den Leo nicht mag. Der fleißige Sohn hat Karriere gemacht und arriviert gerade international mit einem Vortrag über „Die Bedeutung endogener und exogener Faktoren beim Zustandekommen von paranoiden und depressiv gefärbten Psychosen bei ehemaligen Konzentrationslagerhäftlingen und Flüchtlingen.“ Da erschrickt die alte Frau Jordan – weil es doch den Verwandten gibt, der einmal das Geld gegeben hat und im KZ war und den Leo nun nicht mag. Hunde mag er auch nicht. Darum hat sie Nuri abgeschafft, der ja sehr nett war, nur auf Leo ist er losgegangen, und das konnte sie dem Buben nicht zumuten, wenn er einmal Zeit hatte für sie. Nun erschrickt die

junge Frau Jordan: „Was sind wir für Menschen, sagte sie sich – denn sie war unfähig zu denken: was ist mein Mann für ein Mensch! – wie gemein sind wir doch, und sie hält sich für eine Egoistin, während wir alles haben!“ So einfach steht das da – die Todesart der alten Frau Jordan.

„Drei Wege zum See“ ist die wichtigste der letzten Erzählungen, die erste, die nicht durch ein Rollen-Ich, sondern objektiviert in der dritten Person präsentiert wird. Hauptfigur ist jene Elisabeth, die schon zitiert wurde, international bekannte Fotografin und Journalistin. Die Autorin hat ihrer Figur einen Beruf gewählt, durch den Auskünfte über gesellschaftliche und politische Vorgänge vermittelt werden. Die Helden ist zum ersten Mal nicht nur Leidende, sondern zögernd und beiläufig auch Handelnde.

Der Journalistenberuf bringt eine weitere Todesart ans Licht. Bei einer Reportage Elisabeths über Abtreibungen packte sie die Wut, „und sie wollte diesen Arzt plötzlich fragen, wer fragt einmal mich, wer fragt einmal jemand, der selber denkt und zu leben wagt, und was habt ihr aus mir gemacht und aus den vielen anderen, mit diesem irrsinnigen Verständnis für jedes Problem, und ist es denn überhaupt noch nie jemand in den Sinn gekommen, daß man die Menschen umbringt, wenn man ihnen das Sprechen abnimmt und damit das Erleben und Denken.“

Elisabeths erste Liebe nach einigen Männern nur zum Schlafen hieß Franz Josef Eugen Trotta, ein Österreicher, der weggegangen ist, gemeldet nun in Frankreich – ein „Exilierte und Verlorener“. Er ist hochmütig, einsam, wissend, hat die resignierte Klugheit Dekadenter, die nichts mehr tun. Ehrenvolle Konsequenz seiner Haltung zu sich und der Welt war, daß er sich erschoß. Er stellt Elisabeths Arbeit in Frage, ihren „jungen, festen Glauben“. Mit Fotos vom Sterben Gefolterter liefert sie nichts, sagt er, als das perverse Schaudern saturierter Bürger beim Morgenkaffee. Ihr Engagement, es gäbe nichts Wichtigeres für Frankreich als die Freiheit Algeriens, beantwortet er mit Hohn: „Und die Freiheit, die Freiheit, die dauert, wenn sie kommt, kaum einen Tag und ist ein Mißverständnis.“ Elisabeth weiß – alles in allem –, daß Trotta nicht recht hat. Aber auch, daß er recht hat. Sie macht in ihrer Welt keine Erfahrungen, mit denen sie eine Entscheidung zwischen diesen zwei Wahrheiten treffen könnte.

Sie fuhr nach Algerien entgegen Trottas untätigem Vorwissen. Es ist eines der seltenen Beispiele im Werk Ingeborg Bachmanns für die Darstellung der Aufnahme gesellschaftlicher Befunde – sie erfolgt nicht mit einem rationalen Instrumentarium, sondern ausschließlich emotional. Elisabeth sah, „während alle längst zur ‚Tagesordnung‘ übergingen, noch bedrückt, was aus der Freiheit schon zu werden drohte, und aus dem neuen Algerien kam sie niedergeschlagen zurück, sagte aber ostentativ allen, daß es hochinteressant sei und schrieb mit vorsichtigen Einschränkungen allerlei Positives, und sie überlas ihre Bildtexte, stundenlang, bevor sie sie abholen ließ, ihren Grenzübergang in die erste Lüge, die ihr klar war ...“

Der Wall, der errichtet wurde um die einfache Wahrheit von der Prozeßhaftigkeit der Geschichte, die keine Vollendung kennt, ist längst nicht abgetragen, so daß sie bloßem Empfinden zugängig wäre. Es scheint einen Denkmechanismus illusionärer Art zu geben, nach dem Veränderung Vollendung zu bedeuten habe – und wenn sie nicht eintritt, werden gesellschaftliche Veränderungen dem Fortschritt abgeschrieben. Um beim Beispiel zu bleiben: das junge Algerien, das enttäuschte, wie es Trotta

vorausgesagt hat, hätte demnach französische Kolonie bleiben können. Gegenwart ist in der Tat nicht nur Zukunft, die Elisabeth wissend entbehrt, sondern auch Vergangenheit. Ingeborg Bachmann zeigt eine Schwäche: sie ist befallen vom historischen Relativismus – wie viele mit der Potenz, unsere Verbündeten zu sein – und entbehrt dadurch die Kraft zum Angriff.

Ihre Elisabeth trifft auf einem Flugplatz zufällig Trottas Vetter wieder; es ist der Bauer der Familie, der zu Hause geblieben ist. Zu Hause ist jetzt Jugoslawien, und er fliegt nach Moskau. Den Augenblick, in dem sie sich gegenüberstehen, sind sie verbunden in Hochspannung und Hingabe. Dann geht jeder seinen Weg. Aber Elisabeth hat einen Zettel von ihm, den sie unters Kopfkissen legt: „Ich liebe Sie. Ich habe Sie immer geliebt.“ Das ist alles. Ein zartes bißchen Ahnung, daß mit dem Ende der eigenen Welt nicht die Welt zu Ende ist. Hätte solche Zukunftsahnung zu einer moralischen und ästhetischen Kraft werden können? Neu ist jetzt für den Dichter, sagte Ingeborg Bachmann in den Frankfurter Vorlesungen, daß er „das ganze Unglück des Menschen und der Welt im Auge hat“, und darum scheint es, „als verfehle er die gewünschte Wirkung. Weil er den Blick auf das ganze Unglück verstattet, scheint zugelassen, daß auch das Veränderbare nicht verändert wird. Man sieht den Schaum vor seinem Mund und applaudiert ihm.“ Um der Verurteilung zur Wirkungslosigkeit durch falschen Applaus zu entgehen, braucht es beim Schritt auf die Realität zu das Verständnis von Relativem und Absolutem im historischen Prozeß.

Das ganze Unglück der Menschen in einer kleiner gewordenen Welt, in der uns Entferntes betrifft, hat sich zu einer Barbarei gesteigert, die düstere Prognosen über die Endzeit des Imperialismus noch hinter sich läßt. Zeitgleich nimmt die von Marx vorausgesagte Möglichkeit zu, die die neue Welt bereithält: die Möglichkeit der Menschen, ihre Reduzierung auf ein Durchschnittsindividuum zu durchbrechen und sich in ihrer Totalität zu entfalten. Von beiden sind humanistische Dichter wie Ingeborg Bachmann betroffen. Die aber nicht auf die Seite der Weltveränderer übergehen können, denen scheint in der bürgerlichen Gesellschaft nur das hilf- und schutzlose Ineinssetzen des Subjekts, des poetischen Ichs mit den Exzessen der spätkapitalistischen Welt zu bleiben, der schuldbewußte Aufschrei. „Malina: Es ist Krieg. Du bist der Krieg. Du selber.

Ich: Ich nicht.

Malina: Wir alle. Du auch.

Ich: Dann will ich nicht mehr sein, weil ich den Krieg nicht will, dann schlafre du mich ein, dann sorg für das Ende. Ich will, daß der Krieg ein Ende nimmt. Ich will nicht mehr hassen, ich will, ich will...“

Wenn man heute in einer bürgerlichen Gesellschaft einen Gesellschaftsroman schreibt, so kann er nicht mehr „Menschliche Komödie“ heißen. Wie anders sollte sein Name sein als „Todesarten“?¹¹ Wie weit es Ingeborg Bachmann gelungen wäre, gesellschaftliche Sachverhalte aus der Subjektivierung ins Objektive freizugeben, werden wir nicht mehr erfahren. Ihrem Ausgangspunkt, der Anklage der Henker von gestern, die zu neuen Taten rüsten, ist sie treu geblieben. Fragwürdiges, das ihrer Arbeit zwanzig Jahre später anzulasten ist, reflektiert einen weitaus komplizierteren Sachverhalt. Sie scheute sich nicht, Repräsentanz der Zeit auf sich zu nehmen, die die

Existenz eines Dichters rechtfertigt. „... einen Stich ins Ewige und somit ins Unverbindliche“, unterstellte Reich-Ranicki.

Zur Lage des Dichters

„Ausfahrt“ war Ingeborg Bachmanns erstes Wort, Titel des Gedichts, das am Anfang des ersten Buches steht, fröhliches Angebot, nützlich zu sein bei den vielen Arbeiten, die immer zu tun sind, wenn man zu neuen Ufern unterwegs ist:

Ausfahrt

*Da ist etwas mit den Tauen geschehen,
man ruft dich, und du bist froh,
daß man dich braucht. Das Beste
ist die Arbeit auf den Schiffen,
die weithin fahren,
das Tauknüpfen, das Wasserschöpfen,
das Wändedichten und das Hüten der Fracht.
Das Beste ist, müde zu sein und am Abend
hinzufallen. Das Beste ist, am Morgen,
mit dem ersten Licht, hell zu werden,
gegen den unverrückbaren Himmel zu stehen,
und das Schiff über die Wellen zu heben,
auf das immer wiederkehrende Ufer zu.*

Was für eine Welt, in der nach diesem Anfang letzte Worte heißen: „Mein Teil, es soll verloren gehen“, oder – wieder mit jener Umkehr von Objekt und Subjekt – in „Malina“: „Ich bin die erste vollkommene Vergeudung, ekstatisch und unfähig, einen vernünftigen Gebrauch von der Welt zu machen ...“.

„Wie die Lage ist“, sagte Ingeborg Bachmann in den Frankfurter Vorlesungen, „sind wir vor lauter Einverständnissen schon so weit, einen Zustand eintreten zu lassen, den Hermann Broch mit einem wütenden Satz gegeißelt hat. Dann gilt es, dann ist es soweit „Moral ist Moral, Geschäft ist Geschäft und Krieg ist Krieg und Kunst ist Kunst.““ Diese Einverständnisse, die zum System des Gefängnisses gehören, diese Strafen bei Aufsässigkeit – bis hin zu dem Satz: „Es war Mord“. Als Ingeborg Bachmann tot war, ließ es sich kaum ein Nachrufschreiber entgehen, seine Kenntnisse auszubreiten, wie sie ihre Todesart in ihren Dichtungen vorweggenommen, vorausgeahnt, visionär auf Papier gebracht habe – als hätte die Sache demzufolge ihre Ordnung. Die Bedeutung des Todesmotivs in ihren Dichtungen oder Beziehungen zwischen ihren Lebensbedingungen und dem gewaltsamen frühen Sterben interessierten die nicht. Joachim Kaiser verfuhr nach der Methode des Einverständnisses, er dekretierte wider besseres Wissen: „Es ist klar, daß die Öffentlichkeit gegenüber einer so eindeutig als ‘Dichterin’ erkennbaren, so starken Persönlichkeit entsprechend eindeutig reagierte. Nie gab es Zweifel an ihrem Rang.“¹² Dabei ließ man sich selbst nicht entgehen, daß sie gesellschaftlich zu wenig auf sich hielt: Ladenmädchen mochten sie bereits!¹³ Gustav René Hocke schrieb posthum: „Warum versiegte dieser Quell des Darstellungsvermögens in Rom so plötzlich, und zwar schon von etwa 1957 an? Das gehört zu den Geheimnissen der

‘römischen’ Bachmann. Man mußte schon damals den Eindruck haben, daß sie sich als ‘Scheiternde’ empfand, auch in bezug auf Freunde, Liebhaber, Lesepublikum. Bei den ‘Nachgeborenen’ galt sie schon lange nichts mehr. Das wußte sie. Sie glich schon damals einer in höchster Blüte verwelkenden Orchidee, einem forcierteren Jugendstilmotiv.“¹⁴ Die „Scheiternde“ hatte bis 1957 zwei Gedichtbände und ein Hörspiel veröffentlicht, nach 1957 die Frankfurter Vorlesungen, ein Hörspiel, zwei Opernlibretti, Gedichte, Essays, zwei Bände Erzählungen, einen Roman. Der Schreiber empfindet offenbar keinen Widerspruch zwischen seiner Diagnose und der vertraulichen Mitteilung, daß sie einen Romanzyklus veröffentlichen wollte, bei dem er an Balzacs „Comédie humaine“ oder Musils „Mann ohne Eigenschaften“ gedacht habe – es ist ja das Vorhaben einer Frau, „die nicht mehr ganz jung und nicht selten krank war.“ (Balzacs erster nennenswerter Roman, der dann zum Zyklus der „Menschlichen Komödie“ gehörte, „Die Chouans“, erschien, als der Autor vierzig war.) Und wer würde es wagen, Freund- oder Liebschaften eines männlichen Dichters bei der Bewertung seiner literarischen Potenz zu erwähnen? Eine Gesellschaft hielt für die Kundschafterin, die ihre heimlichen Todesarten bekanntmachte, viele Tode bereit.

Als Pablo Neruda zu Grabe getragen wurde, folgten ihm Tausende, die damit Lebensgefahr auf sich nahmen. Man rief seinen Namen im Trauerzug. Woanders antworteten welche: Hier. Oft hatte er für sie das Wort genommen. So wie im „Großen Gesang“ für die tote Margarita Naranjo aus Antofagasta, die starb, weil ihr der Mann und Liebste getötet worden war, der nicht als Sklave in den Salpetergruben arbeiten wollte. Jetzt, das war in dem Trauerzug ausgedrückt, nehmen wir dein Wort, unser Dichter. Tausende Verfolgte begleiteten einen toten Dichter, von der gleichen Macht verfolgt wie Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Ihre Vorstöße aus tiefer Isolation in eine „herzhelle Zukunft“ formierten keinen Trauerzug in Klagenfurt und Paris. Freilich stirbt man hier nicht mehr, noch nicht im Stadion, weil Arbeiter in Salpetergruben und anderwärts Menschen und nicht Sklaven sein wollen. Ingeborg Bachmann 1960: „Ich vermute, daß durch die vielen spielerischen Schocks, die einem Publikum seit Jahren zugefügt werden, eine Gewöhnung eingetreten ist, eine Abstumpfung oder doch eine Sucht, wie nach einer Droge, ein wenig schockiert zu werden (...). Die Leute brauchen heute Kino und Illustrierte wie Schlagsahne, und die anspruchsvolleren Leute (und zu denen gehören nämlich auch wir) brauchen ein wenig Schock, ein wenig Ionesco und Beatnikgeheul, um nicht überhaupt den Appetit auf alles zu verlieren. Poesie wie Brot? Dieses Brot müßte zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wiedererwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein.“

Ingeborg Bachmann und Paul Celan haben auf eine solche Poesie zugearbeitet. Das von ihr beschriebene Publikum wäre nicht der Adressat. Schwer ist es, ein Publikum zu finden, das nach Poesie hungert. Diese Fragen der Kunst werden nicht auf dem Gebiet der Kunst entschieden, es sind Fragen der Veränderung der Gesellschaft. Sicher sind den Dichtern Unterlassungen aufzurechnen in der Kommunikation mit den Gesellschaftsveränderern, die ihrerseits nicht alle ihre Pflichten erfüllt haben. Wir in der deutschen sozialistischen Gesellschaft lernen es gerade, daß Kunst nicht nur gebraucht wird, sondern ein unveräußerlicher Teil der Gesellschaft selber ist. So

sehr politische und ökonomische Veränderungen das Erste und Letzte sind, daß Kunst wird wie Brot, so wenig ist damit allein getan. Vorher und nachher braucht es unzählige Anstrengungen, um sie aus dem Gefängnis der unsichtbaren Gitter, in dem sie die Lobredner der alten Gesellschaft unschädlich zu machen versuchten, zu befreien.

¹ In ihrem Aufsatz „Ludwig Wittgenstein – zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte“ nennt Ingeborg Bachmann mit sympathisierendem Respekt Wittgensteins bekennshaft-einsamen Satz am Ende seines „Tractatus logico-philosophicus“: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“

² Renate Reschke, „Die Kategorie des Schönen“, „Weimarer Beiträge“ 7/76.

³ „Deutsche Literatur in Ost und West“, München 1963, S. 190.

⁴ „Deutsche Lyrik der Moderne“, Düsseldorf 1962, S. 447.

⁵ Max Frisch in „Montauk“: „Ich möchte wissen, was ich, schreibend unter Kunstmwang, erfahre über mein Leben als Mann“. Dort schreibt er über sein Leben mit Ingeborg Bachmann: „In ihrer Nähe gibt es nur sie. In ihrer Nähe beginnt der Wahnsinn... Die Freiheit gehört zu ihrem Glanz. Die Eifersucht ist der Preis auf meiner Seite, ich bezahle ihn voll.“ Eine Stimme dessen, was er so schreibend erfahren hat: „Mein Laster: MALE CHAUVINISMUS“.

⁶ „Merkur“ 25/1971.

⁷ „Neue deutsche Hefte“ 18, 1971/130.

⁸ „Die Horen“, Jg. 17, 1972/85.

⁹ Die Frage ist beantwortet: Inzwischen haben die Sprach- und Kultureiniger aus dem Verein des Hubertus Prinz zu Löwenstein auch Ingeborg Bachmann auf die Liste derer gesetzt, die – wieder einmal – hinausgesäubert werden sollen.

¹⁰ Edgar Marsch in „Deutsche Dichter der Gegenwart“, hsg. v. Benno von Wiese, Berlin-West 1973, S. 522.

¹¹ Bereits im Nachwort der DDR-Ausgabe des Erzählungsbandes „Das dreiflügige Jahr“, Berlin 1968, hat Klaus Schuhmann das Wort gebraucht, das Ingeborg Bachmann in Gesprächen als Titel probierte. Er schrieb: „Es fehlt auch nicht an der Beschreibung von Todesarten, die den Menschen bei lebendigem Leibe bedrohen.“

¹² „Süddeutsche Zeitung“, 18. 10. 1973.

¹³ Hilde Spiel: „Als sie dann aufgab, herabstieg in wärmere Regionen, ins Greifbare, allzu leicht Faßliche, als nicht mehr die strengen Richter der Gruppe 47, sondern die Ladenmädchen sie zu bewundern begannen ...“ („Merkur“ 27/1973).

¹⁴ „Die Horen“ Jg. 18, 1973/92.

Ein Gespräch mit der Autorin der Romane „Riesenzwerge“ und „Punktsieg“

Als die „Riesenzwerge“ erschienen, hatte man den Eindruck durch die Kritik in vielen bürgerlich-liberalen Zeitungen, wie man damals noch zu Recht sagen konnte, da wird eine junge Autorin groß gefeiert: Elsner, das enfant terrible in der Literatur.

Elsner: Unter Großgefeiertwerden stelle ich mir ehrlich gesagt etwas anderes vor. Manche Kritiker haben sich ja geradezu darin überboten, die Unoriginalität des Buchs unter Beweis zu stellen. Jeder gutgläubige Feuilletonleser mußte den Eindruck haben, daß es in der Literaturgeschichte und in der zeitgenössischen bundesdeutschen Literatur kaum einen ehrbaren Dichter mehr gäbe, der von mir nicht aufs unverfrorenste plagiert worden wäre. Um diese Unverfrorenheit von vornherein evident zu machen, hielten es nicht wenige für unumgänglich, ihre Rezensionen mit einer detaillierten Schilderung meines Aussehens anzufangen. Auch in den Lobeshymnen wurde hervorgehoben, daß es sich um eine Frau handelte, die ein derartiges Buch verfaßt hatte. Im Gegensatz zu Frankreich oder England beispielsweise, wo man mit einem faschistischen Frauenbild nicht zurande kommen mußte, gestattete man hier einer Frau, wenn sie schon das Schreiben nicht lassen konnte, mit einer unverhohlenen Gönnerhaftigkeit trübe Metaphern über Geburt, Liebe und Tod, ja sogar mal einen surrealistischen Seitensprung. Satiren hingegen galten wie Bordellbesuche ausschließlich als Männerache.

Daß man als Autor fast nie mit seinen Kritikern zufrieden sein kann, ist klar. Tatsache ist aber, daß damals mit den „Riesenzwergen“ ein Name als Markenartikel installiert worden ist, die Elsner, mit Fotos, Interviews, auch mit Preisen, wie auch immer, die Kritik hat sich deiner „bemächtigt“. Auch ein Mann wie Handke ist ja mit seinen Publikumsbeschimpfungen nicht durch ein Unisonolob seitens der Kritik, sondern mit einer Fülle sehr kontroverser Auseinandersetzungen installiert worden als der Handke. Es ist doch sicherlich nicht falsch, daß mit den „Riesenzwergen“ ein Name in die Literatur eingebbracht worden ist: Elsner, das hat gereizt, herausgefordert, verärgert oder Zustimmung gefunden. In jedem Fall aber hat Öffentlichkeit stattgefunden, wie eigentlich für einen Autor in dieser Zeit kaum sonst.

Elsner: Unter anderem lag das vielleicht auch daran, daß ein Angriff gegen das Bürgertum oder, wie es die Kritiker bezeichneten, gegen das Spißbürgertum in dieser Form nicht gang und gäbe war. Heute erscheint mir dieser Angriff insofern nicht ausreichend gezielt, als er sich hauptsächlich auf Erscheinungsformen konzentriert und die Frage nach den Ursachen der geschilderten Verhaltensweisen, das heißt der Barbarei, die da ineinemfort zum Durchbruch kommt, weder stellt noch beantwortet. Außerdem hat meine damalige Zügellosigkeit im Umgang mit grotesken und satirischen Elementen dazu geführt, daß die Wirklichkeitsbezüge oft beträchtlich gestört wurden. Es entstanden wiederholt Spielräume, in denen es dem Leser überlassen blieb, sich nach Belieben die Aussagen, die ihm in den Kram paßten, zusammenzubasteln. Erfahrungsgemäß reagiert die bürgerliche Kritik zum Teil euphorisch, wenn sie, statt mitdenken zu müssen, deuten darf.

Die „Riesenzwerge“, die also in einer gewissen Art unverbindlicher waren, haben Leute provoziert und auch fasziniert, haben Reaktionen hervorgerufen – heute, 15 Jahre später, wo du genauer geworden bist, wo du Dinge benennen, weil gesellschaftlich festmachen kannst, wo jeder weiß, wovon du redest – da fällt diese Provokation, zumindestens, was die Reaktion in der Presse anlangt, nicht mehr so groß aus. Ist dieser Eindruck richtig?

Elsner: Es sind bislang noch nicht allzu viele Besprechungen erschienen. Die Erfolgsschancen eines solchen Buchs sind allerdings voraussehbar. „Der Punktsieg“ ist eine Satire. Und Satiren werden hier im Gegensatz zur Dichtung, in der dem Leser getrost blauer Dunst vorgemacht werden darf, recht unumwunden als Tatsachenverdrehung abgetan.

Die Figuren deines Romans: Unternehmer, Millionenerbinnen, Fabrikantenfrauen, renommierte Künstler, allesamt einer schicken Oberschicht zugehörig, kommen einem zu bekannt vor, als daß man sie so mirnichtsdirnichts als Pappkameraden abtun könnte. Zumal der Held des Romans, der Blusen- und Dessousfabrikant Mechtel, weist eine ziemlich große Ähnlichkeit mit einem gewissen Porzellanfabrikanten auf. Hast du Vorbilder verwendet?

Elsner: Frei erfunden ist keine meiner Romanfiguren. Jede sollte mit ihrem jeweiligen Vorbild identifizierbar bleiben, ohne deckungsgleich zu sein. Es ging mir nämlich nicht um eine Fallstudie, nach deren Lektüre der Leser nur hinsichtlich eines ganz bestimmten Unternehmers Lachreiz oder Haßgefühle verspürt hätte. Es ging mir vielmehr darum, den Typus des sogenannten zeitgemäßen Menschenführers in den Griff zu bekommen, der sich darauf versteht, mit seiner vermeintlichen Progressivität in Presse und Fernsehen Furore zu machen. Gemeint ist der Unternehmertypus, der es nicht müde wird, den Klassenkampf für beendet zu erklären, der sich Seite an Seite mit Arbeitern und Angestellten wandernd sehen und vor allem filmen läßt, der sich mit dem Habitus des Pioniers für die SPD engagiert. Kennzeichnend ist sein nahezu krankhafter Hang zur Selbstverwirklichung, einer Selbstverwirklichung, zu der ihm eine Tätigkeit, die vorrangig darin besteht, anderen zu tun zu geben, ohne Zweifel wenig Möglichkeiten bietet. Er wird Kunstsammler, Bergsteiger, Sonntagsmaler, er doktert heilpraktikerhaft an innerbetrieblichen Mißständen herum oder er läßt, wie ein bekannter Filterzigarettenmaschinenfabrikant, ein paar Lagerschuppen im Firmengelände ausräumen, um dort ein sogenanntes Freizeitzentrum zu errichten, wo sich seine Arbeiter am Feierabend wie zuhause fühlen sollen.

In den Hofberichten der Massenmedien tauchen solche Unternehmerfiguren häufig auf. In Romanen oder Satiren sind sie eher eine Rarität. Woran liegt das deiner Meinung nach?

Elsner: Auch wenn man sich nur schreibend mit Unternehmerfiguren herumschlägt, gerät man im schöngestigten Bereich recht leicht in den Ruch der Pöbelhaftigkeit. Wer so offenkundig gegen sie Partei ergreift, muß sich nicht wundern, wenn er ohne großes Federlesens denjenigen zugeordnet wird, die man achselzuckend als Vereinfacher bezeichnet. Die Furcht vieler Autoren, sich eines Tages unter den Vereinfachern wiederzufinden, ist groß und zweifellos nicht unbegründet. Immer das Los eines Vereinfachers vor Augen, produzieren vernünftige Leute nicht nur eine Mißverständlichkeit nach der anderen am laufenden Band. Offensichtlich freudlos

bringen sie die tollsten Verstiegenheiten zu Papier. Nur um kein Vereinfacher-Dasein fristen zu müssen, stellt der eine eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen einer Buttercremetorte und einem Torero fest und der zweite eklatante Unterschiede zwischen einerigen Zwillingen. Denn die Vereinfacher haben es weiß Gott nicht leicht. Man macht ihnen keineswegs die Hölle heiß. Im Gegenteil: Vereinfacher werden in Frieden gelassen. Vereinfacher werden nicht hinzugezogen, geschweige denn ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt. Vereinfacher müssen ihr Dasein ohne Beifall und Buhrufe fristen. Für etwas derart Obsoletes wie ihre Feindseligkeit kann sich ein Kritiker, der auf sich hält, beim besten Willen nicht erwärmen. Daß die Vereinfacher ein solches Dasein fristen müssen, haben sie sich selber zuzuschreiben. Schließlich zwingt sie keiner, schlachtwegs gegen irgendwen zu sein. Eben dadurch daß sie dies auch noch aus freien Stücken tun, disqualifizieren sie, dem Urteil eines jeden Feingeists zufolge, statt ihrer Gegner lediglich sich. Wer eine Handlungsweise nur von der Warte dessen aus betrachtet, dem Unrecht geschah, und sich nicht willens zeigt, gleichzeitig dem, der es tat, von seiner Warte aus gesehen, rechtzugeben, der hat, unabhängig davon, ob man seinen politischen Standpunkt teilt oder nicht, in einer viel wesentlicheren Hinsicht: in ästhetischer Hinsicht nämlich versagt. Seiner Prosa mangelt es an Pfiff, an Spritzigkeit. Er hat nicht das geboten, was man neuerdings ein Spektrum nennt.

Asthetische Gründe werden bezeichnenderweise allemal dann angeführt, wenn man den politischen Standpunkt nicht teilt.

Elsner: Das ist eine Behauptung, die man in Vereinfacherkreisen pausenlos zu hören bekommt. Obwohl über ihre politischen Ansichten kein Sterbenswörtchen verloren wurde, fühlen sie sich diesbezüglich attackiert. Sie machen auch kein Hehl daraus. Sie posaunen es überall herum und stellen damit wiederum nur eines unter Beweis: die für Vereinfacher typische Unfähigkeit, zweierlei Dinge auseinanderzuhalten. Zur Debatte stand ausschließlich ihre literarische Tauglichkeit. Die Diskussion fand nun einmal nicht auf der niedrigen Ebene statt, zu der die Vereinfacher jedermann herabziehen wollen, nur um ihm Parolen einzupauken. Sie fand auf einer höheren Ebene statt, wo Meinungen Argumente sind, wo mit dem Fingerspitzengefühl operiert wird und nicht mit Fakten oder Fäusten.

Die Kriterien dafür, was zur Literatur zu rechnen ist und was nicht, sind ja so oft in ihr Gegenteil verkehrt worden, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, sie seien witterungsbedingt und somit Stimmungssache. Es kommt zum Beispiel vor, daß ein Kritiker einen Prosatext ganz einfach sympathisch findet.

Elsner: Meistens handelt es sich dabei um den Text eines Schlaumeiers, der herausgefunden hat, daß es das Selbstgefühl gewisser Kritiker beträchtlich hebt, wenn er sich stets ein bißchen unbedarfter als sie es von Natur aus sind.

Es besteht ohnehin eine auffallende Diskrepanz zwischen dem, was manche Autoren tatsächlich wissen und dem, was in ihren Büchern an Wissenswertem übrig geblieben ist.

Elsner: Wer bei einer Cocktailparty zugibt, daß er gesellschaftliche Zusammenhänge für erkennbar hält, dem wird jedermann bereitwillig beipflchten. Ja, man würde es

sogar als einen Verstoß gegen den guten Ton empfinden, wenn einer verlauten ließe, er habe nicht die leiseste Ahnung, aus welchem Grund gestreikt würde oder aus welchem Grund die Preise so rapide stiegen. Wer solche Zusammenhänge hingegen darstellt, statt sich ein apartes Weltbild aus dem Handgelenk zu schütteln, der verstößt gegen eine literarische Anstandsregel, die nicht erst seit kurzem Geltung hat: die Regel, in der Darstellung Zusammenhänge, die man für erkennbar hält oder längst erkannt hat, wenn überhaupt, so nur bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt zu verwenden.

Das sind keine guten Bedingungen dafür, daß sich eine realistische Literatur durchsetzt.

Elsner: Die Bedingungen waren hier nie die besten. Momentan sind sie genau genommen auch nicht schlechter als seit eh und je.

Das Gespräch führten Friedrich Hitzer und Klaus Konjetzky

Leonie Ossowski

Keine Lesung für Martel Hoffmann

Weihnachtszeit im Ruhrgebiet. Ich lese aus meinem Roman *Weichselkirschen*. Eine Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart, Deutschen und Polen. Mein Geburtsort ist heute polnisch, das ehemalige Rittergut meines Vaters ein staatliches Kombinat. Ich stelle mich innerlich auf Vertreter von Vertriebenenverbänden ein, auf Umsiedler, hoffe auf Interessenten der deutsch-polnischen Geschichte und auf Neugierige.

Der Saal wird voll, ich freue mich und komme in Stimmung. Altersmäßig ist die Zuhörergruppe gut gemischt. Ich ändere dem entsprechend die Textwahl, will Kontraste zeigen. Ehemaliges Deutschland, heutiges Polen.

Der Veranstalter begrüßt mich mit höflichen Worten, erwähnt Mühe und lange Reise, die ich auf mich genommen habe, auch seine Freude darüber. Ich sehe derweil ins Publikum. Forsche Gesicht um Gesicht nach Angriff ab. Ich gehe die mir sattsam bekannten Fragen nach der verlorenen Heimat durch, dem Verlust von Besitz und Tradition. Ich suche im voraus nach Witz, um im richtigen Moment die Lacher auf meiner Seite zu haben. Ich fühle mich schlagfertig. Plötzlich taucht aus der Anonymität des Publikums Bekanntes auf. Eine Frau. Sie sitzt vor mir in der zweiten Reihe, trägt einen Hut über blond gefärbtem Haar und lächelt mich an. Ich lächle zurück. Nichts fällt mir ein, was ich in einen Zusammenhang mit dieser rundlichen Frau bringen könnte.

Der Veranstalter bedankt sich inzwischen für das zahlreiche Erscheinen des Publikums und bittet im Anschluß an die Lesung um eine lebhafte Diskussion mit der Schriftstellerin. Die Frau mit dem Hut überm blonden Haar setzt sich zurecht, legt den Kopf nach rechts und faltet erwartungsvoll die Hände über der Handtasche.

Da weiß ich's. Vor mir, in der zweiten Reihe sitzt Martel Hoffmann, auch Hoffmann Martel genannt, Tochter des Gastwirts aus meinem Geburtsdorf, über das ich hier und heute vorzulesen habe.

Der Veranstalter erteilt mir das Wort. Das Publikum wartet und mit ihm Martel Hoffmann, was ich über früher und heute im ehemaligen Niederschlesien und heutigen Polen zu berichten weiß. Die Stelle, mit der ich beginnen will, schildert ausgerechnet Martels Vater, den Hoffmannswirt. Unüberlegt habe ich nicht einmal den Namen geändert. Nun muß ich nach dreißig Jahren in Gegenwart der Tochter laut vorlesen, wie deren Vater mit seinen Schwierigkeiten im Umgang mit Polen und Deutschen fertig zu werden versuchte. Ich nehme mich zusammen und lese, was aufgeschrieben, gedruckt und unter die Leute gebracht wurde.

Beifälliges Lächeln seitens des Publikums, nicht von Martel Hoffmann.

Die ist sprachlos, kennt wohl so ihren Vater nicht, noch weniger mich, die sie in der Hauptheldin wiederzuerkennen scheint. Ich wähle jetzt eine nicht geplante Textstelle und gehe mit meinem Vater, dem ihr wohlbekannten Gutsherrn, ins Gericht. Auch dessen Weste ist nicht ganz sauber. Nach Beendigung sehe ich der Hoffmann Martel in die Augen, suche Zustimmung und finde abermals Verwunderung und Staunen. Darauf klappe ich das Buch zu. Den Roman, sage ich ins Publikum, ohne Martel anzusehen, den können Sie sich kaufen, in der Bibliothek ausleihen oder beim Buchhändler darin lesen. Vielleicht ist es wichtiger, einmal darüber zu sprechen, warum ein Autor schreibt, was er schreibt, wie sein Alltag aussieht und was er für Schwierigkeiten hat. Der Veranstalter zeigt sich irritiert. Aber prompt sind die Neugierigen am Zug. Ob es bei Romanen, in denen Angehörige aufs Korn genommen würden, hinterher zu Familienkrächen käme. Ich verweise auf den Satz: Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und verstorbenen Personen sind rein zufällig. Ich gebe aber auch zu, daß manche Verwandte trotzdem verschnupft sind.

Ein junges Mädchen will wissen, wieviel Stunden ich am Tag arbeite. Ich antworte vier bis sechs, was man für zu wenig hält. Erst als ich das Wochenende mit einbeziehe, gibt man sich zufrieden. Ob ich gleich loslege, wenn ich vor der Maschine sitze, fragt ein Mann. Ich verneine, rede von der Angst vorm weißen Papier und der Masche, am Abend auf halber Seite aufzuhören, damit's mir am nächsten Tag leichter von der Hand geht.

Und Hausarbeit? Ich gebe zu, Hausarbeit zu machen, wenn auch zähneknirschend. Mein Mann macht sie jedenfalls nicht oder nur unter den Vorzeichen größter Opfer. Kumpelhaftes Gelächter der Frauen. Ob sich meine Kinder für meine literarische Arbeit interessieren? Ja, sage ich, aber ihr Interesse für meine Arbeit ist nicht größer als das anderer Kinder für die Tätigkeiten ihrer Mütter.

Roman, Textstellen, Deutschland- und Polenthema sind vergessen.

Jetzt werde ich befragt.

Nein, gebe ich Auskunft, als Frau habe ich mit Verlegern und Medien nicht mehr Schwierigkeiten als ein Mann, es sei denn, ich mache sie mir selbst. Auch der so vielzitierte weibliche Charme ist sicher besser bei Einladungen im Freundeskreis und in der Familie anzuwenden. Eine Autorin muß sich mit anderen Mitteln durchsetzen. Auch der Verdienst kommt zur Sprache. Ich wundere mich über die Unverfroren-

heit, mit der hier nach meinen Einkünften gefragt wird. Ein Thema, das sonst in unserer Gesellschaft gewöhnlich tabu ist. Trotzdem antworte ich: Zehn Prozent vom Ladenpreis eines Buches, dreieinhalbtausend Mark für ein Hörspiel, um die zwanzigtausend Mark für ein Drehbuch beim Fernsehen, ein paar hundert Mark für Rundfunkbeiträge und zweihundertfünfzig Mark für diese Lesung.

Andächtige Stille. Man hält mich für eine Großverdienerin. Vor den Augen meiner Zuhörer flutscht sozusagen Auftrag auf Auftrag. Ich muß nur arbeiten.

Prompt kommt die Frage aus den hinteren Reihen:

Ich schreibe auch. Aber wie finde ich einen Verlag?

Die Leute sehen sich um. Die junge Frau hält die Blicke gut aus, will nur ihre Antwort, und zwar von mir.

Ich komme in Verlegenheit. Plötzlich habe ich keine Lust, meinen zehnjährigen Kampf als Autorin in der Bundesrepublik preiszugeben. Kampf mit dem Verlag, in dem man sich hochdienen muß, Kampf innerhalb der Medien mit den Kollegen, wer den Auftrag bekommt. Kampf mit den Rezensionen – nicht etwa mit den Kritikern – Rezensionen, die immer wieder aufs neue den Nerv treffen. Kampf mit der Existenz als Autor, mit der Disziplin. Kampf mit der eigenen Gesinnung, die einem mehr und mehr teuer zu stehen kommt, und Kampf mit der Zeit, von der alle Welt glaubt, daß sie dem Schriftsteller am wenigsten fehlt.

Ich habe keine Lust, das alles zu sagen und lächle der zukünftigen Kollegin zu. Sie solle sich guten Glaubens an einen ihr sympathischen Verlag wenden. Ein wahres Talent, behauptete ich weiter, kommt immer zu Wort.

Ich schiele nach Martel Hoffmann. Vielleicht hat die eine Frage auf Lager. Hat keine. Sitzt immer noch da mit ihrem komischen Hut und den gefalteten Händen im Schoß, als ginge sie das, was hier gesagt wird, nichts an.

Im Grunde hoffe ich nur auf die Frage, warum ich schreibe. Nur stellt die niemand. Viel lieber möchte man wissen, welchen Betrag ich dem Finanzamt abgebe und wieso ich als Autor eine Umsatzsteuer von 5,5 Prozent (bald 6 Prozent) zu zahlen habe. Endlich kommt es zum Themawechsel. Mir gelingt es, Martel Hoffmann anzusprechen, zu erzählen, daß sie aus meinem Geburtsdorf stammt, mich kennt, mein Elternhaus, so wie ich das ihre. Ich frage sie unüberhörbar über alle Köpfe hinweg: Möchtest Du nicht wissen, warum gerade ich heutzutage schreibe und in diesem Fall über unser Dorf?

Nein, Martel Hoffmann will es nicht wissen. Nicht einmal mit ihrer Hilfe gelingt es mir, die seltene Gelegenheit zu nützen, über das Richtige am richtigen Fleck Mitteilung zu machen. Der Zeitpunkt ist verpaßt. Meine Zuhörer unterhalten sich jetzt untereinander, berichten sich gegenseitig, was ihrer Meinung nach aufschreibenswert ist. Ihre Stimmung ist gut, meine Stimmung ist schlecht.

Der Veranstalter klopft mit dem Kugelschreiber an mein Wasserglas, ruft zur Ordnung. Noch eine Frage?

Ein junger Mann steht auf, hat den ganzen Abend noch nichts gesagt, ähnlich wie Martel Hoffmann, räuspert sich, nimmt Anlauf. Denken Sie sich das eigentlich immer alles aus, was Sie schreiben? Statt zu antworten, frage ich ihn gereizt, was er denn überhaupt von mir gelesen habe. Alles, gibt der junge Mann schüchtern zu, setzt sich und schämt sich wohl seiner Frage.

Ich werde angestarrt, erstaunt und verwundert, ob meiner Unbeherrschtheit. Hier und da auch ein nachsichtiges Nicken. Schriftsteller sind so: Empfindlich, sensibel, eitel, eben Künstler, die mit anderen Maßstäben gemessen werden wollen.

Ich trinke Wasser, spüle so gut wie's geht das leidige Gefühl, mißverstanden zu werden, herunter. Eigentlich müßte ich dem Jungen da hinten sein Geld für meine Bücher wiedergeben. Martel Hoffmann glotzt unentwegt. Alle glotzen mich jetzt an. Mich, die Schriftstellerin, die, wie man hört, weder Mühe noch lange Bahnfahrt scheute, um aus ihrem Roman vorzulesen, und noch dazu zweihundertfünfzig Mark kassiert. Hier wird ein Graben sichtbar, den ich mir selbst gegraben habe.

Wiederum hole ich mir Martel Hoffmann zu Hilfe. Schon in der Schule habe ich von ihr abgeschrieben. Sie wird jetzt dafür herhalten, daß ich meine Zuhörer wieder in den Griff bekomme. Dem schüchternen Jungen teile ich mit, daß ich mir nichts ausdenke, was ich schreibe. Ich zeichne Erlebtes und Erfahrungen auf, meine Phantasie, so fahre ich fort, beschränkt sich auf dessen Zusammenstellung und die Gliederung eines Romans. Ich staune über mich selbst. Das Publikum ist beeindruckt. Martel Hoffmann liegt auf der Lauer, hat mir früher schon nicht getraut.

Ich betone, daß ich mich in meinem Beruf als Vermittlerin von Situationen begreife, von Personen und Gruppen, deren Existenz oder Nöte dem Leser unbekannt sind. Als Beispiel wiederhole ich die gemeinsame Kindheit und Jugend mit Martel Hoffmann. Jeder kann schwarz auf weiß nachlesen, wie ich ihres Vaters Nöte zu Papier gebracht habe.

Endlich spreche ich auch von mir, von meinem Elternhaus im Roman und meinem passablen politischen Lernprozeß, den ich durchmachte, um dieses Buch so und nicht anders vorlegen zu können.

Das ist ein Erfolg. Nur Martel Hoffmann läßt sich leider zu keiner Erklärung hinreißen. Sie stimmt mir nicht zu und bringt keinen Widerspruch auf. Dickbramsig sitzt sie da, das Handtäschchen auf dem Schoß in dörfliches Schweigen gewickelt, hält eben die Hoffmann Martel. Am Ende der Veranstaltung sind meine Bücher allesamt vom Büchertisch weggekauft. Ich male Widmungen, lächle, beantworte immer noch Fragen.

Auch Martel wartet vor mir, wartet, wie sie schon zu Hause meist irgendwo gewartet hat.

Sie will wissen, ob ich sie besuchen würde. Gerne, sage ich, aber sie möge ja keine Umstände meinetwegen machen. Ich werde zum Mittagessen eingeladen.

Mußt Du nicht arbeiten, frage ich. Nein, sagt Martel, sie muß nicht arbeiten.

Anderntags zur verabredeten Zeit, kaufe ich Blumen im Sonderangebot und fahre mit dem Taxi zu der genannten Adresse. Eine gute Gegend finde ich, und überlege mir, wie es die Hoffmann Martel wohl hierher verschlagen hat.

Ich klinge an der Tür einer Villa. Ein Mädchen mit weißer Schürze öffnet. Ich will mich entschuldigen, murmele etwas von einer Verwechslung, da kommt mir Martel Hoffmann schon entgegen, nimmt mir den Mantel ab und gibt die Blumen aus dem Sonderangebot dem Dienstmädchen zum Einstellen.

Bitte, sagt Martel und öffnet die Tür zu einem Wohnzimmer, von dem aus es in ein zweites geht. Ich versinke in einem Plüschsessel. Was ich trinken möchte, werde ich gefragt. Einen Sherry, Campari, einen Martini oder Whisky? Korn, sage ich, wenn's

geht einen Doppelten. Die Hausangestellte bringt Gin, Eis und Soda. Martel Hoffmann hebt das Glas und trinkt auf die alten Zeiten, auf die unvergessene Heimat, nach der die Sehnsucht nie aufhören wird. Sie sagt das wie ein gutgelerntes Gedicht her. Danach reden wir über unsere Familien. Sie ist nicht verheiratet, hat aber einen Lebensgefährten, Herrn Matuschek.

Wir gehen ins nächste Wohnzimmer und von dort ins Eßzimmer, wo ich wie versteinert vor zwei, bis an die Zimmerdecke reichenden Edeltannen stehe. Dazwischen eine handgeschnitzte Krippe aus Oberammergau.

Martel drückt auf einen Schalter. Die Bäume tauchen in strahlendes Licht.

Ich muß an den Hoffmannswirt denken, der Jahr für Jahr seinen Christbaum im Wald meines Vaters kaut. Zwei murmele ich, warum hast Du zwei Weihnachtsbäume? Weil mir das gefällt, antwortet Martel Hoffmann schlicht.

Bei Tisch erfahre ich, daß Herr Matuschek eine Wachswarenfabrik hat. Er nennt Martel, die ihm fast dreißig Jahre den Haushalt führt, Dickerchen, während sie Herr Matuschek zu ihm sagt. Er ist, wie er sagt, schon in den Achtzigern und Martel für Häuslichkeit und Wärme zu großem Dank verpflichtet.

Das Dienstmädchen serviert drei Gänge und reicht mir schweigend als erster die Platten.

Ich höre, daß weder Martel Hoffmann noch Herr Matuschek meinen Roman, die *Weichselkirschen*, gelesen haben. Trotzdem wird Herr Matuschek fünfzig Stück als Werbegeschenk für seine Kunden bestellen. Ich rate ihm ab. Nichts zu machen. Herrn Matuschek ist es eine Ehre, einer ehemaligen Bewohnerin aus Dickerchens Heimatdorf einen Gefallen zu tun. Schließlich bekäme ich doch Prozente. Zudem ist Herr Matuschek der Meinung, daß Leidensgenossen einander helfen sollten.

Da werde ich aufmüfig und behaupte, keine Leidensgenossin zu sein. Weder von Martel Hoffmann noch von sonst jemandem. Und ich wende mich Herrn Matuscheks Dickerchen zu: Der Ortswechsel von Schlesien ins Ruhrgebiet scheint Dir ja nicht gerade zum Nachteil geraten zu sein!

Martel Hoffmann lächelt, gießt Herrn Matuschek aus silbernem Kännchen Kaffee ein, reicht ihm Sahne und antwortet: Nein, muß das denn sein?

Die Frage mag befreunden. Man spricht von einer Ästhetik der Kunst allgemein oder auch von verschiedenen ästhetischen Theorien unterschiedlicher Epochen und Kulturen; aber kann es eine geschlechtsspezifische Ästhetik geben?

Davon ausgehend, daß jede Ästhetik Ausdruck gesellschaftlicher und historischer Verhältnisse ist, ließe sich fragen: Sind nicht auch die Frauen jahrhundertelang von einer Männergesellschaft unterdrückt worden? Müssen sie nicht folglich eine eigene Kultur bzw. Ästhetik schaffen? Sehr pointiert formuliert Marx das Abhängigkeitsverhältnis von Kultur und gesellschaftlichen Machtverhältnissen: „Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die *herrschenden* Gedanken, d. h. die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so daß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. Die herrschenden Gedanken sind nichts weiter als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse, die als Gedanken gefaßten herrschenden materiellen Verhältnisse, also der Verhältnisse, die eben die eine Klasse zur herrschenden machen, also die Gedanken ihrer Herrschaft.“

Eine plakative These, die bewußt auf Differenzierung verzichtet, um gegen alle Vorstellungen von einer autonomen, in sich ruhenden Kunst gerade ihren Klassencharakter herauszutreiben, ihre gesellschaftliche Bedingtheit.

In diesem Zusammenhang dürfte die Frage nach einer weiblichen Ästhetik keineswegs befreunden; denn es fehlt nur ein kleiner gedanklicher Schritt, und die Frage hätte sich fast schon erübrigt, so evident wäre die Antwort: Durch die wechselnden Epochen hindurch haben die Männer die Frauen unterdrückt, sie in ihren politischen, kreativen, emanzipatorischen Möglichkeiten beschnitten; Frauen bilden eine eigene Kaste mit spezifischen Interessen, die den Interessen der Herrschenden, der herrschenden Männer entgegenstehen. Wollen sie kulturell wirken – und zwar bewußt auch zu ihrer eigenen Befreiung – müssen sie dann nicht eine eigene – eben weibliche – Ästhetik ausbilden, die die kulturelle Männerherrschaft unterläuft, zersetzt? Sollen sie sich um ästhetische Kriterien kümmern, die sie nicht geschaffen haben? Tut hier nicht eher Rückbesinnung auf das spezifisch Weibliche not? Es könnte der schreibenden Frau, die ihre Kasten-Situation ignoriert, ähnlich ergehen wie dem Proletarier, der versuchen wollte, Biographie in der Form des bürgerlichen Entwicklungsromans aufzuzeichnen und ihr dadurch einen Sinn zu verleihen, der die entmenschlichenden Bedingungen seiner Existenz – wohl wider Willen – verklären würde. Anders formuliert: Schlüpft die Frau nicht nur in eine männliche Hosenrolle, die sie nicht kleidet, nur verkleidet? Will sie der ewig pubertäre Page sein, der auf das gnädige Lob des Herrn wartet? Nein – einleuchtend ist der Ruf nach einer weiblichen Ästhetik; evident die Analogie zwischen klassen- und kastenbedingter Ästhetik! Doch wenn die augenfällige Berechtigung dieses Postulats erst klar ist, tauchen Fragen und Bedenken auf. Hier beginnt erst die eigentliche gedankliche Arbeit.

Die Entgegensezung von männlicher und weiblicher Ästhetik setzt eine fundamentale Verschiedenheit der Geschlechter voraus. Die nun ist auch oft genug beschworen worden – eben von Männern, die an der etablierten männlichen Vorherrschaft interessiert waren. Gerade die Männer gingen und gehen von dem körperlichen „kleinen Unterschied“ aus, um daraus den großen geistig-seelischen Unterschied abzuleiten. Penis und Vagina – zwei Geistes- und Gefühlswelten! Unterschiedlich sind die Bewertungen: Was den einen als Defizit und Inferiorität der Frau erscheint, gilt den anderen als ihre seelisch sublime Überlegenheit. Außer Frage aber bleibt die angestammte Führungsrolle des Mannes, sei sie aus der Schutzfunktion des Mannes hergeleitet, der das zarte weibliche Blümlein vor dem Frost der ökonomischen Realität schützen will, sei sie begründet durch die animalische Irrationalität des Weibes, das der männlichen Disziplin und Rationalität bedarf. Fragil ist die Frau, und der Mann, mag er als zähmungsbedürftiges Einhorn posieren, das in seiner wilden Sexualität der sublimierenden Sittigung des Weiblichen bedarf, oder mag er als Sultanlöwe auftreten, dem das Herrschen Natur ist –, die Frau bleibt jeweils das schwache Geschlecht, Efeu am starken männlichen Stamm.

Gerade die bürgerliche Aufklärung, die Gleichheit verkündete für alles, was Menschenantlitz trägt, schrieb eine Ungleichheit fest: die zwischen Mann und Frau. Das aufsteigende Bürgertum, das im Zuge der Industrialisierung ökonomische und später politische Macht erkämpfte, war männlich, die bürgerliche Frau blieb ausgeschlossen vom Produktionsprozeß, d. h. von der Macht. Ökonomische Sicherheit konnte ihr nur der Mann bieten – in der Ehe, bezahlen mußte die Frau dafür mit Demut, Unterwerfung unter ein männliches Tugendideal.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich ein literarisches Frauenbild, das die Frau allein mit sexuell abgeleiteten Tugenden schmückt: die Frau wird einerseits erotisiert zu einer Lust verheißenden reizenden Venus, die ihre Gunst jedoch nur dem Mann gewähren durfte, der den Preis zahlte: das Eheversprechen; andererseits wird die Frau einer Sexualmoral unterworfen, die sie in ihrer Sinnlichkeit, Körperlichkeit unterdrückt. Ihre Sexualität gehört dem Mann, erotisches Lustempfinden widerspricht dem Bild der schönen Seele. Wenn der – immer adlige – Verführer die bürgerliche Unschuld umgarnt, endet die Geschichte tragisch. Sittsamkeit – die erste Mädelnplicht, Häuslichkeit, Mütterlichkeit, Füg- und Duldsamkeit – die natürlichen Werte des schwachen oder passiven Geschlechts. Schiller preist in seiner „Glocke“ einen Rollendualismus, der die Frau in die Enge des häuslichen Herdes verbannt, den Mann jedoch allein ins Leben schickt, d. h. ihm allein Verantwortlichkeit gesellschaftlichen Handelns zugestehet: „drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, jedoch „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“.

So wird aus dem biologischen Dualismus der Geschlechter ein sozialer Rollendualismus als naturgegeben deduziert, der die gesellschaftliche Vorherrschaft des Mannes legitimieren soll. Heutige Feministinnen, die ihrerseits aus einem biologischen Dualismus psychische, intellektuelle, soziale Grunddispositionen ableiten – natürlich mit umgekehrter Wertschätzung – sollen sich doch fragen, ob sie nicht eine männliche Ideologie nur mit einem veränderten Vorzeichen versehen. Denn borniert ist jede Theorie, die geschichtlich-gesellschaftliche Phänomene als ewig natürliche

ausgibt. Das Postulat einer weiblichen Ästhetik könnte seinerseits auf einen weiblichen Sexismus hinauslaufen. –

Wie wird nun das Ewig-Weibliche im Unterschied zum Ewig-Männlichen in der bürgerlichen Philosophie definiert? In nüchterner Klarheit – ohne sublime Verbrämung – formuliert der bürgerliche Aufklärer Kant im Hinblick auf die gesellschaftlich notwendige Institution Ehe, die die Geschlechtsgemeinschaft erst zur sozialen Gemeinschaft erhebt: „Zur Einsicht und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; ein Teil muß dem andern unterworfen und wechselseitig einer dem anderen irgendwohin überlegen sein, um ihn beherrschen und regieren zu können ... der Mann dem Weib durch sein körperliches Vermögen und seinen Mut, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern“ (Schriften zur Anthropologie II, Frankfurt 1977, S. 648). Nicht zufällig definiert Kant hier das weibliche Wesen funktional auf den Mann bezogen. Die Koketterie – wie Kant die weibliche „Naturgabe“ nennt, diese Mischung aus Lustversprechen und Verweigerung – setzt die bürgerliche Tugendmoral voraus: Ehe als Tauschgeschäft, Sex gegen materielle Sicherheit. Mit der Koketterie preist die Frau sich als mögliches Lustobjekt für den möglichen ehewilligen Mann an. Er ist der Eroberer, er wählt, sie wird gewählt. Stärke – Schwäche, Mut – Furcht, Aktivität – Passivität, Öffentlichkeit – Häuslichkeit, das sind die polaren Wesensbestimmungen, die Kant unmittelbar aus dem Geschlechtlichen folgert: „Als die Natur dem weiblichen Schoße ihr teuerstes Unterpfand, nämlich die Spezies, in der Leibesfrucht anvertraute, durch die sich die Gattung fortpflanzen und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben und pflanzte diese Furcht, nämlich vor körperlichen Verletzungen und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur; durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffordert.“ (S. 652) Die Frau wird hier auf ihre Geschlechtlichkeit reduziert, ihre soziale Rolle und ihr Wesen sind nur Funktionen der geschlechtsspezifischen Möglichkeit, gebären zu können. Zeugung und Empfängnis, diese biologische Polarität wird bei Kant – aber auch bei Hegel (Vgl. Encyclopädie der Wissenschaften II) – als Wesensbestimmung der Geschlechter und als geistige Polarität ausgelegt.

Daß die Welt dem Tätigen gehört und nicht dem rezeptiv Empfangenden, ist evident; daß in diesen Bestimmungen also die soziale Vormachtstellung des Mannes notwendig impliziert ist, liegt auf der Hand. Andere typisch weibliche und typisch männliche Wesenszüge sind nur aus dieser apostrophierten Urpolarität abgeleitet: männliche Produktivität des Geistes – weibliche Rezeptivität der Seele, Intellektualität – Emotionalität, Begrifflichkeit – Sinnlichkeit, Geist – Natur etc. Die Reihe wäre fortzusetzen. Deutlich wird dabei eins: das alles sind kaum konkrete Wesensbestimmungen, sondern letzte Abstraktionsbegriffe; statt männlich – weiblich könnte man auch plus – minus oder x – y sagen; letztlich drückt sich darin nur der philosophische Gedanke aus, daß eine jede Bestimmtheit zugleich ihr Gegenteil mitsetzt. Begreift man die Polarität von männlich und weiblich in diesem transzendentalen Sinn, nichts wäre dagegen einzuwenden; denn das hieße, jedes Individuum – männlich oder weiblich – schöpfe aus bieder Polen. Fatal aber ist jeder

Biologismus, der aus dem tätigen Akt des erigierenden Penis schon die aktive gesellschaftliche Rolle des Mannes folgert und im Kontrast dazu aus der leibinneren Lage der Vagina weibliche Passivität und Rezeptivität. Der Phallus bedingt nicht den Revolutionär, die Vagina nicht die Dulderin.

Was wie ein Exkurs erscheinen könnte, präzisiert nur die anfängliche Frage nach einer weiblichen Ästhetik. Kann oder soll es sie geben? Diejenigen, die diese Frage uneingeschränkt bejahen, die eine weibliche Ästhetik geradezu im Kampf gegen männliche Vorherrschaft postulieren, müssen ihrerseits notwendig biologistisch argumentieren: aus der biologischen Konstitution werden grundsätzliche Wesensmerkmale abgeleitet, und – das ist das Interessante – diese Weiblichkeitsbestimmungen unterscheiden sich kaum von den soeben angeführten! Nur eine Umwertung der Werte wird vorgenommen. Dem jetzt verketzerten männlichen Prinzip wird nach wie vor seine Rationalität, Begrifflichkeit, Zielgerichtetheit bescheinigt; auch die Aktivität wird nicht in Frage gestellt, nur wird sie jetzt als Aggression modifiziert. Und ebenso bereitwillig werden Emotionalität, Sinnlichkeit, Gefühl als weibliches Spezifikum angenommen. Logik, Systematik, Ratio, Abstraktionsvermögen werden dem männlichen Feindbild zuerkannt. Der Logos erscheint als Inbegriff männlicher Seinsart – ihm wird ein gleichsam alogisches mythisches Empfinden entgegengesetzt, das hautnah seelisch-sinnlich alles in sich aufnimmt. Definitionen sind die Sache dieser Feministinnen nicht. Fragte man sie nach den definitiorischen Kriterien der weiblichen Ästhetik, sie würden – und tun es – diese Frage als typisch männliche Denkkategorie von sich weisen. In dem Essay „Hundert Blumen“ von Kathrin Mosler (Frauenoffensive, Nr. V, S. 8) heißt es: „Unmöglich, gegenwärtig eine weibliche Praxis des Schreibens zu definieren. Eine Unmöglichkeit, die dauern wird, denn man wird diese Praxis nie theoreti-sieren können, sie einschließen, kodifizieren, was nicht bedeutet, sie existiere nicht. Aber sie wird immer über den Diskurs hinausgehen, der das phallozentrische System beherrscht“. Hier wird Theorie als Denkform männlicher Herrschaft abgelehnt, und als weibliche Möglichkeit dagegen postuliert: „Die Frau muß ihren Körper schreiben, ihre uneinnehmbare Sprache erfinden, die die trennenden Wände, Klassen, Rhetoriken, Verordnungen und Gesetze zerbricht“. Die weibliche Ästhetik soll also in einer spezifisch weiblichen Körperlichkeit, Sinnlichkeit gründen! Ein neuer Mythos des Urweiblichen scheint im Entstehen, ein Biologismus, der, wie schon in der bürgerlichen Philosophie, die Frau reduziert als ein Naturwesen begreift. Im Grunde brauchte die Frau nur ihre Natur, ihre Weiblichkeit zu entdecken, und sie entfaltete all ihre schöpferischen Möglichkeiten. Karin Strucks Roman *lieben* oder Verena Stefans Bekenntnisbuch *Häutungen* sind durchtränkt von dieser Ideologie. Doch ist die Frau kein geschichtliches Wesen? Ist sie nicht hineinverwickelt in die gesellschaftlichen Verhältnisse, geprägt von einer langen Geschichte? Läßt sich da aus allen gesellschaftlichen Prägungen heraus ein reines weibliches Urwesen herauslösen? Wohl kaum! Sicherlich hatte die Frau ihre Körperlichkeit wieder neu zu entdecken, ihre Sinnenlust, die der phallokratische Mann ihr zur Sicherung seiner Herrschaft genommen hatte. Doch das Emanzipatorische lebendiger Sinnlichkeit, die die Fessel lang eingebüter Unterdrückung sprengt, schlägt dann in Regression um, wenn die neue Sinnlichkeit schon als weibliche Humanität ausgegeben wird. Vor

diesem feministischen Biologismus ist entschieden zu warnen – und nicht zufällig setzt sich auch eine Feministin, Heide Heinz, mit dem Problem „Faschistische Tendenzen in feministischen Publikationen“ auseinander (Mamas Pfirsiche – Frauen und Literatur, Heft 6). Ihr – und nicht nur ihr – ist mehr als unbehaglich zumute, daß sich bestimmte strukturelle Denkfiguren im Faschismus ebenso wie in verschiedener feministischer Literatur finden: Gemeinsam ist ein spezifischer biologistischer Ansatz, der das als negativ, unrein Empfundene auf ein äußeres Feindbild projiziert – sei es nun der Mann oder der Jude. Was Heide Heinz für die weiterzielenden feministischen Gesellschaftsentwürfe analysiert, das gilt im großen und ganzen auch für die postulierte weibliche Ästhetik. So spielt Christine Steiniger (Mamas Pfirsiche, Heft 1) letztlich sexistisch männliche gegen weibliche Ästhetik aus: „Ein Mann läßt hingegen in einem Text nicht von seinen Empfindungen reden, sondern er vermittelt uns seine Ideen über Empfindungen. Es ist gleichsam ein Filter zwischen die Wahrnehmung und den Schriftsteller geschaltet. Die Unmittelbarkeit ist zerstört. Die Filter heißen Macht und Hierarchie ... So stellen die Männer sich im Grunde recht eingeschränkt dar, entweder es dreht sich um ihre Ideen von Macht und Herrschaft oder um ihre Sexualität, niemals aber um Wahrnehmungen, die nicht verbunden mit Machtvorstellungen sind.“ Das Zitat zeugt von weiblichem Chauvinismus und Unwissenheit, und man könnte solche Äußerungen getrost übergehen, wären hier nicht zugleich Vorstellungen enthalten, die auch in ernstzunehmenden feministischen Beiträgen zur Frage einer weiblichen Ästhetik auftauchen. Da ist häufig die Rede von einem neuen sensibilisierten weiblichen Wahrnehmen, einem neuen weiblichen Verhältnis zur Sprache, das die Sprache nicht als bloßes Mittel fertiger Mitteilungen auffasse, von einer neuen Spontaneität, Sinnlichkeit, Unmittelbarkeit. Auch Silvia Bovenschen in einem sehr differenziert argumentierenden Aufsatz „Über die Frage: Gibt es eine ‚weibliche‘ Ästhetik?“ (Ästhetik und Kommunikation, Nr. 25) behauptet ein spezifisch weibliches ästhetisches Sensorium, ein spezifisch weibliches Wahrnehmen. Obwohl gerade sie vor einem neuen feministischen Biologismus warnt, vor einer weiblichen Kosmologie, und obwohl sie die Vorstellung zurückweist, es ließe sich eine weibliche Urnatur aus den Hüllen geschichtlicher Prägungen hervorziehen, besteht auch sie auf einer weiblichen Ästhetik: „Gibt es eine weibliche Ästhetik? Ganz gewiß, wenn die Frage das ästhetische Sensorium und die Formen des sinnlichen Erkennens betrifft; sicher nicht, wenn darunter eine aparte Variante der Kunstproduktion oder eine ausgeklügelte Kunsttheorie verstanden wird.“ (S. 74) Nun kann man nicht leugnen, daß die Geschichte der Frau – eine Geschichte der eingeschränkten Möglichkeiten, der Unterdrückung – auch das Bewußtsein der Frau bestimmt hat. Die Rolle der züchtigen Hausfrau und Mutter der Kinder, der weibliche Tugendkanon – dieser männliche Entwurf des Frauenbildes ist von der Frau schließlich geradezu als Selbstporträt verstanden worden. Der Mann hat die Frau nach seinem Wunschbild modelliert – zwar mit wechselnden Kostümen, aber im Wesen konstant, und auch an seinem eigenen Bild mußte er arbeiten, damit er das Porträt des aktiven, rationalen Geschäftsmannes verkörperte. Die Geschlechter haben sich – eben durch diese geschichtlich entstandene Rollenverteilung – auseinanderentwickelt. Aber gerade mit der Emanzipation der Frau aus aufgezwungenen Rollen – einer Emanzipation, die die des Mannes einschließt – überwindet sie

eine falsche Polarität. Sicherlich hat die Zeit der Unterdrückung – wie Simone de Beauvoir in einem Interview in der *Zeit* sagt – bestimmte Eigenschaften bei den Frauen stärker herausgebildet: „Bescheidenheit, Geduld, kein Drang nach Macht“, und sicherlich hat auch die Periode der Herrschaft bei den Männern bestimmte Eigenschaften begünstigt. Das Mädchen wurde für das friedliche Heim erzogen, der Knabe für den Lebenskampf gerüstet. Doch indem die Frau aus ihrem weiblichen Ghetto ausbricht ins Offene menschlicher Möglichkeiten, usurpiert sie nicht männliche Domänen, vermännlicht sie auch nicht, sie entdeckt die als männlich ausgegebenen Qualitäten als eigentlich menschliche. Intellektualität, Produktivität, Kampfgeist sind keine männlichen Urphänomene, und auch der sich emanzipierende Mann heute verwahrt sich dagegen, Emotionalität, Sensibilität, Sanftmut als weibliche Wesenszüge von sich zu weisen. Die falsche Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zu einer patriarchisch-kapitalistischen soll bekämpft werden eben durch die sogenannten weiblichen Eigenschaften, die der Mann in sich unterdrückt hat. Die Kunst, die Literatur, haben sich ihr auch die Spuren der Entfremdung in einer hochtechnisierten Waren gesellschaft tief eingegraben, hat doch noch Momente der Freiheit und Emanzipation bewahrt. Denn sie schreibt nicht fertige Denkmuster fest, sie zerstört sie, zerreißt die falschen Trugbilder, die sich vor die Phänomene schieben. Zwar spiegeln sich in ihr gesellschaftliche Verhältnisse wider, doch sie entwirft auch Gegenbilder.

Was einige Feministinnen für eine weibliche Ästhetik reklamieren, ein sensibilisiertes Wahrnehmen, eine rückhaltlose Subjektivität, die auf eigene Erfahrung statt auf Theoreme setzt, das sind Momente, die die heutige „männliche“ Literatur genauso charakterisieren. Man braucht sich zum Beispiel nur die Lyrik der letzten zwei, drei Jahre anzuschauen, dann entdeckt man die als typisch weiblich proklamierten Momente als allgemeine Charakteristica heutiger Lyrik. Betrachtet man die Gedichtbände von Jürgen Becker „Erzähl mir nichts vom Krieg“, von Roman Ritter „Einen Fremden im Postamt umarmen“ oder von Ludwig Fels „Alles geht weiter“ (um nur einige „männliche“ Texte zu nennen), und daneben die Gedichtbände z. B. von Karin Kiwus „Von beiden Seiten der Gegenwart“, Ursula Krehel „Nach Mainz“, Sarah Kirsch „Rückenwind“, dann zeigt sich deutlich eine allgemeine Tendenz zeitgenössischer Lyrik – unabhängig von einer Geschlechterpolarität.

Es dominiert nicht mehr eine direkt politisch agitatorische Lyrik, dennoch ist das, was jetzt in der Lyrik geschieht, keine Neuauflage der schon gehabten Innerlichkeit, der Esoterik. Die gesellschaftliche Situation hat sich gewandelt und mit ihr die Ausdrucksmöglichkeiten zeitgenössischer Subjektivität. Vergessen oder verdrängt haben die Schriftsteller ihre politischen Erfahrungen nicht, aber stärker als zuvor bringen sie sich als erlebendes, wahrnehmendes Subjekt in das Gedicht ein. Gedichte als in Sprache gewandelte Selbsterfahrung, Selbsterfahrung als Welterfahrung! Ist das eine spezifisch weibliche lyrische Sicht? Ich stelle zwei zeittypische Gedichte vor, das erste ist von einer Frau geschrieben, das zweite von einem Mann! Ursula Krehels Gedicht „Jetzt ist es nicht mehr so“ thematisiert das neue Selbstverständnis der ehemaligen politischen Alphabetisierer, die zu selbstgewiß ihre Fertigantworten verteilt:

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir müde, mit Blasen an den Füßen
verdreckt und naß vom Wasserstrahl
nach Hause kommen, essen, trinken
und wieder weg ins Kino.*

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir denken, wenigstens
die Straße gehört uns.
Und die Zukunft natürlich
jetzt oder später, aber bald.*

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir am Schnitt der Haare
am Lachen die Genossen erkennen
uns auf die Schulter klopfen, öffentlich
wir könnten uns verändert haben.*

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß da, wo zwei oder drei versammelt sind
in meinem Namen, ich mitten unter ihnen bin
belehre, stärke, unterstütze
ganz ohne Fragen.*

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir mit Köpfen durch die Wände gehen
aufrecht, Antworten wissen, ob uns jemand fragt
Spuren hinterlassen, Erinnerungsbänder
wie Schnecken auf dem trockenen Sand.*

*Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir jedem Arbeiter
der aus der U-Bahn steigt mit Mütze
gleich sagen können, was ihm fehlt
und unserem Hausbesitzer auch.*

*Jetzt haben wir plötzlich Zeit
zu langen Diskussionen in den Betten.
Verschwitzt, aber kalt bis in die Zehen
sehen wir zum ersten Mal das Weiße
in unseren Augen und erschrecken.*

(Aus: Nach Mainz! Neuwied und Darmstadt 1977)

Zwiespältig ist dieses Resümée: Verlorene Hoffnungen – ferngerückt die so nah geglaubte Utopie – zerbröseln die Solidarität der Bewußtseinsveränderer, erloschen das befriedigende Gefühl der sinnvollen Aktion; Einsichten in das Falsche des richtigen Bewußtseins – problematisch der Passepartout der griffigen Theorie, die oft den Weg zur konkreten Praxis verschloß, fragwürdig die fraglose Selbstgewißheit der linken Intellektuellen, im Besitz der alles verändernden Wahrheit zu sein, erschreckend der Meinungsrigorismus, doch erschreckend auch der Schwund an konkreter Utopie! Bedauern mischt sich mit Selbstkritik. Das Gedicht spricht beides in sinnlicher Konkretheit aus; das politische Fazit erscheint als persönlicher Erfahrungsbericht. Das Ich bleibt nicht abstrakte politische Meinung, es stellt sich in seiner Körperlichkeit dar, der Blick ist auf das sprechende Detail gerichtet. Diese neue Lyrik prägt nicht Innenschau, sondern ein scharfes oberflächiges Sehen, das in seiner Nähe zu der Alltagswirkung die kostbaren „Sprachgitter“ hermetischen lyrischen Sprechens sprengt. Alltagserfahrung, Alltagssprache bestimmen den neuen lyrischen Ton. Ist das nun eine typisch weibliche Sicht? Artikuliert sich hier eine typisch weiblich erfahrene Situation in einer besonderen weiblichen Sprache, weiblichen Formgebung? Wie das Ich sich als Ich unmittelbar in das Gedicht einbringt, wie es von seiner authentischen Erfahrung ausgeht, die Nähe zum Gegenstand, der geschärzte Blick für das Besondere alltäglicher Wirklichkeit, der Verzicht auf sublime Bildlichkeit – sind das nicht Kriterien einer weiblichen Ästhetik? Gerade diese gelebte Subjektivität auszusprechen, seine Wahrnehmungen zu notieren, ohne die Filter vorgewußter Bedeutungen, künstlicher Symbolgebung – das war ja das Postulat einiger Feministinnen. Und doch, das alles sind Kritieren, die die gegenwärtige Lyrik überhaupt kennzeichnen, die Subjektivität, die sich im heutigen Gedicht manifestiert.

Ludwig Fels thematisiert in dem Gedicht „Invalidensonntag“ ein gewöhnliches Wochenende mit seinen Erwartungen und Freiheitsträumen, die eigentlich nur kurze „Freiräume“ sind:

*Dein Körper im Gras
verspricht mir
eine private Revolution.
Deine Schwülen, Geliebte, die Narben
der Schlaflosigkeit in deinem Gesicht
zeugen immerzu von deiner Herkunft.
Ich lächle
mit den mir verbliebenen Zähnen
und kauе einen Halm
bin glücklich.
Wir sind geschunden
und erholen uns zu zweit.
Hinter den Getreidefeldern
ragen die Fabrikschloten
und erinnern uns daran, daß heute Sonntag ist.
Wir erschöpfen uns in Leidenschaft*

*und werden die ganze Woche
nur noch zur Hälfte tauglich sein.
Fünf Tage lang
kann ich dich nicht im Büro besuchen
und samstags
mußt du mit mir
durch die Läden rasen
damit wir den Kantinenfrägeschmack
mit Obst, Salat, Gemüse tilgen können.
Und wenn wir alt sind
werden wir nicht gelebt haben
wenn uns weiterhin
die Zeit vorgeschrieben wird.
Aber jetzt
sind wir noch ein bißchen jung
jedenfalls jünger, als wir es später
noch sein werden können.
Komm zwischen die Blumen
und klatsche den Mohn
an dessen Duft du dich schlaftrig atmest.
Ich beschütze dich vor Insektenstichen.
In der Natur begegnen wir keinem Vorgesetzten.
Auch mit den Ameisen vergleichen wir uns nicht
obwohl sie vernünftige Tiere sind.
Denkst du dir auch, daß wir
viele wären, die anfangen könnten
und noch mehr würden
bei der Beendigung der Verhältnisse?
Bis wir uns die Lohnbüten abholen dürfen
ist unser Sonnenbrand
längst wieder verblaßt.*

(Aus: Alles geht weiter, Darmstadt und Neuwied 1977)

Ein Liebesgedicht? Ein Naturgedicht? Beides, und zugleich beides sehr gebrochen. Doch anders als in Brechts „Liebeslied aus einer schlechten Zeit“, das die finsternen Zeiten anklagt, die Liebe zu sexuellem Warentausch zu pervertieren, wird hier das Zusammensein als kurzer kostbarer Moment auch schon erlebt, als Erinnerung an oder Versprechen auf ein gelebtes Leben erfahren. Und die Restnatur erscheint als Kostbarkeit, als lebenswichtiger Balsam. Keine idyllische Wunschlandschaft wird hier entworfen, keine Seelenlandschaft, kein poetisches Naturbild, das zugleich surreales Wortartefakt wäre; die verdinglichten Beziehungen unserer Industriegesellschaft dunkeln auch die Sommerperspektive des Fels'schen Gedichts ein, mit den Fabrikschloten hinter den Getreidefeldern als versteinerte Mahnung an die verkaufte Zeit, an die Verhältnisse, die Leben auf ein Stückchen Sonntag verschie-

ben. Ein privates Gedicht? Ein gesellschaftskritisches Gedicht? Diese Entgegensezung trifft – nicht nur bei Fels – ins Leere. Das Ich nimmt sich in seinen Empfindungen, Vorstellungen, Wünschen wichtig, aber diese schweben nicht in der realitätsfernen Schwerelosigkeit lyrischer Harmonie, der Zeittakt der Stechuhr erzeugt das drängende, fast hastige *Carpe diem* des Ichs. Wie in dem Krechel-Gedicht ist die private Erfahrung eine gesellschaftliche, wie dort erscheint Gesellschaftliches auch hier nicht in plakativen Lösungen, sondern als Erfahrung eines komplexen authentischen Subjekts. In den Gedichten von Ursula Krechel und Ludwig Fels – und nicht nur bei diesen Autoren – tritt an die Stelle des fiktiven lyrischen Ichs das authentische Ich.

Es stimmt, neue ästhetische Formen haben sich herausgebildet, jedoch keine neue weibliche Ästhetik. Ein geschlechtsspezifischer ästhetischer Blick auf die Welt ist nicht auszumachen. Die literarische Darstellung einer Demonstration, einer Landschaft, eines Supermarktes, eines Arbeitstages ist nicht geschlechtsbedingt, eher geprägt auch von dem politischen Bewußtsein der Autoren/Autorinnen. Daß es dagegen Themen/Probleme gibt, in denen der jahrhundertelange Rollendualismus hervorbricht, ist selbstverständlich. Zum Beispiel das Thema Liebe. Daß es hier, wo es um die Beziehung zwischen den Geschlechtern geht, noch unterschiedliche Sehweisen gibt, versteht sich; denn gerade hier wirkt sich die langwährende männliche Herrschaft, die tief im Unbewußten ihre Spuren eingezeichnet hat, noch aus. Hier müssen die Frauen, ihr eigenes Bewußtsein verändernd, auf Bewußtseinsveränderungen zielen. Wenn Roman Ritter, Ludwig Fels oder F. C. Delius die schlechten Zeiten für Liebe anklagen, die durch rationalisierte Industriegesellschaft, die Glück nur als kurze Illusion erfahren läßt, das kapitalistische Konkurrenzdenken, das Freundlichkeit kaum zuläßt, so prangern die Lyrikerinnen primär das alte patriarchalische Rollenverhalten an, das gefühlszerstörerisch wirkt. Aber das sind thematische Akzente nur, nicht ästhetische Grundhaltungen. Johannes Schenk etwa entlarvt in seinem Gedicht „Bericht von der Knopfpresserin Olga Baschba“ – fern jedem männlichen Chauvinismus – gerade die angemäste Penisherrschaft. Und Karin Kiwus, z. B. in dem Gedicht „Make-off“, oder Ursula Krechel mit „Hymne auf die Frauen der bürgerlichen Klasse“ stellen den perfekt verinnerlichten Zwang zur schönen – weiblichen – Larve aus. Ein geschlechtlicher Perspektivenwechsel ist bei emanzipierten Menschen auch da möglich, wo es den Geschlechterdualismus unmittelbar betrifft. Die Forderung einer weiblichen Ästhetik, die einen neuen Biologismus impliziert, widerspricht jeder Utopie, jeder Vorstellung einer freien Gesellschaft gleichberechtigter Individuen.

Was einige Feministinnen als typisch weibliche Kategorien verkünden, das kennzeichnet die heutige Literatur allgemein. Muß man daraus schließen, daß wir androgynen Zeiten entgegengehen?

Die große Traurigkeit der Karin Struck

Ihr erster Roman „Klassenliebe“ war eine literarische Überraschung. Fast eine Sensation. Die Kritiker-Elite der großen bürgerlichen Zeitungen zeigte sich, schwankend zwischen Betroffenheit und lüsterner Neugier, äußerst beeindruckt von dieser wilden Dame, die da mit so schonungsloser Offenheit Auskunft gab über sich und ihre unglückliche Liebe zu dem Saarbrücker Journalisten und Schriftsteller A. A. Daß viele von ihnen diesen A. A. persönlich kannten, gab diesem literarischen Ereignis einen zusätzlichen Reiz. Die damals fünfundzwanzigjährige Karin Struck, geradezu überschwenglich zum faszinierenden Beispiel einer neuen „Sensibilität“ hochstilisiert und in die Kategorie „radikaler Subjektivismus“ eingesortiert, wußte bestimmt nicht, wie ihr geschah, als sie plötzlich, sozusagen über Nacht, als ein neuer Stern an den westdeutschen Literatenhimmel hochgehievt wurde.

Ihr zerquälter Aufschrei einer verzweifelten Suchenden, eine literarische Mischform aus Tagebuchnotizen, Traumauzeichnungen, literarischen Zitaten und Reflexionen, war nicht nur eine leidenschaftliche Abrechnung mit dem ungetreuen Geliebten, sondern auch eine bohrende Selbstbefragung. Karin Struck versuchte, Klarheit zu gewinnen über sich und ihren Aufstieg von der pommerschen Bauerntochter zur Intellektuellen. Sie hatte gegen den Willen ihrer Eltern das Abitur gemacht, dann Germanistik studiert. Ihre intellektuelle Auseinandersetzung mit ihrem Gefühlschaos und schmerzensreichen Innenleben, für mich Karin Strucks ehrlichstes, erschütterndstes Buch, kam vielen gerade recht. Dem Suhrkamp-Verlag ebenso wie der gesamten bürgerlichen Literatur-Bewertungs- und Verwertungsindustrie. Männerbeherrscht wie jede Industrie. Weil inzwischen ja aber eine neue, selbstbewußte Frauengeneration aufgebrochen war, die patriarchalische Gesellschaft mit ihrem männlichen Überlegenheitsanspruch radikal infrage zu stellen, war hier, wie inzwischen fast überall, eine große Bereitschaft, Frauen, wenn auch nicht in die Machtpositionen, so doch wenigstens zu Worte kommen zu lassen. Außerdem ging es um Marktanteile. Frauen verkauften sich jetzt gut. Als Thema und als Autorinnen. Und hier liegt der tiefere Grund für Karin Strucks frühen Ruhm. Nach meiner Meinung hat er ihr mehr geschadet, als genutzt. Nach meiner Meinung wäre Karin Struck, mit ihrem ersten Roman nicht gleich in so hohe Himmel gehoben, mit ihren zwei weiteren Büchern nicht in diesen immer bedenklicheren Manierismus geraten, der einen immer größeren Realitätsverlust der Struckschen Weltbetrachtung zur Folge hat. Schon bei ihrem zweiten Roman „Die Mutter“, erschienen 1975, mußte sie sich denn auch viele bittere Wahrheiten sagen lassen, auch wenn sich die meisten Kritiker von diesem unwegsamen „Labyrinth“, trotz wesentlicher Bedenken, größtenteils noch beeindruckt zeigten. Mit ihrem dritten Roman „lieben“, erschienen im Frühjahr 1977, ließ der Suhrkamp-Verlag seine junge Erfolgsautorin dann fahrlässig ins kalte Wasser fallen. Diesmal waren sich fast alle einig: dieser Roman ist kein Roman und dann auch noch so schlecht geschrieben und vollgestopft mit Banalitäten, Stilblüten und Phrasen, daß jeder Ehrenmann in einem solchen bösen Fall wohl am besten schweigen sollte. Aber Kritiker sind eben auch nur Menschen, und außerdem werden sie ja fürs Schreiben bezahlt und nicht fürs Schweigen. Und so

konnte selbst sensiblen Kritikern denn endlich einmal so richtig warm werden ums Herz beim Schreiben ihrer Verrisse. Schließlich irrt sich keiner gern. Hier aber war die Sache so klar, daß niemand Vorsicht walten lassen mußte, sondern jeder eindeutig sein konnte mit seinem ablehnenden Urteil. Ich nehme mich da keinesfalls aus, denn auch ich habe „lieben“, das Buch, das ein „Roman über die erotische Entwicklung einer Frau im dreißigsten Jahr“ sein sollte und dann kaum mehr war als die schnell hingeschluderte Aneinanderreihung bedeutungsschwangerer sexueller Leidenschaften, barsch abgeurteilt. Und ich habe mich dabei pudelwohl, weil im guten, ja im besten Recht gefühlt. Später gefiel mir dann der barsche, sarkastische Ton nicht mehr, zu dem ich mich hatte im ersten Zorn hinreißen lassen. Sicher, Karin Struck fordert – und ganz besonders bei „lieben“ – durch diese egozentrische Maßlosigkeit, mit der sie sich als fiktives, literarisches Ich immer wieder nur um sich selber dreht, zu heftiger Reaktion geradezu heraus. Trotzdem: Wut ist ein ebenso schlechter Ratgeber für die Wahrheitssuche wie „grenzenloseste Sehnsucht nach vollkommener Verzückung“.

So will ich im Nachfolgenden denn versuchen, mich ohne Wut und Bitterkeit mit der Schriftstellerin Karin Struck auseinanderzusetzen, konkret: mit ihren Romanen „Die Mutter“ und „lieben“.

Beide Bücher müssen nicht zuletzt an dem Anspruch gemessen werden, mit dem sie die Autorin und ihr Verlag der literarischen Öffentlichkeit präsentierten. So sollte „Die Mutter“ nicht nur der (!) Roman werden über die Frau, die Mutter, über Geburt und Mutterschaft, sondern darüber hinaus ein Plädoyer für mütterliche, wärmende Weiblichkeit und eine neue, weibliche Wahrnehmung der Wirklichkeit. Mit diesem gigantischen Anspruch, in einem Buch sozusagen alles über weibliches Leben und Sterben, Leiden, Lieben, Denken, Fühlen und Sehnen sagen zu wollen, überfordert Karin Struck nicht nur die meisten Leser total, sondern vor allem sich selbst. Dieser Ehrgeiz ist selbstmörderisch. Er macht Karin Struck zu einer Gefangenen ihrer eigenen Ansprüche. Es genügt ihr nicht mehr, die eigenen Schrecken und Schmerzen auszudrücken. Alle Schrecken der Frauen will sie benennen, alle Schmerzen der Frauen beklagen. Dieses geradezu masochistische Verlangen zwingt ihr nicht nur eine künstliche Schwermut, einen schier unerträglichen Lebensekel auf, welche ihre Hauptfiguren, ihre literarischen Ichs, die nach den großen Klassikervorlagen bedeutungsschwere Namen wie Nora und Lotte (nach Goethes „Werther“) tragen, zu manisch Depressiven werden lassen, sondern auch eine bestimmte Arbeitsweise: Die der literarischen „Recherche“. Weil für das viele Große, das sie sagen will, ihr eigener Erlebnis- und Erfahrungsbereich natürlich bei weitem nicht ausreicht, muß sie andere befragen. Gegen diese journalistische Methode der äußeren Befragung ist natürlich überhaupt nichts einzuwenden, nur verliert sie, was sie dadurch an Breite, Information und Kenntnis gewinnt, an innerer Tiefe, innerem Beteiligtsein und der starken Überzeugungskraft, die aus dem eigenen Erleben und Erkennen kommt. Und umso weiter sich Karin Struck bei diesem kalten, intellektuellen Ausforschen fremder Leben und Schicksale von ihrem eigenen Lebens- und Erfahrungsbereiche entfernt, desto abstrakter und abstruser wird ihre Erzählweise: „Eine bestimmte Art von Männern wirkt auf sie: aus ihnen spricht die gleiche hervorströmende Sinnlichkeit, sie haben die gleichen Rundungen wie Frauen fast, sie haben die gleichen Verletzungen, diese Todesangst-Männer, die gleiche

Todesangst, von der sie durchdränkt sind wie von einem starken Duft, der sie anzieht, wie Blüten die Bienen und sie kann nicht anders als hinfliegen, die Anziehung ist so stark, sie möchte niedersinken und liegenbleiben im warmen Bett des liebenden Paars, des Rausches, der Urmarmung; es ist, als würde sie Männer trinken wollen wie Luft, wie Georg seinen Wein trinkt, der Trinker. Mein Freund Bacchus, sagt Georg; ich brauche die Liebe, wie du deinen Freund Bacchus brauchst, Georg, zum Atmen. Georgs Todesangst. Bin ich denn eine Bohrerin nach Todesangst?“ („lieben“, Seite 348). „lieben“ ist nicht zuletzt deshalb ein so verquollenes Buch, weil sie zu schnell und zu viel und zu oberflächlich gefragt hat und sich nicht die Zeit nahm, die Menschen, deren Sinnlichkeit und Erotik sie sich zum Zwecke der Wiedergabe in ihrem Buch einverleiben wollte, wirklich kennenzulernen: „Andere trinken, sind süchtig nach Drogen oder Zigaretten, ich aber bin eine wahre Trinkerin von Menschen.“ („lieben“, Seite 376).

Bei ihrem inhaltlich und sprachlich viel disziplinierteren, viel weniger geschwätzigen Roman „Die Mutter“ hat sie sich diese Zeit wenigstens teilweise noch genommen. Vor allem bei ihrer Auseinandersetzung mit der Mutter. „Den Ursprung suchen“, sagt da Nora Hanfland, die Tochter der Marie Buchholz, einer vertriebenen Bäuerin aus Pommern, und versucht im brieflichen Dialog mit der Mutter, ihre Geburt, ihre Anfänge auszuforschen. Dabei findet sie in der Auskunft der Mutter, daß diese eigentlich einen Sohn wollte und keine Tochter, die Erklärung für die eigene Entwurzelung und diese maßlose Gier nach Liebe, Wärme, Geborgenheit und Zuwendung: „Nora ist geboren worden aus ihrer Mutter; und ihre Mutter wollte einen Sohn.“ Damit ist ein- für allemal geklärt, wen die Schuld trifft an Noras oder Lottes Unfähigkeit, wirklich zu lieben oder sich auch nur nicht pausenlos als Opfer zu fühlen: „Ich war doch immer die Betrogene.“ („lieben“, Seite 339).

Schuld ist die Mutter. Immer wieder die Mutter: „Daß ein Mann zwischen mir und einer anderen wählt, nachdem er mich zuerst rückhaltlos anzunehmen schien, ist das Schlimmste. Ich werde ihn immer dafür hassen, wie ich meine Mutter hasse dafür, daß sie meinen Bruder mehr geliebt hat und liebt als mich.“ („lieben“, Seite 111). Trotz dieses sich durch beide Bücher wütenden, anscheinend unaufhebbaren Mutterhaßes einer hochneurotischen Tochter (die ja immer dieselbe ist, egal ob sie Nora oder Lotte heißt) ist das Kapitel „Die Briefe der Mutter“ für mich das Beste und Schönste, was Karin Struck bisher geschrieben hat. Indem Nora die Mutter befragt, weil sie Klarheit gewinnen will über ihre Herkunft, läßt sie sich ganz konkret und ernsthaft auf ein fremdes Leben ein. Das Leben ihrer Mutter. Diese Auskünfte der Mutter, karge Erinnerungen an ein entbehrungsreiches Leben, ein Leben das immer Arbeit war, Kampf um die Saat, die Ernte, das Essen – zeigen, wie Karin Struck auch schreiben kann: still, verhalten, teilnahmsvoll, an ihren Personen und deren Lebens- und Leidenserfahrungen nicht nur literarisch abstrakt, sondern menschlich konkret interessiert: „Kindergeld habe ich erst 1955 bekommen, ich habe mich über jeden Pfennig gefreut, und was ich nehmen kann, das nehme ich. Die Hebamme hat recht: die Frau stillt aus der Psyche. Ich habe gedacht: ich muß noch die Schweine füttern, ich muß das Essen besorgen, ich muß noch vor dem Stillen Wasser holen, damals von der einen Kilometer entfernten Wasserstelle, ich muß die Stube saubern machen. Wenn ich mich dann zum Stillen hinlegte, war ich schon abgehetzt. Es gab so viel zu denken.“

Mein Mann war auch nicht so, wie ich ihn haben wollte. Das Kind sollte wohl die Hauptsache sein, aber es ging oft so viel Anderes vor in meinen Gedanken.“ („Die Mutter“, Seite 39).

So kann Karin Struck schreiben, und nur hier ist sie ernsthaft, genau, menschlich, eine wirkliche Schriftstellerin. Nach meiner Meinung eine wesentliche. Meistens aber schreibt Karin Struck ganz anders. Entweder als kalte, redewütige, vorschnell urteilende und aburteilende Intellektuelle oder als literarisierende Salondame, die selbst ihre melancholischen Todessehnsüchte noch zu einer bittersüßen Kitschidylle stilisiert: „So lag sie da, auf dem Bauch, hatte das eine Bein angezogen, wie ein Kind, das endlich einschläft. Ihre Brustspitzen im Schnee. Schnee fiel über sie, deckte sie zu, berührte sie weich, wärmte sie. Kälte wärmte sie. Großes weiches weißes Tier Schnee. Schneekönigin Mutter umarmte sie. Mutter Schneekönigin umfing sie. Dann war das Bewußtsein weg. Sie war im Schlaf. Sie litt nicht mehr. Sie würde so liegen, bis man sie holte und in die Leichenkammer brachte. ... Das Meer rauschte in der Ferne. Der Schnee fiel, rieselndes Element. Bräutlicher Schnee fiel, und dann sah sie aus wie ein Schneepaket.“ („lieben“, Seite 242).

Der Selbstmordversuch, den Karin Struck hier zelebriert, findet auf einer kleinen Insel statt, die (Achtung Symbol!) „Neuland“ heißt.

Gemessen an dieser gefühligen Idyllenschreiberin ist mir die schreibende Intellektuelle Karin Struck dann doch noch lieber, selbst wenn sie kaltschnäuzig ist: „Oft hat Nora das Gefühl, wenn ein Kind herauskommt: diese Kinder dürfen nicht geboren werden, von kaum reflektierenden Erzeugern, wegen einer Niedlichkeit, wegen einer Konvention.“ („Die Mutter“, Seite 231.)

Das klingt nicht nur hochmütig und anmaßend, als schreibende Intellektuelle ist Karin Struck hochmütig und anmaßend und bis zur Selbstgerechtigkeit arrogant. Ihre seitenlange Argumentation mit ihrer aus der christlichen Ethik abgeleiteten Begründung gegen die Abtreibung und die so mühsam erkämpfte Fristenregelung ist nicht nur unsozial und völlig realitätsfern, sondern auch ein harter Schlag ins Gesicht all der vielen Frauen, die sich aus äußerer oder innerer Not für eine Abtreibung entscheiden und diese unter oft erbärmlichsten und erniedrigendsten Umständen durchführen müssen. Wer von diesen zwischen Beruf, Kindern, Haushalt hin- und herzetzenden, vom Ehemann oder Geliebten nur zu oft im Stich gelassen oder ganz verlassenen Frauen kann sich denn so hehre ethische Überlegungen leisten wie Karin Struck: „Mich erschreckt, daß Sie dieses in unserer Kultur so lange geltende Argument, man dürfe ungeborenes Leben nicht töten, jetzt so ohne weiteres vom Tisch weisen; ich zum Beispiel kann mich, trotz aller Aufgeklärtheit und Vorherrschaft des Verstandes, nicht einfach von dieser Voraussetzung unserer Kultur, ungeborenes Leben sei Leben und dürfe nicht vernichtet werden, trennen.“ („lieben“, Seite 225.)

Daß sie ihre Lotte, diese prinzipielle Gegnerin der Abtreibung, dann trotzdem abtreiben und anschließend in ein nicht enden wollendes Wehklagen über das ungeborene Kind („Oh, du mein ungeborenes Kind“) von geradezu antiken Ausmaßen ausbrechen läßt, halte ich für eine große Unredlichkeit, um nicht zu sagen Unverschämtheit der literarisierenden Salondame Karin Struck. Denn gerade ihre Lotte, diese nur auf ihre erotischen Erfahrungen reduzierte Kunstfigur, weiß mit ihren zwei vorhandenen Kindern so wenig anzufangen, daß einem ganz traurig

werden kann ums Herz bei dem Gedanken an die schlimmen Beschädigungen, denen sie da in einem so frühen Alter bereits ausgesetzt sind: „Annemarie wird fünf Jahre alt. Die seit ihrer Geburt vergangene Zeit kommt mir endlos vor und so leer und vergangen, als hätte ich und als hätte sie nicht gelebt.“ („lieben“, Seite 20.)

Das klingt vielleicht brutal ehrlich, ist aber nur ein weiteres Beispiel für die Literarisierung aller Personen und Gefühle, mit der sich Karin Struck immer mehr aus der Realität in eine Welt der großen Schrecken und Traurigkeiten manipuliert. Würde sie sich stattdessen mit den ganz gewöhnlichen Schrecken und Traurigkeiten unseres alltäglichen Lebens begnügen, würde sie endlich vielleicht auch die Freuden und Schönheiten entdecken und die Liebe, nach der sie sich so sehnt, und die doch überall vorhanden ist. Dann hätte sie nicht nur viel zu sagen, sondern auch viel zu erzählen. Und die Schriftstellerin Karin Struck ist mir viel zu lieb und teuer, als daß ich zulassen möchte, wie sie selbst diese umbringt.

Zu Günter Herburgers „Flug ins Herz“

Das Buch, eine Utopie nach Aussage des Verfassers, beginnt mit einer direkten und wirklichkeitsschweren Anrede an den Leser: „Die Grenzen der Freiheit werden enger . . .“ So beginnt eine Utopie, der die Wirklichkeit, über die sie hinausgreifen möchte, voll bewußt ist, mit all ihrem Gewicht an den Füßen hängt . . . Wieviel Anstrengung ist nötig, um die Höhe zu gewinnen, daß man fliegen kann?

Am Ausgangspunkt des Erzählens liegen Flucht und Flug dicht beieinander: die Erzählerperson, ein Allgäuer mit dem feierlichen Namen Johann Jakob Weberbeck, ist gerade über einen Selbstmordversuch hinweggekommen und aus dem upper-class-Milieu getürmt. Er fängt ganz unten neu an. Auch die Bedürfnisse sind elementar, Hunger und Suche nach Arbeit. Indem sie befriedigt werden, entsteht für ihn ein neues Geflecht menschlicher Beziehungen „ganz unten“ in der Gesellschaft, wo er sich nun ohne Ziererei zugehörig fühlt: Gemeinschaft mit Hilfsarbeitern (seine Zimmerwirtin gehört auch dazu), Gastarbeitern und deren Familien, kleinen Angestellten und Arbeitern aus der Fabrik. Es deutet sich an, daß Weberbeck hier etwas finden könnte – trotz der menschenfressenden und als mörderisch empfundenen Arbeit –, wonach er unvorsichtig beim Einstellungsgespräch verlangt hat: „Ich brauche eine Heimat, sonst komme ich um.“

Heimat aber kann nicht sein, was hier und jetzt ist – soviel ist schon nach den ersten Arbeitserfahrungen klar. Aber sie kann etwas sein, das hier und jetzt entsteht, gemacht oder auch nur geplant wird. Genaueres weiß man darüber noch nicht, jedoch die Hoffnung des Erzählers richtet sich mehr und mehr auf diese Möglichkeit. Wichtig ist, daß die Menschen, die zu dieser Heimat gehören könnten, in seinem Erleben vorhanden sind, und daß sie, wenn auch nur für Minuten, es fertigbringen, die Fabrikhalle in einen Tummelplatz eigenmächtigen Spiels zu verwandeln. Dies vor den Augen des verblüfften Managers, der soeben Gäste in „seinem“ Betrieb herumführt. Die Arbeiter tun sinnfällig, was von ihnen erwartet wird: sie verhalten sich dumm und taubstumm, sie entlarven dabei den Chef, der die Produktion retten will, als unfähig. Im Spiel wird sogar etwas produziert: ein „Erinnerungsstück“, die Jacke des Chefs in Blech gestanzt. Damit darf er abziehen, die Ordnung, nur unter dem Mantel der Eulenspiegelei durchbrochen, ist scheinbar wieder hergestellt. In Wirklichkeit finden sich jetzt die Kollegen zusammen; beflügelt von dieser Erfahrung, sprechen sie ihre Ansichten und Gefühle aus und ahnen, daß sie – Marx buchstäblich genommen – die bestehenden Verhältnisse „zum Tanzen bringen“ können und sollen.

Der übermütige Vorfall, der noch ein paarmal in verschiedenen Situationen variiert wird, zeigt die Grundidee des Romans ziemlich deutlich: aus den täglichen Erfahrungen und Reibungen heraus, die den Einzelnen langsam aber sicher aufarbeiten, können und sollen die Helden sich aufschwingen, ausbrechen in überraschender Weise, mit Kühnheit und Phantasie, in kollektivem und selbstbestimmtem Handeln. In der Freude dieses Aufschwungs sind die Möglichkeiten weiteren Handelns zu erfahren. Der Erzähler fühlt sich hier unmittelbar zugehörig; er ist an Veränderung interessiert, könnte auch selbst etwas einbringen.

Diese Anlage des Romans, seine Orientierung auf Wirklichkeit, Utopie und Handeln zugleich, sein Ausgangspunkt „ganz unten“, bei den elementaren Erfahrungen der arbeitenden Klassen, hat einigen Kritikern offenbar große Schwierigkeiten bereitet. Günter Zehm schrieb in der *Welt*: „Der Roman ist nicht nur konzeptionell ein Chaos, sondern in jeder anderen Hinsicht ebenfalls.“ (*Die Welt*, 14. 5. 77) Ganz im Stil des Hauses präzisiert er dann auf den Autor Herburger hin den Vorwurf einer „unglaublichen geistigen Disziplinlosigkeit, die sich in dem Buch ausdrückt.“ Weniger martialisch nimmt es Hans Christoph Buch in der *FAZ*; er bestreitet den Ernst des ganzen Unternehmens: „die Utopie gerät zum Klamauk, der Klassenkampf wird zur Gaudi.“ (*FAZ*, 30. 4. 77)

Auch wo jemand gründlich den Text liest, sind noch fundamentale Mißverständnisse möglich, wie die in der *Frankfurter Rundschau* erschienene Besprechung von Wolfram Schütte zeigt. Sie kommen m. E. aus den festgeschriebenen ideologisch-politischen Erwartungen, mit denen der Rezensent an das Buch heran geht und die er nicht bestätigt fand. Er möchte als geheime Absicht Herburgers die erhellende Darstellung des falschen Bewußtseins erkennen und nennt als Vorbilder Bloch, Kracauer, Benjamin, Adorno. Unter diesem Maßband schnurrt Herburgers eigener Erzählvorgang zusammen auf nachweisbare Abweichungen von den geheiligten Pfaden der Frankfurter Schule einschließlich ihrer kontemplativen Wirklichkeitsbeziehungen. Das Handeln ist in diesem Wertesystem nur wenig geachtet. Und die Hinwendung des Autors zum Proletariat zeugt vom „schlechte(n) Gewissen eines kleinbürgerlichen Literaten“, gebiert „konvertitenhaft-missionarischen Eifer“, bleibt aber trotzdem vorwiegend „Herzenssache“ des Autors und erreicht – immer nach Schütte – den Kopf nicht als Überzeugung, sondern bloß als „Gedankenspiel“. Und obwohl der Vorwurf offenbar dahin zielt, daß sich der Autor im Klassenkampf viel zu sehr echauffiert, um gut zu sein, ist vielleicht doch verständlich, warum der Rezensent diese Haltungen sich „bleiern“ auf die Schreibkunst des Autors niederschlagen sieht. (*FR*, 11. 6. 77)

Es muß übrigens nicht immer der Rezensent eines bürgerlichen Mediums sein, der in der Fülle der ausgebreiteten Realitätserfahrungen und ausgesponnenen Phantasieaufschwünge den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Sozialisten passiert das auch, wenn sie mit kurzer Leine die Vorgänge des Buches an aktuelle Wirklichkeit (Wirtschaftskrise, Lohnkampf) anbinden wollen. Mit einer Plattheit, auf die der Begriff des Dogmatismus schon nicht mehr anwendbar ist, argumentiert Martin Kurbjuhn in den „Beiträgen zum wissenschaftlichen Sozialismus“ und weist immer wieder nach, daß in der Wirklichkeit doch alles wirklich nicht genau so ist, wie der Autor schreibt, und spart nicht mit apodiktischen Urteilen. Natürlich ist auch M. Kurbjuhn nicht entgangen, daß so etwas wie Phantasie in diesem Buch mitspielt. Sie erscheint ihm hier als ein Mittel, „den wirklich fundamentalen Realitätsverlust, der sich in diesem Buch ausdrückt, wenigstens teilweise zu verschleiern.“

Solchen Interpretationen soll hier ein anderes Verständnis der grundlegenden Vorgänge in diesem Buch entgegengesetzt werden: die Aufschwünge der proletarischen Helden zum Handeln als Gegenstand, der den Autor interessiert, und den er, da ihm hier die Wirklichkeit bei weitem nicht ausreicht (mir auch nicht), nach den verschiedensten Möglichkeiten, Entwicklungsansätzen abklopft.

Selbstverständlich kann sich ein bedächtiger und an die Wirklichkeit geketteter Leser fragen: wozu diese weitausholenden Vorriffe? Soziale Konflikte gibt es doch ohnehin, und die daraus entstehenden Kämpfe erfordern doch Energie genug. Aber diese täglichen Reibungen, so würde der Erzähler hier von seinem Standpunkt aus einwenden können, brechen die Trägheit nicht auf und führen heute millionenfach zum Wegtauchen in halbe Befriedigungen und zur Anpassung ans Bestehende. Perspektivisches Handeln braucht zusätzliche Antriebe.

Sich des Ziels einer grundsätzlichen Veränderung zu vergewissern, vielleicht auch, es sich deutlicher zu machen und es zeichenhaft auszustellen, dazu soll die Haupt- und Staatsaktion des Romans dienen: zwei Kinder, gezeugt jeweils von den Klassengegnern und aufwachsend in entgegengesetzten Verhältnissen, sollen zum „Beweis“ der eingeschränkten bzw. klassenmäßig geförderten menschlichen Entwicklungsmöglichkeiten unter den herrschenden Verhältnissen dienen. Der Klassenkampf soll dadurch nicht ersetzt werden – er findet nach Überzeugung und Erfahrung des Autors sowieso dauernd statt – aber die Aktion soll als bewußtseinsbildendes Ereignis auf den Klassenkampf einwirken, ihn weiter vorantreiben.

Steckt aber im Vorgehen der Helden nicht ein Stück Blanquismus, stellvertretendes Handeln von Eliten, die es den bewußtlosen Massen einmal zeigen? Vielleicht. Unter Umständen können sie von dieser Aktion dahin kommen: dann nämlich, wenn es ihnen nicht mehr gelingt, das „Zeichen“ zu den konkreten Kämpfen, auf die es gemünzt ist, hin zu vermitteln. Sie könnten andererseits auch von diesem Ansatz her etwas entdecken, das in der Geschichte der Arbeiterbewegung real passiert ist: die Vereinigung von sozialen Kämpfen und wissenschaftlichem Sozialismus, die historisch bedeutsames Handeln der Arbeiterklasse erst ermöglicht. Dahin kommt es im vorliegenden Roman nicht. Die beabsichtigte Fortführung der Geschichte wird zeigen, wer aus dem heterogenen Kern der Gruppe wohin geht.

Für den Leser wird das sicher noch Überraschungen mit sich bringen – ähnlich denen möglicherweise, die die weitere Entwicklung der politischen Neuanfänge der Studentenbewegung 67/68 mit sich gebracht hat.

„Wer kühn ist, aber nur in einer kleinen Gruppe arbeitet, kann zwar im Denken und Fühlen weit kommen, mag auch subversiv überraschen, doch für Politik und allgemeine Veränderungen bleibt es nur eine Art höheres Indianerspiel,“ so resümiert ein Text in der UZ (6. 5. 77) die Vorgänge dieses Buches. Formuliert hat das kein Kritiker, sondern der Autor selbst, und er sieht im Durchspielen der Aktion den positiven Wert: „Erfahrung wird aufgezeigt.“ Wobei er in diesem Interview mehrfach betont, wie wichtig es ihm ist, durch absichtliche „Vermessenheit“ der Handlungsaufschwünge „aus der Verkrustetheit, die man leichthin tägliche Möglichkeit nennt, herauszukommen.“

Die UZ, der dieses Interview gegeben wurde, ist die Zeitung der DKP. Das sei als Tatsache angemerkt, im Hinblick auf die vielfältigen und überraschenden Überlegungen, die gerade die Rezensenten bürgerlicher Blätter zum Thema „Herburger, das DKP-Mitglied“ in ihren Buchkritiken anstellten. Manche waren von diesem Thema so in Anspruch genommen, daß sie, schnell lesend, nicht mehr ganz aufnahmen, was nun in dem Roman alles drinsteht.

Den Rekord bei diesem Verfahren hält die FAZ, wo man sonst ja energisch für sich handwerkliche Solidität und rein ästhetische Kriterien bei Qualitätsurteilen in

Anspruch nimmt. Neben anderen, kleineren Unterstellungen (wir wollen die Behauptung, der Roman ende mit einer Reise ins Innere der Erde, noch dazurechnen) untersiebt Hans Christoph Buch dem Autor als Grundidee „die Zwangszugung des neuen Menschen“ (woher er das hat, bleibt im Dunklen) und verbreitet auch die Ansicht, im Roman werde „individueller Terror“ (Anführungszeichen bei Buch) „praktiziert“, was allerdings, wie der Rezensent weiß, „im krassen Widerspruch zu Herburgers politischen Bekenntnissen der letzten Jahre“ steht. Wie ist nun dieser selbst gebastelte Widerspruch aus dem Weg zu räumen? Der Verfasser des Bandes über „Parteilichkeit und Literatur“ weiß da Rat: jetzt muß die Partei eingreifen. Er sieht es kommen: „seine Genossen werden ihm (dem Herburger) wegen Abweichung von der Parteilinie sicherlich demnächst den Kopf waschen, so wie Herburger selbst es kürzlich mit seinem DDR-Kollegen Reiner Kunze versucht hat.“ (FAZ, 30. 4. 77) Richtig, ein Hinweis auf die DDR fehlte in diesem Zusammenhang noch. Solche Kreisbewegungen innerhalb der eigenen Ressentiments nennt man wohl neuerdings Literaturkritik.

Dagegen nimmt sich die Argumentation von Wolfram Schütte elegant aus, wenn er in einem beiläufig- selbstverständlichen Nebensatz das Gleichheitszeichen zwischen den Helden des Buches und der DKP setzt und ebenso selbstverständlich erklärt, warum dieses Auftauchen der DKP der literarischen Qualität abträglich sei: „als ob“ nämlich „die DKP, die er (Herburger) hier zu poetisieren versucht, noch auf der Suche nach der blauen Blume der Revolution sei.“ Ein aufmerksamer Leser wird feststellen, daß der Rezensent hier den Gegenstand gewechselt hat, vom zweibändigen Herburger-Roman zu dem im Textteil sehr knappen DKP-Mitgliedsbuch. Die Texte dort (ich glaube, sie sind nicht von Herburger) beweisen auch meiner Meinung nach zweifelsfrei, daß die DKP die Revolution nicht für die blaue Blume der Romantik hält – aber was beweist das nun für den ganz woanders angesiedelten Ausgangspunkt des „Fluges ins Herz“?

Wie ergiebig das Neuland ist, welches die bundesdeutsche Literaturkritik mit dem Übergang zur Parteibuchrezension betreten hat, kann aber erst das Haus Springer aufweisen. Günter Zehm hat offenbar rekapituliert, was er über die Kommunisten weiß, und er weiß: sie sind diszipliniert. Da er aber Herburger gerade das Gegenteil vorgeworfen hat, kommt ihm der „Gedanke, daß ‘Flug ins Herz’ möglicherweise eine verdeckte Auseinandersetzung des Autors mit der von ihm geforderten geistigen Parteidisziplin sein könnte“. Dieser Gedanke fließt dann zwangslässig in Zehms abschließendes Qualitätsurteil ein: „der ganze Roman erschien aus solcher Perspektive zwar nicht gelungener, doch immerhin ein wenig menschlicher und sympathischer“. Sollte sich also der von Herrn Zehm geäußerte Gedanke als nicht richtig erweisen, wäre Herburgers Buch noch obendrein unmenschlich und unsympathisch. (Wie Kommunisten, das weiß man einfach bei Springer, ja sowieso sind).

Die Gruppe der Helden von „Flug ins Herz“ allerdings handelt vorläufig noch aus den Antrieben heraus und mit dem Erkenntnishorizont, die der Autor in *diesem* Buch entfaltet. Für die weiteren Entwicklungen wird die Frage wichtig sein, welche Helden im Verlauf der Handlung welche Erfahrung gemacht haben: zunächst ist ihr Interesse am ersten Anstoß zum Handeln noch gleich, obwohl ihr Handlungsermögen sich durchaus schon verschieden abzeichnet. Unter den Entschlossenen

sind Starke und Schwache von Anfang an, auch wenn sie sich zusammen von all denen unterscheiden, die „Furcht und Schicksalsglaube“ überhaupt am Handeln hindern. Einer der Schwächsten ist sicher Charly, der dem Erzähler gesteht, er möchte am liebsten ein Strauch sein. Genau entgegengesetzt verhält sich Axmann, der Asket, der als Älterer dem Erzähler, Charly und der Zimmervermieterin Rosa ziemlich fremd bleibt. Axmann arbeitet zäh und planmäßig für die Veränderung, er hat den größten Einblick in die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, und als unerbittlicher Organisator und Kontrolleur treibt er immer wieder das Handeln der Übrigen an. Hieraus ergeben sich sofort die ersten Spannungen: Rosa, die sich nicht befehlen lassen will, begeht auf, Weberbeck teilt ihr Mißtrauen diesem verbissenen Kerl gegenüber. Merkwürdig, daß die Gründe für Axmanns Härte durchaus bekannt sind – Verfolgung in der Zeit des Faschismus, KZ, persönliche Verluste – und die Jungen dennoch keine Großzügigkeit ihm gegenüber kennen. Weberbeck assoziiert sogar mehrere Male ein Doppelgesicht – KZ-Opfer und KZ-Aufseher –, als habe Axmann sich durchs Überleben schuldig gemacht. Der brechtsche Gedanke „auch der Haß gegen die Niedrigkeit verzerrt die Züge“ wird hier ohne alle Nachsicht konstatiert. Immerhin verhält sich Axmann bei allen Zusammenstößen klüger als die Jungen. Offenbar aus kühler Einsicht, weniger weil es ihm Bedürfnis wäre, läßt er sie über ihr Vorgehen selber entscheiden. Soviel Überlegenheit ändert an den Spannungen natürlich nichts.

Noch komplizierter werden die Gefühle, sobald die Helden sich persönlich den Angehörigen der Oberschicht zuwenden. Zwar ist unter allen Gruppenmitgliedern unbestritten, daß dies ihre Feinde sind, die sie an der Entfaltung eines eigenen reichen Lebens hindern. Aber gleichzeitig wird den Oberen auch Achtung entgegengesetzt wegen des Bildungs- und Kulturvorteils, den sie aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung genießen. Das Unterlegenehungsgefühl der Unterschichtler nimmt fast schon Demutsformen an.

Ich muß sagen, hier kann ich beim Lesen emotional nicht mehr mit. Die deutsche Bourgeoisie sollte, durch ihre erbärmliche Geschichte im 19. Jahrhundert hindurch und samt ihrer verbrecherischen Geschichte im 20., der unangefochte Hört von Kultur und Bildung in diesem Land sein? Muß sie sich nicht längst die Leute mieten, die für sie produktiv denken und schaffen, in der Wissenschaft wie in der Kunst? Vom Konkurrenzprinzip, das in eigenen Formen hier wütet und wohl auch seine Spuren am Individuum hinterläßt, mal ganz abgesehen...

Der gute Glaube ist vielleicht zu verstehen aus der Perspektive der Helden. Möglich, daß sich das Antlitz der Oberklasse dem unbewußten und benachteiligten Proletarien so darstellt. Die Wunschträume der Unterdrückten kommen eventuell noch hinzu. Diese Sicht erweist sich im Verlauf der Handlung als erstaunlich fest. So kommt der entführte Milliardär Quatander Rosa gegenüber gleich in die überlegene Position, sie umsorgt ihn, empfindet Mitleid und ist, im Bewußtsein der Mängel ihrer Person, unfähig, ihn zu verführen (was ihre beschlossene Aufgabe ist). Daher muß ein Philosoph, der in vielem Ernst Bloch ähnelt, gewissermaßen eine Trauung vornehmen: Verführung durch zukunftsweisende Ideen, die allerdings Quatander allein faßlich sind. Was Rosa sich aber denkt bei der Trauformel: „Der Leib des edlen, reichen Christen, in dem alle Vorteile schlummern, muß sich mit dem Fett und

der zerstörerischen Kraft der Arbeiterin vereinigen“, hätte mich als Leserin doch interessiert. Leider wird keine Reaktion von ihrer Seite berichtet. Die dann folgenden Sätze wird sie mit vollem Recht nicht verstanden haben. Das essayistische und poetische Philosophieren, durchaus im Sinne der Zukunft gemeint, kann also den Milliardär zu einer sozusagen humanen Handlung verleiten, nur da, wo es der Arbeiterin deutlich wird und sie direkt anspricht, wird es für sie beleidigend. Ein Widerspruch, der sich innerhalb der Erzählung nicht löst.

In den besonderen Beziehungen der zentralen Helden liegt also wenig Stabiles, das einen Vorgriff in die Zukunft verheißt – außer ihrer eigenen Sehnsucht und der nie ermüdenden Bereitschaft, einander zu helfen, wenn sie in Not sind. Aber spontane gemeinsame Versuche sind möglich. An mehreren Stellen geschehen unverstehens kleine Feste, die liebevoll beschrieben sind und immer auch ein Stück Traum artikulieren.

Was in der Erzählung zu den höchsten Aufschwüngen führt, hängt mit der Natur zusammen; am intensivsten bei der Reise des Erzählers nach Sylt, wo Landschaft, Klima, persönliches Wohlgefühl zu einer großen Vorstellung zusammenfließen und eine Art von existenziellem Reichtum so nahe liegt, daß er scheinbar leicht zu greifen ist. Ähnlich präsent wird Schönheit erst wieder bei der Gletscherwanderung, die einer aus der Gruppe anführt.

Das traumhafte, erregte Aufnehmen von Natur, Naturschönheit und -reiz steht im bewußten Gegensatz zu den Demoralisationserfahrungen, die alle Helden durchmachen. Eng verbunden mit dem Thema der Trägheit, dem Nichthandeln, werden diese Erfahrungen aufgeführt. Sie beweisen, in wechselnden Motiven, wie notwendig der Handlungsimpuls durch eine Zukunftshoffnung für alle ist. In den Stationen der Handlung zeichnet sich die reale, manchmal drohend anwachsende Schwäche der Arbeiterklasse und ihre gewünschte, herbeigesehnte Stärke und Handlungsfähigkeit als das eigentliche Hintergrundthema des Buches ab. Wobei die Stärke der Vielen bislang vorwiegend negativ, im Widerspruch zur Herrschaft der Wenigen eher erahnt als bestimmt werden kann. Die Hoffnung und die Liebe, die Weberbeck seinen proletarischen Freunden entgegenbringt, sind bislang deutlich an das Verständnis dieser Schwäche – und übrigens auch das eigene Schwächegefühl – gebunden. Wo sich Stärke zeigt, etwa bei Axmann, ist sie zunächst einmal eigensüchtiger Motive verdächtig.

Die jüngeren Helden in der Erzählung leben – wie auch Weberbeck selbst – im Grunde ohne Geschichte: sie fehlt ihrer gesellschaftlichen Einsicht und politischen Übersicht, ebenso ihrem Selbstbewußtsein. Man kann darin einen Grund für ihre augenblickliche Schwäche vermuten. Im Gegensatz zu den umfangreichen kreatürlich-elementaren Empfindungen und Erfahrungen, die immer im Sinne einer menschlichen Zukunft integriert werden können, bleibt die Geschichte fremd, ja feindlich. Weberbeck formuliert an einer Stelle, sich in die Gefühle der Ohnmächtigen völlig hineinversetzend: „... ich fühle mich ohnmächtig und fürchte mich davor, wieviel Geschichte, der wir auch angehören, doch deren Ausdruck wir noch nicht sind, wir einmal zu übernehmen haben.“ Auch die historische Abrechnung mit Quatander, die der ältere Kollege Brandstetter versucht, geht ins Leere – so jedenfalls wird sie von Weberbeck berichtet.

Dies ist der Moment, wo sich im Roman die ersten Runde der Verwicklungen löst: Quatander wird ins normale Leben entlassen, die Helden ziehen sich, soweit sie können, an Stätten der Regeneration zurück. Weberbeck besucht das heimatische Allgäu. Aber hier sind die Unstimmigkeiten in der naturnahen Lebensweise so weit gediehen, daß er einen starken Traum braucht, um auf die Beine zu kommen: Alma, die Rennsau, veranschaulicht märchenhaft vorgreifend Freundschaft zwischen Mensch und Tier. Rosa geht nach Italien und lebt sich dort in eine wirkliche Idylle ein: ein abgelegenes Dorf, sehr romantisch, ökonomisch von einer Weinbauerngenossenschaft geprägt.

So endet das Buch, dessen Abenteuer ja weitergehen sollen, in einer hoffnungsvollen Zwischenlage. Neue Mitstreiter, „auf vielen Wegen unterwegs“ (so die Hoffnung des Erzählers), wären zu entdecken, neue Erfahrungen zu gewinnen.

Ein Held auf der Flucht vor sich selbst

Zu August Kühns Roman „Jahrgang 1922 oder die Merkwürdigkeiten im Leben des Fritz Wachsmuth“

„Warum schreist du hurra? fragt mich Hoffmann etwas bestürzt. Weil es Krieg gibt, stottere ich und bekomme einen roten Kopf. Der Major lacht, Ferd lacht und auch ich aus Verlegenheit. Quatsch! übertönt uns Hoffmann, die internationale Solidarität des Proletariats vereitelt jeden Krieg (. . .) Nie wird ein Sozialdemokrat die Waffe tragen.“

Dieser Dialog findet sich in dem 1928 erschienenen Roman Ernst Glaesers mit dem fast gleichen Titel „Jahrgang 1902“. Wieso hat der Sozialist nicht recht behalten, dem der linksbürgerliche (und später äußerst problematische) Ernst Glaeser diese Hoffnung in den Mund gelegt hat? Weshalb ist proletarisches Bewußtsein nicht für das politisch-soziale Verhalten der deutschen Arbeiterklasse im ganzen bindend geworden?

Einiges aus dieser Fragestellung ist bereits in Kühns „Zeit zum Aufstehn“ erzählerisch thematisiert worden, in jener umfassenden Familienchronik, die Tatsachen und Bedeutung proletarisch-sozialistischer Traditionen Ausdruck gegeben und der „Hauptstadt der Bewegung“ die rote Vergangenheit eines anderen München entgegengestellt hat.

In „Jahrgang 1922“ greift Kühn einen weiteren, in seiner Bedeutung leicht unterschätzten Aspekt dieser Fragestellung auf: den der proletarischen Identität unter kapitalistischen Verhältnissen. Im Mittelpunkt des neuen Romans steht Fritz Wachsmuth, geboren 1922, erzählt wird der authentische Fall eines exemplarischen Niedergangs von Klassenbewußtsein: Verlauf und Folgen einer politischen Fehlorientierung, die Konditionierung eines Proletariers zum funktionierenden Rädchen und „nützlichen Idioten“, der umso ungefährlicher für die Herrschenden wird, je mehr er selbst an seine Schlauheit glaubt. Kühn schließt damit an seine große Familienchronik an, der es um Konsequenzen und Perspektiven für das politische Verhalten der Arbeitenden geht, um die Überwindung einer weithin maßgeblichen individuell-kleinbürgerlichen Interessenorientierung gerade in der Arbeiterklasse, deren Geschlossenheit es bedurfte hätte, den Faschismus aus eigener Kraft zu besiegen.

Das Material für diesen Roman stammt wiederum aus der politisch-sozialen Wirklichkeit, wie sie der persönlichen Erfahrung Kühns zugänglich ist. Kennenlernt hat Kühn den Fritz Wachsmuth vor 15 Jahren: „Fritz heißt er wirklich, und weich, nachgiebig wie der Teig zum Küchelbacken ist seine Art. So ist er auch verbacken worden (. . .) Er wohnt ja gleich mir, nahe der großen Gummifabrik. Fritz arbeitet als Betriebsschlosser in diesem Werk. Erzählt hat er mir, wie es innerhalb der rußgeschwärzten Mauern zugeht, das war unser Kennenlernen. Wir trafen uns auch gelegentlich in einer Münchner Vorstadtkneipe (. . .) Fritz muß sparsam mit dem umgehen, was ihm von seinem Lohn bleibt. Warum (. . .), das hat er mir an vielen Abenden, die dann immer sehr lang geworden sind, erzählt. Aber er hat auch vieles vergessen oder will auch einiges nicht mehr so genau wissen. Deshalb habe ich ihm zwischendurch nachgeholfen bei seinen Erinnerungen (. . .) Aber auch von anderen

habe ich mir Auskünfte geholt über Fritz und seine Zeit, über die vergangenen 50 Jahre“.¹

Diese Bedingungen der Recherche sind noch im fertigen Roman beibehalten, abzulesen an der Erzählerperspektive, die zwischen gestalteter Zitation und klassischem Erzählgestus hin und herwechselt. Diese Technik ermöglicht eine authentisch-kompetente Darstellung besonders der für das Thema wichtigen sozial-psychologischen Konstellationen. Ihnen gegenüber erscheint die Gattungsbezeichnung „Ein Schelmenroman“ nicht ganz unproblematisch – denn trotz aller humoristischen Elemente sind die Dimensionen des Gesellschaftlichen doch zu komplex, als daß die nasführende Gewitztheit eines Schalks jene Qualität politischen Handelns gewinnen könnte, wie sie den gesellschaftlichen Verhältnissen des Faschismus angemessen ist. Die mit diesem Untertitel insinuierte Pfiffigkeit des Helden vermag zwar nichts daran zu verdecken, daß Wachsmuth allemal Opfer ist, aber zum modernen Simplicius fehlt diesem „Helden“ die historische Entrücktheit und „Gemütlichkeit“ der Verhältnisse. Das vielleicht etwas Effektbewußt-Kalkulierte der Gattungsbezeichnung verlangt dagegen den Hinweis auf die Vergleichbarkeit mit einem anderen Roman, der ungleich präziser den Charakter Wachsmuths erkennen läßt: Heinrich Manns „Untertan“. Jochen Vogt hat für diesen Roman den Anspruch erhoben, daß er mehr sei als die „effektvoll vergröbernde Satire auf das wilhelminische Deutschland“, als die er allgemein eingeschätzt wird. Vogt billigt dem „Untertan“ eine „sozialpsychologische Darstellungsintention im exakten Wortsinn zu, wie sie sich bündig in dem geplanten und später (aus politischen Rücksichten?) fallengelassenen Untertitel ausspricht: ‘Geschichte der öffentlichen Seele unter Wilhelm II‘“²

Diese „sozialpsychologische Darstellungsintention“ ist auch für Kühn herauszustellen, sofern man das Übergehen von Positionen der Arbeiterbewegung, das in der Formulierung „Öffentliche Seele“ steckt, der Klassenposition Manns zuschreibt und diese Metapher in ihrem rationalen Kern nimmt. Ohne die eingehende Beachtung dieser sozialpsychologischen Dimension ist, so scheint mir, „Jahrgang 1922“ angemessen überhaupt nicht zu rezipieren – hier sollen nur einige Aspekte aufgezeigt werden.

Fritz Wachsmuth wird als Sohn eines arbeitslosen Kommunisten, eines gelernten Büchsenmachers, und einer Zugehfrau im Souterrain eines Hauses in der Renatastraße in München-Neuhausen geboren. Fritz' Vater wird immer nur in seiner familiären Funktion genannt, zweifellos bereits ein erster Hinweis auf diese sozialpsychologische Darstellungsintention, die ja auf eine kleinbürgerliche Individualisierung abhebt, für die die Anonymität der Arbeitereltern den Hintergrund abgibt. Dies gilt übrigens auch für den Genossen, der Vater zu den Versammlungen abholt und einmal zu Fritz gesagt hat, „es sei wichtig, daß er und mein Vater zu der Versammlung gingen, denn da fänden sich die Genossen zusammen, die machen würden, daß es mir besser ginge, wenn ich einmal groß sei. Genossen redete mein Vater diesen Eisenbahner an und der ihn genauso, so daß ich seinen Namen erst viel später erfahren habe.“

Aber die erzieherische Wirklichkeit des Fritz Wachsmuth zielt nicht auf diese politische Bewußtheit ab. Zwar belehren den Jungen die täglichen Erfahrungen und

eine erneute Arbeitslosigkeit seines Vaters nachhaltig auch über seine eigene soziale Situation, aber eine solidarische Interessenorientierung Fritz' wird durch den Einfluß der Mutter und Großmutter unmöglich, die das Zurückgebliebene des Privaten und Reproduktionsbereichs repräsentieren. Das sozialpsychologisch Bedeutsame dieses Zusammenhangs hat Lutz Holzinger in einer eigenen Schrift³ herausgearbeitet: „Die Produktion falschen Bewußtseins, die Macht der bürgerlichen Ideologie über das Proletariat scheint dem Faktum geschuldet, daß die Lohnarbeiter mit einem Bein in vorindustriellen Produktionsverhältnissen stehen – nämlich dort, wo es um ihre Reproduktion geht (. . .) Dieses ‘private’ Sein der Menschen verhindert, daß das gesellschaftliche Bewußtsein der Lohnarbeiter die Stufe ihres gesellschaftlichen Seins erreicht (. . .) Die subjektive Einschätzung seiner Lage wird daher primär von seiner Reproduktionssituation bestimmt und erst durch sie hindurch von der Lohnarbeit.“ Der Entwicklung des Bewußtseins der Arbeiter zum Klassenbewußtsein steht als Bollwerk die in ihrem alltäglichen Leben verankerte und produzierte Eigentumsideologie entgegen.“³ Es ist von daher nur folgerichtig, daß sich das Denken Wachsmuths mehr und mehr am materiellen Gewinn orientiert; als Fritz nach der Befreiung vom Faschismus seinem Freund Norbert begegnet und ihn Wandparolen („Für ein vereinigtes Deutschland“) schreiben sieht, überlegt er sich nur, was alles man für die Farbe auf dem Schwarzmarkt eintauschen könnte. Gefestigt wird Fritz' politische Desorientierung vor allem in der Schule. „Wenn die Obrigkeit meint, man entspricht ihren Wünschen, hat man seine Ruhe“, hat er von seiner Großmutter gehört, und: „Nur die Gedanken sind frei“. Fritz lernt, mit seinem Vorsprung in der Klasse hinter dem Berg zu halten – dieser müßte der Lehrerin, die ihn ja als Sohn eines arbeits scheuen Kommunisten sieht, als Herausforderung erscheinen. „Also hab ich mich so dumm gestellt, wie man es von mir erwartet hat, damit es der Lehrerin keine Schwierigkeiten macht, mich in Ruhe zu lassen. In der Schule war die Frau Lehrerin mit ihrem dicken Knoten im Genick die für uns zuständige Obrigkeit, und ich hab ausprobiert, was Großmutter zum Vater immer gesagt hat. Gestimmt hat es.“ Fritz' soziale Identität ist angeknackst, bevor sie sich ansatzhaft ausbilden konnte; fortan glaubt er zu wissen, daß man allein am besten durchkommt: „Der Schlaue ist am schlausten allein“. Diese individualistische Orientierung verstärkt sich mit dem Tod seines Vaters bis hin zur freiwilligen Perfektionierung seiner Selbstaufgabe, wenn er es sich selbst zum Ziel setzt, vorgegebene Meinungen wiederzukäuen.

Als Fritz eine Lehre als Schlosser im Reichsbahnausbesserungswerk beginnt, ist er längst Einzelgänger, der sich der HJ nach Möglichkeit entzogen, vor allem aber beschlossen hat, „nicht aufzufallen, bis alles vorüber ist“. „Das Stück, das einem zusteht, soll man sich nehmen, sich nicht mit Resten zufriedengeben. Krank machen einen die Reste. Fritz, laß du dich wenigstens nicht mit Resten abspeisen, du nicht. Versprich mirs!“ – Fritz hat die Worte des Vaters längst vergessen. An die Reste hat sich der Fritz Wachsmuth gehalten ein Leben lang, nur daß ers für besonders pfiffig gehalten hat, das Abgestandene, die Reste für das Leben selbst zu halten. Ohne die Handhabe einer geschlossenen Weltsicht, ohne einen Zusammenhang mit den bewußtesten Teilen seiner Klasse verfällt Fritz Wachsmuth einer Illusion über den Faschismus nach der anderen. Seine eigene Einberufung erlebt er unter touristischen und persönlichen Sicherungs-Gesichtspunkten. Die Menschlichkeit, die der Kapitalismus (und erst recht der Faschismus als dessen äußerste Zuspitzung) im Kampf

gegen beide schafft: Fritz, der Kanonier und Nebler, hat sie nie erfahren. Entfremdet seiner Klasse, also seiner selbst, macht er einen Krieg mit, nichts „Schlimmes“, nur ein Rädchen eben, unauffällig. Was er im Krieg gemacht hat, merkt er erst, als er wieder daheimsteht, nach einer Odyssee durch ein verratenes, verkauftes Land: „... da ist es mir aufgegangen, was wir in Kertsch und in Sewastopol und sonstwo zerstört haben. Hingezoomen hat es mich gleich zu unserem Haus, zu unserer Parterrewohnung in den Eisenbahnerblöcken. Die Blöcke waren noch da. Auch unser Haus, sogar die Haustür fand ich, aber durch die leeren Fensterhöhlen schien der Mond“. Dies ist eine der nachhaltigsten Demaskierungen, die Kühn im Kriegserleben des Fritz Wachsmuth angesiedelt hat: da begegnet er seinem früheren Vorgesetzten aus dem Reichsbahnausbesserungswerk, der sich zum Antifaschisten entwickelt hat, und gesteht, daß er für seine Militärs Ikonen zusammenraubt. Ein ihm zugestecktes Exemplar des „Freien Deutschland“ dient Fritz bloß als Stiefel-fütterung und der Antifaschist schüttelt den Kopf, hat „etwas gebrummt, daß mein Vater sich für mich schämen müßte, wenn er noch lebte. Einfach stehengelassen hat er mich, sich umgedreht und ist auf einen Wagen geklettert. Da hab ich mich wirklich riesig gefreut gehabt, ein altbekanntes Gesicht aus München zu finden“. Der Wachsmuth Fritz hat seines verloren, und er kann einem in der treuherzig-naiven Bemerkung über seine Freude durchaus leidtun.

Ein anderes altes Gesicht ist dem Wachsmuth noch im Krieg begegnet, das seines Schulkameraden und Milchbruders Siegfried Schrimpf, Sohn des Regierungsrats, bei dem Fritz' Mutter Zugehfrau war. „Grüß Dich, Schrimpf!“, hat Fritz nur gesagt, und der jagt ihn dafür wie einen Hund, ohne daß Fritz begreift, daß er am Tisch der Schrimpf's nichts verloren hat: „Die Milch meiner Mutter hatte Schrimpf bekommen, damit er etwas werde, und nun ließ er ihn und seine Kameraden, die er gleich in den Sauhaufen miteinbezog, hinaus vor die Tür, nochmals hereinkommen, grüßen, schmiß sie wieder hinaus, noch einmal das gleiche Puppenspiel, schließlich mußte Fritz noch einmal allein hinaus und wieder hereinkommen“. Dieselbe Würde-losigkeit des Charakters, dasselbe widerspruchsfreie Ertragen von Erniedrigung hat Wolfgang Staudte in seiner Verfilmung des „Untertan“ gezeigt, als er Diederich Heßling devot der Kutsche nachlaufen und die Pickelhaube des Kaisers grüßen läßt, ohne daß dieser auch nur eine Gebärde macht. Ein Untertan ist Wachsmuth genauso; er und Heßling sind – über alle Klassen- und Sympathieunterschiede hinweg – auf eine unfreiwillige Art Brüder. Heßling setzt auf eine reaktionäre Politik, weil er die Privilegien des Bürgertums gefährdet sieht, und Wachsmuth will näher an die guten Dinge des Bürgertums gelangen, um sie für sich allein zu haben. Beide repräsentieren Klassenschichten, die objektiv den Faschismus favorisieren; so, wie der vereinzelte Arbeiter im Kapitalismus „gezwungen ist, um zu überleben, der Macht, die ihn unterdrückt, zur Entfaltung zu verhelfen“⁴, so bemächtigt sich der Faschismus des Drangs der Massen nach grundlegenden Veränderungen, freilich nur, um die Misere der bestehenden Verhältnisse auf die Spitze zu treiben.

Mit „Jahrgang 1922“ hat August Kühn ein wichtiges Buch geschrieben, ein menschlich schönes und nützliches. Dieser Nutzen ist zu sehen vor dem Hintergrund der Tatsache, daß „die Abhängigen in der BRD in ihrer großen Mehrheit relativ wenig über die Geschichte ihrer eigenen Kämpfe, über ihre Erfolge und Niederlagen,

über Kultur und Lebensweise, Bewußtsein und politische Organisierung vergan-ger Generationen von Arbeitern wissen. Die entscheidende Ursache dafür ist die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen unter der Herrschaft des Faschismus in Deutschland, wodurch das kollektive Gedächtnis der Massen an ihre eigene Geschichte weitgehend ausgelöscht wurde. Weite Teile der Arbeiterklasse wurden ihrer sozialen und politischen, in einer großen historischen Traditionen verankerten kollektiven Identität beraubt“⁵. Wer heute, wie die Strategen des „neuen“ Konser-vatismus, Begriffe der Arbeiterbewegung wie Solidarität als Mittel sozialer Harmo-nisierung benützt, wer, wie Barzel einmal, die „Abschaffung der Proletarität“ fordert, kennzeichnet dadurch nur seine objektive gesellschaftliche Funktion, rückt sich, gewollt oder nicht, in eine faschistische Denktradition.

Mit „Jahrgang 1922“ ist Kühn zugleich erstmals von jenem Schreibschema abgekommen, das im Angebot positiver Identifikationsfiguren besteht und für die realistische Schreibweise in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen hat. Was Kühn dagegen mit diesem negativen Helden an Bewegung im Leser zustandekommt, läßt an eine Äußerung von Franz Xaver Kroetz zu diesem Problem denken: „Dieses Schema, das Stück also, das mit der positiven Utopie endet und das uns eben Mut gibt, das ist Forderung. Also ich habe mich dieser Forderung nicht verschlossen (. . .) Es ist aber eine Frage der Überprüfbarkeit dieser Vorgänge (. . .) Ist es vielleicht so, daß über die Katharsis des Vorlebens von diesen großen Tragödien die Leute zu mehr Widerstandskraft kommen als durch diese geradlinige Beschreibung einer positiven Reaktion?“⁶ Nun ist Literatur natürlich gerade in dem Maße realistisch, wie eine Entwicklung nicht geradlinig, sondern in ihrer Widersprüchlich-keit gefaßt wird; aber andererseits scheint auch klar, daß gerade am Beispiel des Faschismus als äußerster Zuspitzung kapitalistischer Widersprüche eine solche Unangemessenheit politischen Verhaltens aufgezeigt und zur anschaulichen Bedrängnis werden kann. Kühn treibt die Destruktion, die „Haltlosigkeit“ eines solchen Verhaltens auf einen Punkt zu, wo das Fühlen und Denken des Lesers eine neue Qualität erhält und in jenen Kategorien erfolgt, die Wachsmuth nur als Leerstellen zurückläßt: aus dem quälenden, herausfordernden Versagen des Helden heraus wird ein Menschenbild gefördert, das seine Verpflichtung im konsequenten Widerstand gegen den Faschismus und gegen seine Entstehungsbedingungen erkennt. Damit sind gesellschaftliche Verhältnisse nicht einfach negiert, die viel zu viele Wachsmuths hervorbringen, sondern diese Negation wird – in der Terminologie W. F. Haugs – zur bestimmten: Widerspruchs-Energie und Änderungswille werden nicht bindungslos erzeugt, sondern innerhalb der Arbeiter-bewegung verortet, an der Seite des Kommunisten Wachsmuth sen.; des Antifaschi-sten, der Fritz ein Exemplar des „Freien Deutschland“ zusteckt; jenes Eisenbahners, der Fritz' Vater zu den Versammlungen abholt; des Schulkameraden Norbert, der seine Farbe nicht verhökert, sondern seiner Hoffnung auf eine menschlichere Zukunft sichtbaren Ausdruck gibt. Kühn ist auch in diesem Buch ein sehr volkstümlicher Erzähler; seinem Erzählen wohnt nicht nur eine redliche, menschliche Kraft inne, sie ist immer schon der Antrieb dieser Prosa, die die Menschen ebenso liebevoll wie illusionslos sich selbst nahebringt: als gesellschaftliche Wesen.

Ich wünschte mir, diesen Roman bald im Angebot der Buchgemeinschaften zu finden, vornehmlich dem der Büchergilde Gutenberg. Und gute Arbeit, lieber August Kühn, am Fortsetzungsband, den wir wohl nächstes Jahr erwarten dürfen.

¹ August Kühn über Fritz Wachsmuth. In: Steinhauer Nachrichten. Verlagsnotizen des C. Bertelsmann-Verlags, München, Mai 1977, S. 1/2.

² J. Vogt: Diedrich Heßlings autoritärer Charakter. In: H. L. Arnold (Hrsg): Heinrich Mann, Sonderband der edition text + kritik, München 1971, S. 58

³ Lutz Holzinger: Gesellschaftliche Arbeit und private Haushwirtschaft. Theorie und Kritik des Reproduktionsbereichs. Starnberg 1974, S. 11, 78, 83

⁴ Gerhard Vinnai: sozialpsychologie der arbeiterklasse. identitätszerstörung im erziehungsprozeß. Reinbek 1973, S. 77/134

⁵ Wolfgang Emmerich: Einleitung. In: ders. (Hrsg): Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Bd. I, Reinbek 1974, S. 11

⁶ Wenn das Theater Macherverhältnisse zeigt, ohne Menschen zu zeigen, ist es für mich uninteressant. Gespräch mit F. X. Kroetz. In: die hören 18. Jg. (1973) H. 4, S. 75 f

Gegen die nächste Hinrichtung

Oder: Ist „Tod eines Jägers“ nur „ein humoristischer Hausschatz“?

Die Sache ist nicht neu. Als „Winterspelt“ von Alfred Andersch erschien und als „Das Sauspiel“ von Martin Walser herauskam, als Peter Weiss „Die Ästhetik des Widerstands“ vorlegte und als Franz Xaver Kroetz ernst machte mit der Absicht, Stücke gegen die Tendenzwende zu schreiben, mit mehr Kraft und mehr Liebe, hin „zu mehr sozialistischem Realismus, zum Erkennen dialektischer Spannungen und Möglichkeiten im Menschen, in der Arbeiterklasse“¹ – in all diesen und etlichen weiteren Fällen reagierte die Kritik der Herrschenden mit der Funktion einer Polizei- und Zensurstelle: als herrschende Institution zur Verhinderung von realistischer Literatur. Die Machart ist dabei auch allemal dieselbe. In Reich-Ranickis Apologetik stellt sich die Situation Literatur/Kritik in der BRD so dar: „... ich muß Sie da um Beispiele bitten: Nennen Sie mir also bitte auch nur ein einziges literarisch nennenswertes Werk, das seiner Anschauungen wegen nicht durchgekommen wäre.“² Klaus Konjetzky vergleicht derlei Worte mit den Taten – siehe oben – und findet: „Die bürgerliche Kritik muß jede Verbindung von Kunst und Politik, von Ästhetik und Kapital entrüstet von sich weisen.“³ Dieselbe Erfahrung klingt in der Sprache des Dramatikers so⁴:

Verletzte ein Autor die politischen Kategorien
der Kritiker – nein; die haben ja keine,
der Arbeitgeber der Kritiker,
so schreiben sie,
er genüge ihren asthetischen nicht...

Der Dramatiker, der das geschrieben hat, ist Rolf Hochhuth. Und eben weil das und einiges andere mehr in seinem jüngsten Stück so klar, so eindeutig auch in der Angriffsrichtung gesagt wird, mußte sein Monodram „Tod eines Jägers“ zum nächsten Fall in der Serie der fertiggemachten Texte werden. Bis hin zu dem Satz desselben Benjamin Henrichs, der schon die „Sauspiel“-Hinrichtung besorgte, Hochhuths Dramatik, dereinst „ein Beitrag zur politischen Diskussion“, tauge nur noch als „humoristischer Hausschatz“.

Das Stück handelt von den letzten Stunden Ernest Hemingways, ehe er, kaputtgemacht von äußerem Druck und inneren Zwängen, sich erschießt. Der zum Tod entschlossene Schriftsteller zieht kritische Bilanz über sein Leben und sein Werk, aber eben nicht als Nabelschau in der Art von „neuer Innerlichkeit“, sondern so, daß er alles Persönliche noch einmal im Kontext seines Zeitalters besichtigt und betrachtet. Die Ergebnisse sind mit allem, was es in der Gestalt Hemingways und nun – durchaus nicht immer linear – in der Bühnenfigur des Jägers an Konsequen tem, Widersprüchlichem, auch Ungereimtem geben mag, von so viel menschlichem, geschichtlichem, literarischem Interesse, daß sich die zweifellos großen Mühen einer bühnengerechten Einrichtung und Darbietung des Ein-Personen-Dramas gewiß lohnen. Das setzt voraus: Die Aufführung muß sich der Frage nach der Verantwortung des Intellektuellen in den Klassenkämpfen unserer Tage stellen, und sie muß dem Zuschauer alle möglichen Zugänge anbieten, die zur politischen Antwort des Autors hinführen – genau das Gegenteil dessen, was die bürgerliche Kritik bisher an Orientierung gegen Hochhuth liefert. Mit Ausnahme von Hans Klaus Jungheinrich,

der in der *Frankfurter Rundschau* um Fairness bemüht ist und gegen ein Figurenverständnis vom Jäger als „Medium exaltierter Selbstdarstellung“ polemisiert, wird die Sache so dargestellt: Ein trunkener, paranoider Sterbeakt, den der Schauspieler gegen den Text mimen muß (*FAZ*); beliebige Gedanken und Gefühle, die mit Hemingway nur insoweit zu tun haben, als am Schluß die Flinte knallt (*SZ*); was an der Aufführung „fabelhaft“ war, ist von Hochhuth kaum geschrieben: der Jäger „zerbrochen“, ein „wütender ... unverschämter vulgärer Löwe“ (*AZ, München*); „Hochhuth denunzert ein System durch einen Mann, dem er Verfolgungswahn, also Unglaubwürdigkeit bescheinigt“ (*Aalener Volkszeitung*); schließlich der Vorwurf, Hochhuth könne es nicht lassen, „die soziale Verantwortung des Schriftstellers als Gralshüter von Gerechtigkeit und Sozialismus hochzuhalten“ (*Die Welt* hat's also immerhin gemerkt).

Damit kein Mißverständnis entsteht: Die Salzburger Aufführung mit dem absurdem Gag, die Figur des Jägers als Doppel-Starbesetzung mit Jürgens und Wicki zu präsentieren, hat jede Schelte verdient. Aber darauf kam es doch den Verriß- und Verdiktschreibern überhaupt nicht an. Die angebliche Unlern- und Unsprechbarkeit der Rolle, das unartikulierte Gebrülle und Gehuste (wenn man wollte, jederzeit erkennbar als Füllmittel bei Textausfall), waren doch nur allzu gern ergriffene Gelegenheiten, das Stück formal zu erledigen, um vom Inhalt desto gründlicher zu schweigen. Was soll man sich indes noch speziell aufregen über die sprachretterischen Grammatikexkurse von Benjamin Henrichs (*Die Zeit*, 19. 8. 1977), da doch alles Nötige dazu schon von Nicolas Guillén gesagt ist: wo er solche „Reinheit der Grammatiker“ einreih't unter „viele reine Dinge auf der Welt, die nichts als reine Scheiße sind“⁵

Eben mit solch reiner Scheiße schwindeln sich die Herrn dran vorbei, Ja oder Nein oder auch nur Jein sagen zu müssen zu einem heute angesichts der NS-Nostalgie so zeitgemäßen Satz wie dem, daß die „Helden“ Udet und Rommel seinerzeit halt doch „Hitler-Knechte“ gewesen sind. Oder zu der nicht minder aktuellen Enthüllung, daß die „Kanal-Ratte“ Nixon als antikommunistischer Hexenjäger im Umfeld des McCarthy begonnen hat – warum sollten wir ausgerechnet bundesdeutschen Nachahmern dieser Karriere kein Watergate zutrauen?

Ich weiß schon, in solchen Sätzen geht Ästhetik nicht auf. Aber Ästhetik verlangt auch solche Sätze und die Beschäftigung des Kritikers mit ihnen. Daß der in seinem Selbstverständnis „linksliberale“ Rolf Hochhuth derartige Zusammenhänge von Literatur, Kritik und Klassenkampf versteht – er war ja wohl gegen Ende der Wirtschaftswunderperiode einer der ersten unter den bürgerlichen Autoren, der die Existenz von Klassen und Klassenkampf in der Bundesrepublik wiederentdeckte –, beweist auch der Brief, den er an Hanns Anselm Perten zum 60. Geburtstag nach Rostock geschrieben hat. Hochhuth sieht die Bedeutung Pertens vor dem Hintergrund der bundesdeutschen Entwicklung, bei der politische Dramatik – und das heißt eben gegenüber dem „nachliberalen Zeitalter im Westen“ notwendig kritische Dramatik – im selben Maß „hauslos“ gemacht wurde, in dem sich studentische Jugend und Lehrlinge energischer politisierten. Hochhuth weiß, daß der Rostocker Intendant persönliche Verdienste seinem Ensemble zurechnet, aber dennoch: „Nie war das politische Theater deutscher Sprache, seit Brecht und Piscator tot sind, so

sehr auf e i n e n Mann angewiesen wie heute auf Perten. Das gefällt ihm selbst am wenigsten, doch das ist so. Zwar ‘tragen’ nun auch viele unserer jüngeren Intendanten ‘links’. Doch nur wie einen Schlipps – es ist zumeist nichts, gar nichts dahinter als Anbiederung bei den Heranwachsenden... Selbst aus jenen Theatern, die einst mit Stücken von Kipphardt, von Weiss, von Forte, von Henckel, von Ahlsen, volle Häuser verkauften, kam kein Wort des Widerspruchs, als neulich die meist renommierte Gazette im Lande, um der Nostalgie-Mode eine Verbeugung zu machen, den unverantwortlichen Satz verbreitete: „Die Politisierung der Literatur hat sie nicht bereichert, sondern ruiniert“. Hätte man nicht erwarten dürfen, daß wenigstens e i n e r jener Hausherren, die einen Polit-Look ihres Theaters zeitweise für hübsch hielten, dagegen anschreiben würde? Keiner! Weil keiner ein Konzept für seinen Spielplan hat.“

Auch wenn man Hochhuths Meinung über die Höhe bundesdeutscher Subventionen für Theater als bedauerlichen Irrtum ansieht, wird man ihm zustimmen, daß die Spielpläne unserer Bühnen mit ihrer Aufführungs- bzw. Nichtaufführungspraxis von Gegenwartsautoren „unsozial sind“ – „Ergebnis: einige der hier sogar von mir genannten Dramatiker sind aus finanziellen Gründen nicht mehr in der Lage, fürs Theater zu schreiben. Das alles mußte gesagt werden, um deutlich zu machen, wieviel auch für uns Autoren im Westen der Rostocker Intendant Hanns Anselm Perten bedeutet. Denn mit ihm allein kann heute rechnen, wer sich eine Arbeitskonzeption für eine Reihe politischer Dramen zu erhalten sucht und darangeht, sie zu erfüllen – was natürlich jahrelang, vielleicht ein Jahrzehnt dauert.“

Mir scheint, was Hochhuth und ähnlich auch Peter Weiss⁶ über das Rostocker Volks-theater und seinen Leiter sagen, auf zwei konstituierenden Momenten der dortigen Theaterarbeit zu beruhen. Das eine ist das große Vertrauen in die neue Möglichkeit, die Bedürfnisse des neuen Publikums nicht nur wie vorgefunden zu befriedigen, sondern sie verantwortungsvoll zu höherem Anspruch zu steigern. Das andere hat zu tun mit dem Verständnis von Theater des wissenschaftlichen Zeitalters „nicht (als) unterkühltes, leidenschaftloses Theater, sondern (als) ein Theater, das sich der Wissenschaften bedient, um die Welt menschlicher zu machen, Wissen und Vergnügen am Wissen zu vermitteln“.⁷

Beides kam zusammen bei der Rostocker Rettungstat – man kann es nach dem Salzburger Desaster nicht anders nennen – für Rolf Hochhuth und sein Stück. Was mit der DDR-Erstaufführung während der Berliner Festtage vom Ensemble des Volkstheaters geleistet wurde – für alle seien wenigstens die Inszenierung durch Hanns Anselm Perten und die Darstellung des Jägers durch Gerd Micheel genannt –, erhärtet ebenso Hochhuths Anspruch, ein politisches Stück geschrieben zu haben wie seine Feststellung von der Bedeutung der Rostocker Theaterarbeit auch für den realistischen Autor im Westen.

Die erste Komponente, von der ich in diesem Zusammenhang eben sprach, ist auf die Bundesrepublik so nicht übertragbar – wir haben keine sozialistische Gesellschaft und kein sozialistisches Publikum (was allerdings auch nicht heißt, die jetzige Distanz zwischen dem Theater und der großen Mehrheit der Industriearbeiter sei bis zum Ende des Kapitalismus selbst in dieser Quantität unabänderlich). Sehr wohl anwendbar – nicht gleich: schematisch zu übernehmen – ist auch hierzulande das

zweite Moment: die Methode, ein Theater eingreifenden Denkens zu machen. Dabei bedeutet in der jetzigen Situation schon ein konsequent demokratisches Eingreifen enorm viel, vor allem dann, wenn im Gesamtkonzept sozialistische Orientierungen mit angeboten werden. Was dazu, über ein kaum schon folgenreiches Beklagen der Misere hinaus, not tut, steht – zunächst als Negativbild – auch bei Hochhuth⁸:

Die Ohnmacht des einzelnen
vor dem Elend der meisten,
d i e hab ich ausgesprochen, ja.
Aber nie: daß nur die Gemeinschaft da helfen kann,
die neue, die linke,
denn die alte, die rechte hatte 400 Jahre Zeit
– und half nicht.

Daß die Herren der alten, der rechten Ordnung bei uns nicht nur 400 Jahre wie in Amerika Zeit gehabt haben, sondern etliche Jahrhunderte mehr, macht die Sache für uns nicht leichter, die Konsequenz nur umso zwingender und dringender. Die tausend Jahre, die 1945 zu Ende waren, sind kein Betriebsunfall gewesen, und sie waren mehr als genug. Gegen jede Art von Wiederkehr brauchen wir jede Art von realem Humanismus.

¹ F. X. Kroetz, Weitere Aussichten. Ein Lesebuch. Köln 1976, S. 613.

² Klaus Konjetzky, Was interessiert mich Goethes Geliebte? Tendenziöse Gedanken und Gespräche über Literatur und Wirklichkeit. München 1977, S. 82.

³ ebenda, S. 94.

⁴ Rolf Hochhuth, Tod eines Jägers. Hamburg 1976, S. 103.

⁵ Nicolas Guillén, Sie gingen Gitarren ingen. Berlin (DDR) 1977, S. 188.

⁶ Peter Weiss in seinem Gratulationsbrief an Perten: „Wie kein anderer hast Du es verstanden, meine dramatischen Versuche zu interpretieren, und sehr oft: diese überhaupt erst zur konkreten Form zu bringen“. Volkstheater Rostock, Heft 12 der Diskursreihe.

⁷ Professor Dr. Hans Joachim Bernhard, ebenda.

⁸ Rolf Hochhuth, a. a. O., S. 103.

I

„Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ So lautet der erste Satz des Romans „Der Prozeß“ von Franz Kafka. An die Geschichte, die aus diesem Beginn entwickelt wird und mit der viehischen Ermordung des Josef K. endet, wurden Deutungen jeder Art geknüpft. Die einen wollten darin, im Sinne der „negativen Theologie“, Kafkas angebliche Religiosität entdecken, fanden die alte Geschichte des Sündenfalls und der ins Unendliche entweichenden Gnade dargestellt. Andere sahen im „Prozeß“ den Prototyp des absurden Kunstwerkes, worin die Sinnleere allen menschlichen Strebens und sein Scheitern am Tode zur Sprache komme. Wieder anderen entging nicht, daß Josef K. nicht so einfach stirbt, sondern von Handlangern einer staatlichen Organisation ermordet wird; darum erblickten diese Deuter in Kafkas Roman den ohnmächtigen Protest gegen eine angeblich weltweite „moderne Gesellschaft“, die als totalitäre Maschinerie den Einzelnen zermalme. Gerade in der Ausweglosigkeit dieses düsteren Bildes fanden sie ihre Überzeugung bestätigt, daß die staatlichen Unterdrückungsapparate einen Grad von Allmacht erreicht hätten, der jede politische Opposition lächerlich mache. Als letzte Möglichkeit sahen sie nur noch den Rückzug jedes Einzelnen in die totale Ablehnung und Verweigerung, oder in das hermetisch verschlossene Kunstwerk, für das ihnen neben Becketts „Endspiel“ die Romane Kafkas als bestes Beispiel galten.

II

„Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ Diesen Satz lesen wir nach einigen Erfahrungen, die uns in der letzten Zeit mit gewissen Staatsorganen zu machen vergönnt waren, anders und konkreter. Wir sehen nichts mehr von Sündenfall und Gnade in Josef K.’s Geschichte, nichts Absurdes, nichts Symbolisches, nichts „Kafkaeskes“. Spätestens seit der Verfilmung von Bölls „Katharina Blum“ hat ein breites Publikum vor Augen, wie es aussieht, wenn frühmorgens Uniformen die Wohnung eines Unschuldigen stürmen; immer mehr Menschen machen diese Erfahrung am eigenen Leib. Die alpträumhafte Zertrümmerung der Privatsphäre in Kafkas Dichtungen ist in der Bundesrepublik Deutschland schon alltäglich. Wenn es einer bestimmten „Wahrheitsfindung“ dienlich ist, steht der grundgesetzlich garantierte Schutz der eigenen Wohnung nur noch auf dem Papier, lauern „Wanzen“ hinter den Möbeln auf ein falsches Wort, drängen sich fremde Ohren in die Muschel des Telefons.

Und wie ließe sich das Lebensgefühl jener 800 000 Bundesbürger, die einer „Gesinnungsüberprüfung“ unterzogen wurden, treffender charakterisieren als mit dem ersten Satz aus Kafkas „Prozeß“? Etwa 3000 unter ihnen wurden, „ohne daß sie etwas Böses getan hätten“, mit dem Verbot bestraft, ihren erlernten Beruf auszuüben. Sie hatten an erlaubten Demonstrationen teilgenommen oder Flugblätter mit gewerkschaftlichen Forderungen verantwortet, sie hatten vom Recht Gebrauch gemacht, Mitglied einer zugelassenen Partei oder eines pazifistischen Vereins zu sein.

Noch atemberaubender als das Ausmaß der Unterdrückung ist die offizielle Lüge darüber: In der „freisten Demokratie, die es je gab“, ist selbst das Wort

„Berufsverbot“ verboten, wird mit Berufsverbot bedroht, wer das Wort gebraucht. Durch plumpes Leugnen soll dem Ausland eine intakte Freiheit der Meinung aufgeschwatzt werden, die innen stumm und verbissen zu ersticken versucht wird. Aber, so erklärt ein Gefängnisgeistlicher dem Josef K. die Unfehlbarkeit der Gesetze und Gerichte, „man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten.“ – „Trübselige Meinung“, sagte K. „Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.“

III

Da wir „kafkaeske“ Formen der Lüge und Unterdrückung nicht nur am eigenen Leib erleben können, sondern auch gelernt haben, uns zu wehren, und zwar nicht ohne Erfolge, darum können wir heute Kafka anders lesen als seine früheren Deuter. Gerade das angeblich Typische, Unausweichliche an Josef K.’s Schicksal, seine Isolation, die Borniertheit, mit der er seinen Kampf einsam führt, wird im „Prozeß“ klar und deutlich als Grund der Niederlage ausgesprochen. Denn so endet der „Prozeß“:

„Wie ein Licht aufzuckt, so fuhren die Fensterflügel eines Fensters dort auseinander, ein Mensch, schwach und dünn in der Ferne und Höhe, beugte sich mit einem Ruck weit vor und streckte die Arme noch weiter aus. Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer, der teilnahm? Einer, der helfen wollte? War es ein einzelner? Waren es alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte? Gewiß gab es solche. Die Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht. Wo war der Richter, den er nie gesehen hatte? Wo war das hohe Gericht, bis zu dem er nie gekommen war? Er hob die Hände und spreizte die Finger. Aber an K.’s Gurgel legten sich die Hände des einen Herrn, während der andere das Messer ihm tief ins Herz stieß und zweimal dort drehte. Mit brechenden Augen sah noch K., wie die Herren, nahe vor seinem Gesicht, Wange an Wange aneinandergelehnt, die Entscheidung beobachteten. ‘Wie ein Hund!’ sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.“

Was soll diese Scham anderes bedeuten als die verspätete Einsicht, wie falsch es war, einsam zu kämpfen, den Kontakt mit anderen Angeklagten zu meiden, als hätten sie eine ansteckende Krankheit, auf Bittgänge und Intrigen zu vertrauen, kurz: auf das demütigende Spiel der Geheimjustiz einzugehen, anstatt es in Frage zu stellen, sich nach dem Ausmaß und den Grenzen der Macht zu erkundigen und bei den Mitmenschen Hilfe zu suchen?

Heute lesen wir den „Prozeß“ wie ein Lehrstück über falschen Umgang mit staatlichen Geheimorganisationen. Nichts anderes sagt diese Geschichte als: Jeder noch so Unschuldige kann in die Mühlen dieser unkontrollierten Behörden geraten, und wenn er sich nicht gemeinsam und organisiert dagegen wehrt, dann wird er ohne Umstände zugrundegerichtet – „wie ein Hund!“

Erst eine Lektüre, die nicht auf die Ohnmacht des Josef K. starrt, sondern auf das ihn verurteilende „Gericht“, enthüllt im „Prozeß“ einen erstaunlichen Realismus. Dieses angeblich so unfaßbare Gericht ist keineswegs eine von Kafka erfundene symbolische Institution, auch keine prophetische „Vorschau“ auf den späteren Faschismus. Derlei nebulose Deutungen unterstellen, es hätte nicht schon unter Kafkas Augen eine Institution nach Art des „Gerichts“ gegeben. Tatsächlich aber

gab es die Geheimpolizei, das Spitzelwesen, die politischen Prozesse ohne öffentliches Verfahren zu Kafkas Zeit, in der österreichischen Monarchie nämlich, die alle Regungen der unterdrückten Völkerschaften mit äußerster Brutalität verfolgte. Details des „Gerichts“ wie Bestechlichkeit, Schlamperei, verschollene Akten, vertauschte Anklagen waren typisch für die k. u. k. Gerichte. Es ist bekannt, daß Kafka, wenn er seinen Bekannten aus dem „Prozeß“ vorlas, oft vor Gelächter unterbrechen mußte – jeder wußte, was mit dem korrupten, chaotischen „Gericht“ gemeint war.

Mit welcher Mischung aus Gemeinheit, Schlamperei und Brutalität das monarchistische Regime gegen das Volk vorging, steht nicht nur mit Namen und Adressen in den „letzten Tagen der Menschheit“ von Karl Kraus. Auch der berühmte „Schwejk“ von Kafkas Zeit- und Ortsgenossen Jaroslav Hašek ist eine einzige Anekdotensammlung über Willkürherrschaft ohne demokratische Kontrolle. Auf den ersten Seiten des „Schwejk“ ist zu lesen, wie der Geheimpolizist Bretschneider Schwejk und einen weiteren Unschuldigen verhaftet: „Schwejk bemühte sich, ihm klarzumachen, daß er sich vielleicht irre, er sei vollständig unschuldig und habe nicht ein Wort gesagt, das jemanden beleidigen könne. Bretschneider sagte ihm jedoch, er habe sich einer Reihe strafbarer Handlungen schuldig gemacht, unter denen auch das Verbrechen des Hochverrats eine Rolle spiele.“

IV

In der Folge lernt Schwejk wie Josef K. die Schrecken einer unkontrolliert wuchernden geheimen Gesinnungsjustiz kennen, vor der die Frage von Schuld oder Unschuld gegenstandslos wird, da nicht Taten, sondern vermutete Gedanken bestraft werden.

Der Unterschied ist, daß für Schwejk die Peiniger Gesichter und Fäuste haben, da er anders als der gehobene Angestellte Josef K. nicht mit Samthandschuhen angefaßt wird. Vor allem aber schwimmt Schwejk in seinem Volk wie ein Fisch im Wasser, woraus sich seine Unverwundbarkeit erklärt. Dieser Schutz steht weder dem isolierten Angestellten K. zu Gebote noch dem Schriftsteller Kafka, der innerhalb des tschechischen Volkes als deutscher Jude zu einer doppelt abgekapselten Minorität gehörte.

Darum kann Schwejk immer wieder entkommen, während K. unterliegen muß. Darum auch kann Hašek zum Unterschied zu Kafka die Funktion des „Gerichts“ präzise orten: „Einen solchen mächtigen Gerichtsapparat besitzt jeder Staat vor dem allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch. Der Glanz der ehemaligen Macht und des früheren Ruhms erhält die Gerichte, die Polizei, die Gendarmerie und den käuflichen Mob der Angeber.“ Darum hat Hašeks Schwejk eine unverwüstlich optimistische Perspektive, die dem sozial isolierten Franz Kafka/Josef K. abgehen muß. Jedoch steht Hašek seinem Prager Schriftsteller-Kollegen Kafka an drastischer Schilderung von Greueltaten im Namen des „Gesetzes“ in nichts nach. So brüstet sich bei Hašek ein k. u. k. Gefängniswärter mit seinen Foltermethoden: „Dazu haben wir ein Recht. Wie wirs mit diesem Fleischer gemacht ham . . . Das war ein Körper! Ich bin über fünf Minuten auf ihm herumgetrampelt, bevor ihm die Rippen zu krachen angefangen ham und das Blut aus dem

Maul geflossen ist. Und er hat noch zehn Tage gelebt. Er war nicht zum Umbringen!“

Das war die Realität, und Kafka kannte sie. Auch subtilere Formen der Folter, wie sie die „Gesinnungsüberprüfungen“ automatisch begleiten, hat Kafka registriert, ganz als hätte er einen heutigen Lehramtsanwärter beobachten können: „Und jetzt sollte er für die Bank arbeiten? – Er sah auf den Schreibtisch hin. – Jetzt sollte er Parteien vorlassen und mit ihnen verhandeln? Während sein Prozeß weiterrollte, während oben auf dem Dachboden die Gerichtsbeamten über den Schriften dieses Prozesses saßen, sollte er die Geschäfte der Bank besorgen? Sah es nicht aus wie eine Folter, die, vom Gericht anerkannt, mit dem Prozeß zusammenhing?“

Die kritische Distanz Kafkas zu seinem Josef K. erweist sich darin, daß dieser anfangs von solchen Realitäten keine Ahnung hat: „K. lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede, alle Gesetze bestanden aufrecht, wer wagte, ihn in seiner Wohnung zu überfallen? Er neigte stets dazu, alles möglichst leicht zu nehmen, das Schlimmste erst beim Eintritt des Schlimmsten zu glauben, keine Vorsorge für die Zukunft zu treffen, selbst wenn alles drohte.“ Damit charakterisiert Kafka genau jene falsche Haltung eines „Unpolitischen“, deren Scheitern bis zur letzten Konsequenz durchgeführt wird – bis zum Tod.

Unpolitisch und allein nimmt Josef K. seinen Kampf auf. Beim ersten Gerichtstermin gebärdet er sich wie ein Volksredner, stellt sich an den Tisch der Richter, wühlt in ihren Akten, demonstriert dem Publikum die Inkompetenz des Gerichts. Diese Szene erinnert fast an die Gerichtssaal-Happenings der Studentenbewegung. Zu spät erkennt K. seinen Irrtum: Das Publikum repräsentiert keine Öffentlichkeit; es setzt sich aus Angestellten des Gerichts zusammen. Darum ist die ausgiebige, hellsichtige und beißende Kritik, die Kafka in dieser Szene durch Josef K. vorbringen läßt, ganz umsonst: er wendet sich an die falschen Leute. Die fehlende bzw. manipulierte Öffentlichkeit dieses Gerichts läßt die bürgerliche Form des Widerstands, des „zivilen Ungehorsams“, leer verpuffen. Nach dieser fehlgeschlagenen Aktion verfällt Josef K. zunehmend in Resignation und überläßt den Prozeß einem Advokaten.

Höchst modern mutet an, was Kafka dabei über die Einschränkung und tendenzielle Liquidierung der Verteidigerrechte schreibt. Nicht nur, daß der Advokat als kranker Mann im Bett liegt und damit die Ohnmacht seines Standes symbolisiert. Obendrein klärt der Advokat seinen Klienten darüber auf, daß dem Gericht keine Öffentlichkeit des Verfahrens vorgeschrieben sei, was eine ordnungsgemäße Verteidigung praktisch unmöglich macht: „Aber auch das ist beabsichtigt. Die Verteidigung ist nämlich durch das Gesetz nicht eigentlich gestattet, sondern nur geduldet, und selbst darüber, ob aus der betreffenden Gesetzesstelle wenigstens Duldung herausgelesen werden soll, besteht Streit. Es gibt daher strenggenommen gar keine vom Gericht anerkannten Advokaten, alle, die vor diesem Gericht als Advokaten auftreten, sind im Grunde nur Winkeladvokaten.“

Die gegenwärtig in der BRD von Regierung und Opposition wohlwollend diskutierte Einschränkung der Verteidigerrechte läuft exakt auf diese „Duldung“ mit allen Konsequenzen hinaus und bereitet der Umgestaltung der öffentlich-demokratischen Gerichte in eine politische Geheimgerichtsbarkeit den Weg.

V

„Was in Kafkas Buch zu lesen war, versetzte mich nicht in Hoffnungslosigkeit, sondern beschämte mich“, schreibt Peter Weiss in seiner „Ästhetik des Widerstands“ über Kafkas zweiten großen Roman „Das Schloß“ und spricht von „seinem gesteigerten Wirklichkeitsbild, in dem der Mangel an Aufruhr, das emsige Kreisen um Nichtigkeiten, das schauerliche Fehlen von Einsichten uns vor die Frage stellt, wärum wir denn selber immer noch nicht eingegriffen hatten, um die Mißstände ein für alle Mal zu beseitigen.“

Nicht Hoffnungslosigkeit, sondern Beschämung lesen wir heute aus Kafkas Romanen, jene Scham, die Josef K. verspürt, als er im Auftrag des Gerichts hingerichtet wird. Immer unbegreiflicher erscheint uns nicht dieses Gericht, sondern eher, wieso dieser überfällige, verworrene und verkommene Apparat es noch immer fertigbringt, uns zu ängstigen und zu verfolgen.

Fast alle Interpreten Kafkas haben gebannt auf die Ohnmacht seiner Protagonisten gestarrt und dabei übersehen, wie morsch und zerrüttet die Organisationen beschrieben sind, denen sie gegenüberstehen. Vielleicht ist erst jetzt wieder der Blick dafür frei geworden, wie tief Kafka gewisse Phänomene eines krisengeschüttelten Staatsapparates, der nicht offen faschistisch, aber auch nicht einmal bürgerlich-demokratisch ist, erfaßt hat und wie nah Kafka durch das Vorführen falschen Verhaltens an die einzige Möglichkeit der Gegenwehr heranführt, auch wenn sie ihm selbst aus vielen Gründen verwehrt war: die Solidarität der politisch Verfolgten untereinander und mit allen anderen Werktäglichen. Denn das Menschenrecht auf freie politische Betätigung ist letzten Endes nur gemeinsam mit dem Kampf für das erste aller Menschenrechte zu verwirklichen: das Recht auf Arbeit.

J. P. Stössel

Der Grund zum Leben

Gedichterzählung



VERLAG ATELIER IM BAUERNHAUS

Stössels Versuch einer Entwicklungsgeschichte mit lyrischen Mitteln ist mehr als eine private Bestandsaufnahme. Er ist Zeitdokument, persönliches Bekennen und politische Analyse zugleich. Vor allem aber ist „Der Grund zum Leben“ ein großer Entwurf, der poetische Entwurf einer Utopie, die Wirklichkeit nicht poetisiert, sondern zum Ausgangspunkt für real mögliche Zukunft macht.

Gedichterzählung. Grafiken: Zingerl, 134 Seiten, DM 12,80.

VERLAG ATELIER IM BAUERNHAUS

Wolf-Dietmar Stock
In der Bredenau 5
2802 FISCHERHUDE

Zeit-Gedichte

In dieser Reihe erscheinen ausgewählte Gedichte von Autoren aus aller Welt. Gedichte aus Gegenwart und Vergangenheit, die zu wichtig sind, als daß sie dem Zeitvertreib entrückter Schöngeister überlassen werden dürfen. Gedichte, die aufklären, informieren, weiterhelfen, wachrütteln, Spaß machen!

Im Jahr 1977 erschienen:

- 1 Joseph von Eichendorff
- 2 Alain Lance
- 3 Volker Braun
- 4 Erich Weinert
- 5 Uwe Timm

Aus früheren Jahren liegen vor:

1976: Ferdinand Freiligrath — Peter Maiwald — Nazim Hikmet — Walemir Chlebnikow — Chile: Unser Lied wird nicht verstummen.

1975: Georg Herwegh — Hans Marchwitza — Attila Jozsef — Portugal: Lied der Revolution — Roman Ritter (z. Z. vergriffen).

Preis pro Heft DM 2,—. Bei Abnahme von 5 Heften in der Kassette DM 10,— (einschl. Kassette).

Am besten ist ein Abonnement für jeweils 5 Hefte mit kostenloser Kassette bei

Damnitz Verlag GmbH,
Hohenzollernstraße 144,
8000 München 40,
Telefon (089) 30 10 15 oder 30 10 16

MEDIZIN/THERAPIE

Christiane Bohm u. Gisela Korflür
Was erwartet uns beim Frauenarzt?
32 S., bebildert, großform. DM 6.50

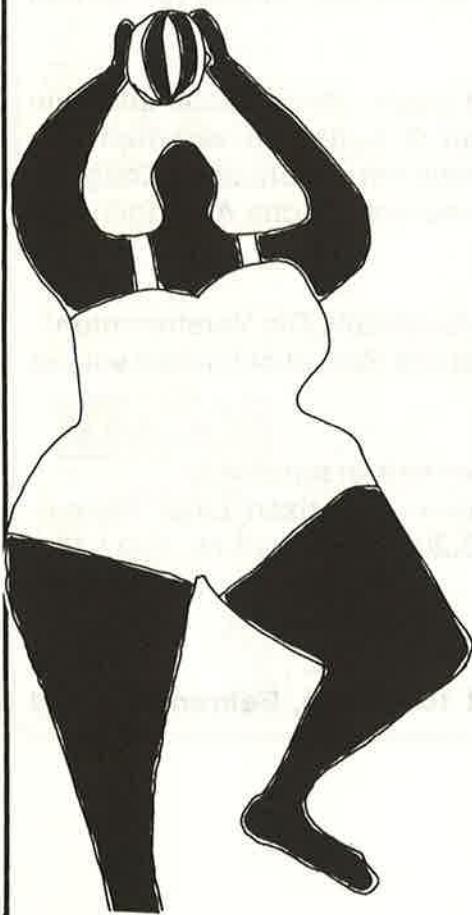
Eva-Maria Stark
Geboren werden und gebären
239 S. DM 12.50

Barbara Ehrenreich u. Deidre English
Zur Krankheit gezwungen
96 S. DM 7.50

Anne Kent Rush
Getting Clear
303 S., großform. u. illustr. DM 20,—

Anica Vesel Mander u. Anne Kent Rush
Frauentherapie
151 S. DM 10.—

Bitte fordern Sie unseren Katalog an!



Frauenjahrbuch '77 und '76
je 239 S., DM 10.—

ROMANE

Verena Stefan
Häutungen
128 S. DM 8.50

Agnes Smedley
Tochter der Erde
432 S. DM 14.—

Charlotte Wolff
Flickwerk
189 S. DM 13.50

Mary E. Wilkins Freeman
Revolte der Mutter
vier Erzählungen
107 S. DM 8.50

GESCHICHTE

Barbara Ehrenreich u. Deidre English
Hexen, Hebammen und Krankenschwestern
80 S. DM 6.50

Elizabeth Gould Davis
Am Anfang war die Frau
395 S. DM 18.50

Ilse Kassner und Susanne Lorenz
Trauer muß Aspasia tragen
263 S. DM 15.50

Catherine Gipoulon
Qiu Jin
227 S. DM 16.50

SOZIALISATION

Elena Gianini Belotti
Was geschieht mit kleinen Mädchen
176 S. DM 12.—

Ulrike Edschmid
Ich bin ein faules Lenchen — Du auch?
143 S. DM 10.—

THEORIE

Francoise d'Eaubonne
Feminismus oder Tod
220 S. DM 13.—

Ein italienisches Kollektiv
... Ausgebeutet sein
227 S. DM 15.—

Verlag
Frauenoffensive
8 München 80 • Kellerstr. 39

Waldtraut Lewin, Schriftstellerin, Dramaturgin und Regisseurin aus Rostock, hat soeben ihren zweiten Roman vorgelegt:

Die Ärztin von Lakros

Roman – NL-podium · 280 Seiten. 8,50 DM · Bestell-Nr. 642 396 5

Leukotris, einst Sklavin im Heer des Spartacus, jetzt Leibärztin eines despotischen Inselkönigs, muß sich bewähren in den Konflikten einer nachrevolutionären Zeit. Im Widerstreit zwischen der Flucht in die Inseldylle und dem Engagement für soziale Fragen setzt sie ihr persönliches Glück aufs Spiel, als die Insel Lakros in einen Strudel von Gewalt und Erpressung gerät.

Wie in ihrem erfolgreichen Buch „Herr Lucius und sein Schwarzer Schwan“ (bisher 3 Auflagen) verknüpft die Autorin individuelle Schicksale mit historischen Ereignissen und gewinnt daraus gesellschaftliche Aussagen von weitreichender Bedeutung.

Ein dritter Band mit dem Arbeitstitel „Die Verstummten“, der den Themenkreis um das alte Rom abschließen soll, ist in Vorbereitung.

Von Waldtraut Lewin ist ebenfalls erschienen:
„Katakomben und Erdbeeren – Notizen einer italienischen Reise“. 160 Seiten, 6,20 DM. Bestell-Nr. 642 543 4

Verlag Neues Leben, DDR 108 Berlin, Behrenstr. 40/41

Wolfgang Ruge
Weimar – Republik auf Zeit
388 Seiten, 27 Abbildungen,
Personenregister,
Brosch., DM 14,80

Für Ruge ist die Weimarer Republik nicht eine ferne Episode deutscher Geschichte. Die Klassenkämpfe, in denen sie entstand und in denen sie unterging, sind ebenso Gegenwart wie Geschichte. Indem er die Ereignisse in ihrem oft scheinbar undurchsichtigen und widersprüchlichen Ablauf auf die Klasseninteressen einer geschwächten aus dem Weltkrieg hervorgegangenen, an ihren imperialistischen Zielen dennoch festhaltenden Bourgeoisie und eines durch Spaltung geschwächten Proletariats bezieht, zeigt er die entscheidenden Triebfedern der Politik in der Weimarer Republik.

Ruge zeigt, wie Industrie und Banken, Großgrundbesitz und Militär unter dem Druck der aufbegehrenden Massen sich zur Etablierung einer „freiheitlichen“ Republik bequemen mußten. Ruge zeigt weiter, wie nur die Spaltung der Arbeiterklasse der Bourgeoisie die Möglichkeit gab, 1918 ihre drohende Niederlage zu verhindern, und wie sie diese Spaltung aufrechtzuerhalten suchte. Dem Verhalten der rechten SPD werden die nicht widersprüchlichen Versuche der KPD gegenübergestellt, eine Aktionseinheit des Proletariats zu erreichen.



Arbeiter-Illustrierte Zeitung

Heinz Willmann
Geschichte der Arbeiter-Illustrierten-Zeitung 1921-1938
359 Seiten, 334 Faksimiles,
eine Beilage, Leinen,
DM 29,50

Entstanden aus dem Mitteilungsblatt der Internationalen Arbeiterhilfe „Sowjetrußland im Bild“, hat sich die AIZ zu einem Massenblatt der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung entwickelt und war, als sie 1933 verboten wurde, die zweitgrößte Illustrierte Deutschlands. Nach dem Verbot setzte die AIZ (später Volks-Illustrierte, VI) von Prag aus noch fünf Jahre ihre Arbeit fort.

Für die AIZ schrieben unter anderen: Henri Barbusse, Johannes R. Becher, Ilja Ehrenburg, Fjodor Gladkow, Maxim Gorki, Alfred Kerr, Egon Erwin Kisch, Heinrich Mann, Ludwig Renn, Anna Seghers, F.C. Weiskopf; es dichteten: Slang, Kurt Tucholsky, Erich Weinert und andere. Eng verbunden ist die Geschichte der AIZ mit der Entwicklung der Arbeiterfotografie und dem Schaffen John Heartfields. Der vorliegende Band ist daher auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der politischen Fotografie.

334 Faksimiles und der komplette Nachdruck einer illegalen Ausgabe der AIZ aus dem Jahre 1934 als Beilage bieten eine ausgezeichnete Möglichkeit, sich ein Bild von der „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung“ zu machen.

G.W. Plechanow
Kunst und gesellschaftliches Leben
2. Auflage, 463 Seiten,
Brosch., DM 9,80

Plechanow war der erste der russischen Marxisten, der danach strebte, eine ästhetische Theorie im Sinne der Weltanschauung des wissenschaftlichen Sozialismus zu entwickeln und auf das feste Fundament der marxistischen Philosophie zu gründen. Seine Bemerkungen zur materialistischen Geschichtsauffassung und seine Kunst- und Literaturkritiken sind wichtige Bestandteile der marxistisch-leninistischen Wissenschaft geworden.

Ralph Fox
Der Roman und das Volk
aus dem Englischen
Hrsg. von Georg Seehase
2. Auflage, Personenregister,
208 Seiten,
Brosch., DM 6,80

Ralph Winston Fox wurde am 30. März 1900 in der englischen Industriestadt Halifax in Yorkshire geboren. Er studierte in Oxford. 1920/21 bereiste er erstmals die Sowjetunion. 1926 wurde er Mitglied der KP Großbritanniens. Er arbeitete am Daily Worker und am „New Left Review“ mit. 1935 ging Fox nach Spanien und schloß sich den Internationalen Brigaden an. Er fiel als Politkommissar des englisch-irischen Bataillons am 2. Januar 1937. Aus dem Inhalt: Der Marxismus und die Literatur – Wahrheit und Wirklichkeit – Der Roman und die Wirklichkeit – Der Roman als Epos – Der viktorianische Rückzug – Die Prometheaner – Der Tod des Helden – Der sozialistische Realismus.

Bitte fordern Sie unser
Gesamtverzeichnis an.

verlag
deb das
europäische
BUCH
Thielallee 34, 1000 Berlin 33

lendemains

ZEITSCHRIFT FÜR
FRANKREICHFORSCHUNG
+FRANZÖSISCHSTUDIUM

GEWERKSCHAFTEN IN FRANKREICH

Heft 118

I. Kolboom:

Rezeption der französischen Gewerkschaftsbewegung
im deutschen Reich und in der Bundesrepublik

J. Droz:

Zum französischen Syndikalismus

M. Moissonnier:

Die CGT (1895 - 1976)

J.-L. Robert:

Die CGTU (1922 - 1935)

A. Bergounioux:

Die Force Ouvrière (1947 - 1976)

P. Fridenson / J. Juilliard:

Die CFDT (1963 - 1976)

P. Delanoue:

Vom Volksschullehrersyndikalismus zur
Lehrergewerkschaftsbewegung

P. Delanoue:

Die Hochschullehrergewerkschaft SNEsup

F. Marie:

Die Kunst im Streik: zur Künstlergewerkschaft SFA

ferner in diesem Heft:

Beiträge aus der Literaturwissenschaft,
France Actuelle und
Besprechungen

Jährlich erscheinen 4 Hefte in unregelmäßiger Folge.
Einzelheft: DM 7,70 / Jahresabonnement: DM 26,80;
(Studentenabonnement gegen Stud.-Beschein.: DM 22,80).
Bestellungen bei: Verlag und Vertrieb Sozialistische
Politik GmbH., Büsingstr. 17, 1 Berlin 41, Postf. 410269.

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten

- sind über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung stets informiert
- werden über die neuen und interessanten Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antikapitalistische Bewegung
- werden mit neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiterbewegung aus erster Hand

Kaufen kann man die roten blätter in allen collectiv-Buchläden. Wer spart, der abonniert. Denn ein Jahresabonnement (einschl. Porto) kostet 14,80 DM. Bestellungen an Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund.

rote blätter abonnieren!
rote blätter schenken!

Marxistische Ästhetik + Kulturpolitik

Moissej Kagan

Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik

820 Seiten, Leinen, DM 23,50

„Interessant für den westdeutschen Leser ist dabei insbesondere, daß nicht nur die sozialistische, sondern auch die bürgerliche Kunstartentwicklung bis in die Gegenwart theoretisch verallgemeinert und eine beispielhafte Polemik gegen modernistische, bürgerliche und revisionistische Positionen der Kunstproduktion und ihrer ästhetischen Reflexion geführt wird. Beispielhaft, weil hier nicht dogmatische Verdikte an die Stelle von Argumenten treten, sondern die Ursachen von Fehlsätzen und -schlüssen aufgezeigt werden; korrekte Einzelergebnisse positivistischer und strukturalistischer Forschung werden dabei durchaus anerkannt und für die eigene Untersuchung nutzbar gemacht.“

Das Argument

Autorenkollektiv

Imperialismus und Kultur

580 Seiten und 32 Seiten Abbildungen, Leinen, DM 16,—

„Der Leser kann erfahren, was der Begriff ‚Kultur‘ von marxistischer Seite aus bedeutet. Dazu wird auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen Arbeitsprozeß, technischem Fortschritt, Entwicklung der Lebensgewohnheiten und wissenschaftlichen oder künstlerischen Produkten im engeren Sinne besteht. Nach einer anderen Seite ist der Leser eingeladen, sich mit der deutschen Kulturentwicklung seit Beginn unseres Jahrhunderts zu beschäftigen.“

Deutsche Volkszeitung

Weltweit aus der Theorie-Reihe des Damitz-Verlags:

Berthold Beiler / *Weltanschauung der Fotografie*
208 Seiten mit 46 Abb., broschiert, DM 12,—

Richard Hiepe / *Die Taube in der Hand*

268 Seiten und 16 Seiten Abbildungen, broschiert, DM 18,—

Anton Hiersche / *Sowjetische Gegenwartsliteratur und wissenschaftlich-technische Revolution*
240 Seiten, broschiert, DM 8,50

Kaspar Maase / *Volkspartei und Klassenkultur*
272 Seiten, broschiert, DM 18,80

Fritz Mierau / *Revolution und Lyrik*
220 Seiten, broschiert, DM 7,50

Werner Mittenzwei / *Brechts Verhältnis zur Tradition*
300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Ursula Reinhold / *Herausforderung Literatur*
342 Seiten, broschiert, DM 9,—

Rainer Rosenberg / *Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz*
300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Jürgen Schwalm und Peter Wetterau / *Politische Arbeit mit Film*
112 Seiten, broschiert, DM 10,—

Anna Seghers / *Willkommen, Zukunft!*
302 Seiten, broschiert, DM 16,—

Nyota Thun / *Das erste Jahrzehnt*
236 Seiten, broschiert, DM 7,50

Arbeitstagung der DKP zu Fragen der Literatur
192 Seiten, broschiert, DM 8,80

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damitz Verlag GmbH, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
Telefon (089) 30 10 15 oder 16

Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt –
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und kostenlos durch MONITOR-VERLAG GmbH, Oststraße 154, Postfach 5707, 4000 Düsseldorf – Anforderungskarten liegen dieser Ausgabe bei –



Marion Miller. „Der Komplimentfaden“. Roman. Linson mit Schutzumschlag. 160 Seiten. DM 20,— ISBN 3-88097-061-0

Sechs Personen sind auf dem Wege zu einem Begräbnis. Alle sechs sind durch den Tod einer jungen Frau — Unfall oder Selbstmord? — zu Betroffenen geworden. Sie versuchen Schlüsselerlebnisse, die sie mit der Toten hatten, zu verarbeiten, sich zu rechtfertigen, sich über ihre Beziehungen zueinander klar zu werden. Und immer deutlicher wird für den Leser die Tote faßbar. Jeder, der zum Begräbnis kommt, fügt ein Mosaiksteinchen zum Bild einer jungen Frau hinzu, die versuchte, ihren Weg zu gehen, die ausbrach aus vorgezeichneten Abläufen, sich ihre Welt schaffen wollte und möglicherweise an deren Unvollkommenheit zerbrach.

Frederike Frei. „LOSELEBT“. Gedichte. Broschur. 72 Seiten. DM 8,— ISBN 3-88097-072-6

Die Gedichte lassen aufforchen: voll Sprachmusik und Melodik, unverschlüsselt in der Aussage, direkt, genau und zupackend, machen sie das Lesen zu einem vergnüglichen Vorgang, der häufig Anstöße vermittelt und nachdenkliche „Konsumenten“ hinterläßt.



Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Duninwalder Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221-601457

ASTEL ARNFRID, s. kk. 4/77
 BECKER KNUST, s. kk 4/77
 BOSCH MANFRED, s. kk 4/76. Zuletzt erschien „Kulturarbeit“ (Herausgeber), Frankfurt 1977.
 BOTTERBUSCH VERA, geb. 1942, lebt in München, verheiratet, 1 Kind. Studium der Romanistik und Germanistik, Lehrtätigkeit. Autorin und Regisseurin. Freie Mitarbeit bei Zeitungen, Funk und Fernsehen.
 DÄBRITZ ERJKA, s. kk. 3/77
 EBERLE BERND, geb. 1944, lebt in München. Beruf Reporter. Lyrikband „Frühstück mit Ei“.
 ELSNER GISELA, geb. 1937, wohnt in München. Letzte Buchveröffentlichung „Der Punktsieg“, Hamburg 1977.
 FLACKE USCHI, s. kk. 3/77
 GNÜG HILTRUD, geb. 1945, Studium Romanistik, Germanistik und Philosophie. Wissenschaftliche Assistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur in Köln. Veröffentlichungen zu Literaturtheorie und moderner Lyrik, u. a. „Don Juan – theatralische Existenz, Typ und Gattung“.
 HATRY MICHAEL, geb. 1940, lebt als Dramaturg und Schriftsteller in München
 HOFFMANN RAOUL, s. kk. 3/76
 HUND JOHANNA, s. kk 4/76
 KOFLER GERHARD, geb. 1949 in Bozen. Studium der Germanistik und Romanistik in Salzburg. Der Autor versteht die beiden Gedichte „Nachtrag zu Paul Celan“ und „Ingeborg Bachmann“ als Ergänzung zu Ursula Püschels Analyse, als Versuch eines kritisch-produktiven Zugangs zu den beiden von den „Innerlichen“ missbrauchten Autoren.
 LASSAHN BERNHARD, geb. 1951, Studium Germanistik. Veröffentlichungen: „Ich wollte so wie Tarzan sein“ (Schallplatte); Vorbereitung: „Du hast noch 1 Jahr Garantie“. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Fernsehen, Funk.
 OSSOWSKI LEONIE, geb. 1925 im damaligen Niederschlesien, dem heutigen Westpolen. Veröffentlichte Drehbücher, Theaterstücke, Dokumentationen, Erzählungen und Romane. 1972 „Zur Bewährung ausgesetzt“, 1974 „Mannheimer Erzählungen“, 1976 „Weichselkirschen“. Für ihren 1977 erschienenen ersten Jugendroman „Die große Flatter“ erhielt sie den 1. Preis der Stadt Oldenburg für Jugend- und Kinderliteratur.
 PÜSCHEL URSULA, s. kk. 4/77, wo der 1. Teil des Essays „Exilierte und Verlorene“ – Paul Celan – erschienen ist.
 RUBINSTEIN HILDE, s. kk 3/76. Letzte Veröffentlichung Gedichtband „Lobet den Zorn eurer Söhne und Töchter“.
 RUPPRECHT IMME, geb. 1946. Lehrerin an einer Kölner Gesamtschule.
 SPERR MONIKA, geb. 1941 in Berlin, freiberufliche Journalistin und Autorin. Veröffentlichungen u. a.: „Was wir von unseren Eltern halten. Sechs- und Sechzehnjährige sagen ihre Meinung“, „Therese Giehse. Ich hab nichts zum Sagen“, „Raus mit dem Kötter“.
 SPÖCKER CHRISTL, s. kk 1/77
 SPRINGER MICHAEL, geb. 1944, lebt in Aachen. Studium der Theoretischen Physik in Wien. Veröffentlichungen in Zeitschriften. Hörspiele.
 SCHRÖPFER LANDFRIED, s. kk 4/77
 STÖSSEL JÜRGEN PETER, s. kk 4/77
 TIMM UWE, Mitherausgeber der Autoren Edition. Im Frühjahr 1978 erscheint der Roman „Morenga“. Lyrik in der Reihe Zeit-Gedichte 5/77
 TROPPMANN ARTHUR, geb. 1930, lebt in München. Viele Veröffentlichungen in KÜRBISKERN und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK: *Die Leute aus dem 30er Haus*. 1978 erscheint in der Reihe Zeit-Gedichte von ihm ein Lyrikband.
 WALBERT HELMUT, geb. 1937, lebt in München. Theaterstücke u. a. „besser keine schule als“, „geschäft am nachmittag“, „1983“. Hörspiele u. a. „das kuckucksei“. Kinderromane „berni“, „der riesenvogel“.

Bellagenhinweis

Diesem Heft liegen bei: ein Spendenaufruf von medico international, ein Gesamtverzeichnis des IMSF und je eine Bestellkarte der Deutschen Volkszeitung und des Damnitz Verlags.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
 KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
 Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/6; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/6; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/8; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
 Druck: F. C. Mayer Verlag, München.
 Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,- inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,-. Postscheckkonto München 308822-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstendamm, Konto-Nr. 35/18008.
 Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.



Roger Somville, *Der Weg der Menschheit*

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

tendenzen — die einzige Kunstzeitschrift in der Bundesrepublik für eine realistische, parteinahmende Kunst

tendenzen berichtet über reaktionäre Kulturpolitik und den Kampf um eine Demokratisierung des Kunstbetriebes

tendenzen bringt neben aktuellen Kunstbeiträgen Artikel über Fotografie, Städtebau, Kunsterziehung, Kunsthochschulen, Werbung, Design, Kunstgeschichte, marxistische Ästhetik ...

tendenzen ist seit 1960 mit 115 Heftausgaben erschienen

Einzelheft DM 6,50, Abonnement (6 Nummern jährlich) DM 35,— (inkl. MwSt und Porto), Studentenabo DM 27,— (Schüler-, Lehrlings- oder Studiennachweis erforderlich)